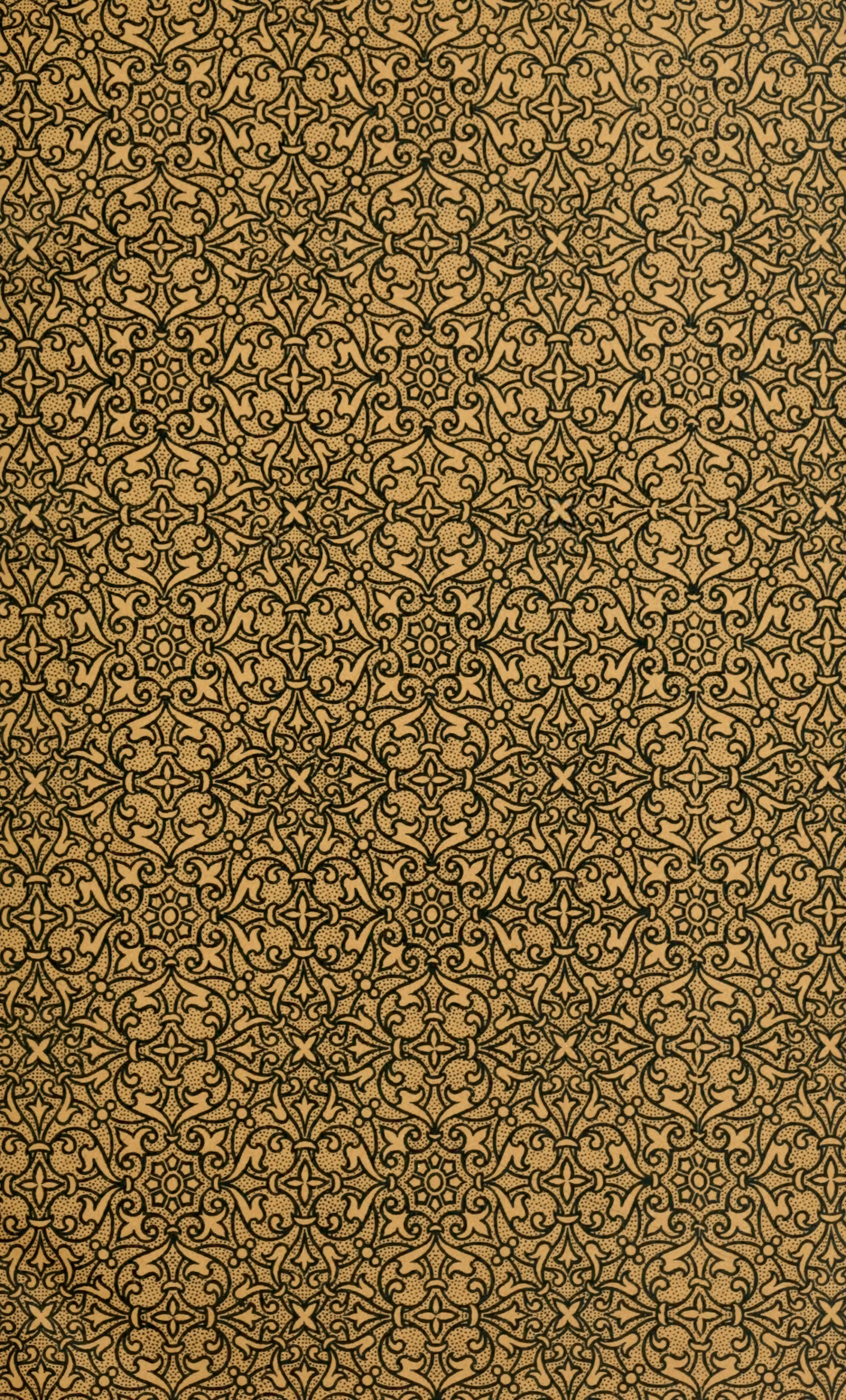
Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft.

Dreizehnter Jahrgang.



Wien,
Verlag von Carl Konegen.





Jahrbuch

der

Grillparzer-Gesellschaft.

Jahrbuch

der

Grillparzer-Gesellschaft.

Herausgegeben

von

Karl Glossy.

Dreizehnter Jahrgang.



Wien.

Verlag von Carl Konegen.

1903.

Gesellschafts-Buchdruckerei Brüder Hollinek, Wien, III., Erdbergstraße 3.

Inhalt.

Paul Weidmann,

der Wiener Faust-Dichter des achtzehnten Jahrhunderts.

Von

Rudolf Payer von Thurn.

Grillparzer wurzelt bekanntlich mit seinen Anschauungen tief in den Ideen, die der große Kaiser bei seinem frühen Scheiden seinen Staaten als unvergängliches Erbe hinterlassen hat und die unter der Gesamtbezeichnung Josefinismus bis in die Mitte des XIX. Jahrhunderts ihre verjüngende Kraft nicht eingebüßt haben. Begeistert jubelt er „des Kaisers Bildsäule" zu [1]) und nicht ohne Stolz hat er sich selbst wiederholt, wie so mancher Österreicher seiner Zeit, als „Josefiner" bekannt. Darum wird es vielleicht nicht ungerechtfertigt erscheinen, wenn in diesen Blättern einmal hundert Jahre nach seinem Tode ein österreichischer Schriftsteller der Theresianisch-Josefinischen Epoche zum Worte kommt, der an der Wiege des von Josef II. gegründeten Hof- und Nationaltheaters nächst der Burg gestanden, ein Vierteljahrhundert einer seiner beliebtesten Bühnendichter gewesen ist und in mehr als einer Beziehung als ein Vorläufer Grillparzers und Bauernfelds gelten kann.

In der Nähe der ehrwürdigen Maria Stiegen-Kirche, nicht gar weit vom Bauernmarkt, wo damals der zehnjährige Knabe Franz Grillparzer in den düsteren Räumen des väterlichen Hauses seine jugendliche Phantasie mit Räuber- und Gespenstergeschichten nährte, starb in den ersten Morgenstunden des 9. April 1801 in dem heute noch stehenden

altertümlichen Hause Stoß am Himmel Nr. 3 (damals 394)[2]) der Expeditsadjunkt der Hofkammer in Münz- und Bergwesen, Titular-Hofsekretär Paul Weidmann. Den bescheidenen, auf 460 fl. 47 kr. geschätzten Nachlaß, von welchem allein 166 fl. 55 kr. auf Bücher, 37 fl. auf Bilder und Kupferstiche entfielen, nahm Herr Josef Levi auf Abschlag seiner Forderung von 800 fl. in Empfang, und still schloß sich das Grab über der Leiche des kleinen Beamten, dem keine Zeitschrift einen Nachruf widmete, keine Bühne eine Totenfeier veranstaltete.

Bis in die allerjüngste Zeit verlor sich der Lebenslauf des Mannes im tiefsten Dunkel. Nicht einmal die Identität seiner Person mit der des bekannten Theaterdichters war völlig über jeden Zweifel sichergestellt. Seine Biographen, vielmehr die Verfasser der dürftigen biographischen Notizen, haben ihn, wahrscheinlich infolge eines dem ersten von ihnen unterlaufenen Druckfehlers, den die übrigen nachgeschrieben haben, bis 1810 leben lassen. Für Weidmann hätte es nur ein Jahrzehnt voll herber Enttäuschungen und harter Entbehrungen bedeutet. Mit dem Anschein voller Berechtigung konnte daher Ludwig Fränkel, der auch den Artikel „Weidmann“ in der Allgemeinen deutschen Biographie geschrieben hat, in einer dankenswerten Abhandlung über „Die drei Wiener Weidmanns und der Weidmannsche Faust“[3]) die Behauptung aufstellen: „Paul Weidmanns genauere Lebensumstände heutzutage noch aufhellen wollen, wäre wohl vergebliche Liebesmüh'.“

Im folgenden wird nun zum erstenmal unternommen, auf Grund eines bisher völlig unbekannten archivalischen Materials den äußeren Lebensgang dieses merkwürdigen Mannes zu verfolgen, manches Schriftstück von seiner Hand zutage zu fördern, das ein scharfes Streiflicht auf seinen seltsamen Charakter wirft, und zu zeigen, wie dieser Charakter und die durch ihn bedingten Lebensschicksale auf seine Dichtung eingewirkt haben.

Wie sein Todesjahr war auch sein Geburtsjahr bis heute unbekannt. Paul Weidmann ist nicht, wie bisher allgemein angenommen wurde und wie er selbst wohl glaubte, 1746 geboren. Die Taufmatriken der Pfarre zu St. Stephan verzeichnen als am 10. September 1744 getauft: Paulus Nicolaus, Sohn des Antonius Weidmann, Schreiber, und der Antonina uxor. Vier Jahre später, bei der Taufe eines jüngeren Sohnes, Franz de Paula, am 26. März 1748, erscheint „Antonius Weydmann" als „Herrschaftsbedienter". Pate ist in beiden Fällen „Paul Stelzer, bürgerl. Stuccatorer". Zwischen diesen beiden Taufakten erscheint kein Weidmann in den Taufmatriken. Der eine oder der andere dieser beiden Söhne des Anton Weidmann muß nun mit unserem Paul identisch sein. In der unten S. 10 erwähnten Konduiteliste aus dem Jahre 1787 wird er, offenbar auf Grund seiner eigenen Angaben, als 40 Jahre alt, in einem „Verzeichniß des bei der vereinigt böhmisch und österreichischen Hofkanzlei, Hofkammer und Ministerialbankodeputation . . . in wirklicher Dienstleistung befindlichen Personals" aus dem Jahre 1790 als 42 Jahre alt angeführt. Das würde eher für 1748 als Geburtsjahr sprechen, obwohl der 1748 getaufte Weidmann eigentlich nicht Paul, sondern Franz de Paula hieß. Mit den Geburtsdaten scheint man es in der Familie Weidmann überhaupt nicht sonderlich genau genommen zu haben. Paul Weidmanns Neffe, der bekannte Reiseschriftsteller Franz Karl Weidmann, der doch zu einer Zeit geboren wurde, als sein Vater bereits eine angesehene Stellung am Burgtheater bekleidete, wußte auch selbst nicht, wie alt er eigentlich sei, und hielt sich für fünf bis sechs Jahre älter, als die Biographen ihn machen (vgl. Wurzbach, 53. Teil, S. 262).

„Sein Vater, aus Würzburg hierher gewandert, war ein armer Bedienter." [4]) Der Mann scheint das Drückende seiner Stellung schwer empfunden zu haben, denn in ihm lebte ein starker Ehrgeiz, der sich auch auf seinen Sohn Paul

vererbt hat. Sein ganzes Streben ging dahin, seinen beiden Söhnen, von denen der ältere, 1742 geborne Josef der berühmte Komiker und verzogene Liebling des Wiener Burgtheaterpublikums geworden ist, eine höhere Schulbildung und dadurch ein besseres Los zu verschaffen. Daher auch seine anfängliche Unversöhnlichkeit, als Josef sich der verachteten Komödiantenlaufbahn zuwandte. Ein stark ausgeprägter demokratischer Zug, der Paul Weidmanns ganzes Wesen charakterisiert, seine Dichtungen durchsetzt und im Konflikt mit seiner äußeren Lebensstellung zum Unglück seines Lebens beigetragen hat, hat offenbar hier seine Wurzel. „Die Natur hat mich frey geboren, so frey wie Sie“ erwidert in einem seiner beliebtesten Lustspiele, in der „schönen Wienerin“, der Bediente auf eine verächtliche Anrede seines Grafen: „Ich bin aus Fleisch, Bein und Blut wie Sie. Die nämliche Sonne bescheint uns; die nämliche Erde trägt und nährt uns; ich hauche mit Ihnen eine Luft; wir leben und sterben, einer wie der andere.“ — „Der Kerl ist kein Narr“, überlegt der Graf, „aber es ist gut, daß seine Wahrheiten nicht überall bekannt sind — denn sonst müßten wir uns selbst bedienen.“ Das ist geschrieben und aufgeführt worden im Jahre 1776, im selben Jahre, in welchem das Hof- und Nationaltheater von Josef II. gegründet worden ist. Als das Stück 1805, vier Jahre nach dem Tode des Verfassers, wieder in den Spielplan des Burgtheaters aufgenommen wurde, ist diese Stelle und manche noch viel harmlosere dem Rotstift des Zensors zum Opfer gefallen. Derselbe Weidmann hat zehn Jahre später als Beamter seinem Kaiser und Herrn — allerdings war es Josef II. — unumwunden gesagt: „Ich begehre keine Beförderung, habe auch während zweyundzwanzig Jahren vom Hofe keine Gnade gefordert, keine erhalten; alles, was ich besitze, ist Lohn für Arbeit.“

Seine Schulbildung hat Paul Weidmann, wie sein Bruder, von den Jesuiten erhalten, das heißt in dem sogenannten Akademischen Gymnasium, welches damals unter der

Leitung der Jesuiten stand. Gleichzeitig mit seinem Eintritt ins Gymnasium wurde er 1755 nach der Gepflogenheit jener Zeit als parvista, das heißt Primaner nach unserer heutigen österreichischen Bezeichnung, an der Universität immatrikuliert.[5]) 1761 oder 1762 wird er die Universität tatsächlich bezogen haben. Ein Jahr darauf begann Josef von Sonnenfels seine Vorlesungen. Obwohl sich bei dem Mangel urkundlichen Materials aus jener Zeit ein direkter Beweis dafür heute nicht mehr erbringen läßt, dürfen wir doch den jungen 17 jährigen Weidmann als einen der ersten und eifrigsten Zuhörer des neuen Professors betrachten, der ja gerade über jene Gegenstände las, welche für den Eintritt in den Staatsdienst vorbereiten sollten. So wird es uns nicht wundernehmen, wenn wir später bei ihm häufig Sonnenfelsischen Ideen begegnen werden. Sein Eifer, der deutschen Sprache im Verkehr der höheren Stände gegenüber der französischen zu ihrem Recht zu verhelfen, der freilich nicht einmal seine eigene Sprache von massenhaften Provinzialismen zu reinigen vermochte, sein Eifer für die regelmäßige Bühne und nicht zuletzt die Tendenzen vieler seiner Stücke lassen sich, wie wir später sehen werden, auf Sonnenfels zurückführen.

Den Jesuiten dankt er jedenfalls eine tüchtige Grundlage in den alten Sprachen, die Vorliebe für das Theater und höchstwahrscheinlich die Bekanntschaft mit der spanischen Sprache und dem spanischen Drama, vor allem mit Calderon und Lope. Wenn auch die Väter an ihm, wie an so manchem ihrer einstigen Zöglinge, die sich der schönen Literatur in die Arme warfen, keine besondere Freude gehabt haben mochten, so ist er doch zeitlebens im Zeitalter der Aufklärung ein überzeugter Katholik geblieben, der bei aller Toleranz die Reformation für das historische Mißgeschick Deutschlands verantwortlich machte, wie sein Epos „Karlssieg“ und das Drama „Stephan Fädinger“ ihrer ganzen Anlage nach zur Genüge dartun. Vielleicht hat da auch seine Abstammung aus der Bischofsstadt Würzburg mitgespielt.

Im Alter von 22 Jahren, nachdem er sich bis dahin wahrscheinlich als Hauslehrer oder Privatsekretär fortgebracht hatte, trat er Ende Dezember 1767 in den Staatsdienst als Kanzleipraktikant in der Registratur der „Kayserl.-Königl. Böhmisch- und österreichischen Hofkanzley".[6]) Seiner besonderen Verwendbarkeit, vor allem seinen seltenen Sprachkenntnissen — nach seiner eigenen Angabe beherrschte er nicht weniger als neun Sprachen — verdankte er die Beförderung in eine ganz besondere Vertrauensstellung als Kanzlist, später Offizial, in das geheime Kabinett des Kaisers, die sehr bald nach seiner Aufnahme in den Staatsdienst überhaupt erfolgt sein muß. Seine spezielle Aufgabe war die Chiffrierung und Dechiffrierung diplomatischer Depeschen, eine Arbeit, die ebensoviel Scharfsinn und Gewandtheit als den höchsten Grad der Vertrauenswürdigkeit voraussetzte. Bei der Rastlosigkeit, mit der sich der Kaiser selbst den Regierungsgeschäften widmete, wird dieser Dienst ein geradezu aufreibender gewesen sein, und es klingt wie Ironie, wenn Wurzbach annimmt, daß dieser Beruf unserem Weidmann Muße genug zu literarischen Arbeiten übrig ließ. Nur mit dem Aufgebot aller Kräfte, mit Zuhilfenahme der gewiß äußerst kurz bemessenen Zeit der Erholung und der dienstfreien Nächte, allerdings wohl auch der Pausen, die die besondere Art seiner Beschäftigung hie und da im Amte mit sich bringen mochte, hat Weidmann seine zahlreichen literarischen Arbeiten geschaffen. Die oft weit über die Grenzen des Zulässigen gehende Flüchtigkeit in der Ausführung seiner dichterischen Pläne erklärt sich so aus der Art ihrer Entstehung aufs natürlichste.

Zerwürfnisse mit seinen unmittelbaren Vorgesetzten und Kollegen, in deren Verlaufe Weidmanns leicht erregbares Naturell sich einmal, als er mitternachts mit dem Keime einer ernsten Erkrankung, die ihn gleich darauf monatelang ans Bett fesselte, mürrisch und verdrossen an seinem Schreibtische im Bureau saß, mit den Worten Luft machte: „Der Esel soll seine Arbeit selbst machen!", als ihm ein junger

Beamter die Arbeit eines Abwesenden aufdringen wollte, machten sein längeres Verbleiben im Kabinett unmöglich.[7]) Am 15. Juni 1786 wurde er mit Belassung seines bisherigen Amtscharakters und Gehaltes wieder zur Böhmisch-österreichischen Hofkanzlei als Hofkonzipist versetzt und zunächst dem Hofrate von Sonnenfels zugewiesen. Hier, sollte man meinen, wäre der Literat Weidmann eigentlich erst in das richtige Fahrwasser gekommen, denn die ganze Hofstelle war damals von Literatur „durchseucht“, wie vielleicht mancher Bureaukrat alten Schlages in stillem Ingrimm bei sich sagte. Von dem stattlichen Rokokopalast zwischen Wipplingerstraße und Judenplatz, in welchem die Drähte der politischen Verwaltung der deutschen und böhmischen Erblande von den schwäbischen Vorlanden bis in die neugewonnene Bukowina zusammenliefen, spannten sich damals zahlreiche luftige Fäden hinüber nach den beiden Musentempeln am Michaelerplatz und am Kärntnertor. Als Vizekanzler stand damals noch an der Spitze der Hofkanzlei der fruchtbare Schauspieldichter Tobias Philipp Freiherr von Gebler, der Freund Nikolais, der aber schon am 9. Oktober desselben Jahres gestorben ist. Seit 1783 befand sich Josef Franz Ratschky, der seine amtliche Laufbahn als Linienamtsschreiber am Tabor begonnen und als Staats- und Konferenzrat beendet hat, als Hofkonzipist, später Hofsekretär, im Stande der Hofkanzlei. In seinem „Wienerischen Musenalmanach“, 1778—1780, hatte er die Stücke seiner späteren Kollegen Weidmann und Laudes nicht immer auf das glimpflichste behandelt; im „Exhibitenprotokoll“ aber saßen neben Weidmann Josef Gottwill von Laudes, der, wie wir Wurzbachs Angaben berichtigend hier im Vorbeigehen erwähnen wollen, nicht 1780, sondern erst 1793 gestorben ist, Karl von Martines, ein Bruder der berühmten Sängerin und Tonsetzerin Marianna Martines, in deren Elternhause Pietro Metastasio von seiner ersten Ankunft in Wien bis zu seinem Tode fast 52 Jahre lang gelebt hat, ferner ein Dominik und

ein Franz Strecker von Rautenstrauch, offenbar nahe Verwandte des Verfassers des beliebten Lustspieles „Jurist und Bauer“ Johann von Rautenstrauch, und 1790 kam, ähnlich wie Weidmann aus dem nach dem Tode des Kaisers aufgelösten geheimen Kabinett Josefs II., als jüngster Ferdinand Josef Sonnleitner hinzu, ein Bruder von Grillparzers Mutter, der, selbst Theaterdichter und Kritiker, nach Kotzebues Abgang elf Jahre hindurch Sekretär des Burgtheaters gewesen ist. Als Hofagent verkehrte im „Exhibitenprotokoll“ Johann Baptist von Alxinger. Als Kanzleidirektor aber, von dem vielfach ihr amtliches Schicksal abhing, schwang das Zepter über dem Dichtervölkchen der niedrigeren Rangstufen niemand anderer als Hofrat Josef von Sonnenfels, der Diktator der Wiener Schaubühne, zu dessen ausgesprochenen amtlichen Obliegenheiten es gehörte, den deutschen Stil der von anderen entworfenen Patente zu verbessern.

Alle die Literaten aus der Amtsstube, soweit sie der älteren Generation angehörten, hatten das Verdienst, daß sie unermüdlich für die regelmäßige Bühne gearbeitet haben: Sonnenfels als Theoretiker, Gebler, Laudes und andere als Dichter. Als mehr als zehn Jahre früher, 1775, Lessing in Wien weilte, hatten sie sich um den berühmten Gast geschart: Geblers und Sonnenfels Beziehungen zu Lessing sind bekannt. Zu ihnen gesellen sich andere in unbedeutenderer Stellung, deren die erhaltenen Briefwechsel und Tagebücher nicht gedenken, die aber gleichwohl auch ihren Weg zu dem allgemein Gefeierten fanden. Laudes zum Beispiel widmet „Die Nacht: ein Lustspiel in einem Aufzuge, nach dem italiänischen des Marches Albergati Kapacelli, Wien 1776“ „an Herrn Justizrath Leßing“: „Während Ihres Aufenthaltes allhier hatte ich einigemal das vorzügliche Vergnügen, in Ihrer Gesellschaft zu seyn. Sie sprachen von der Bühne überhaupt . . . Sie selbst wohnten einigen Vorstellungen bey . . . Nicht alles ist Gold, was glänzt, welches . . . Albergati zum Verfasser hat, und von mir für die deutsche Bühne eingerichtet worden,

erhielt, ohne daß Sie meinen Namen wußten, Ihren unpartheyischen Beifall — Sie versicherten, daß Sie mit den dabey vorgenommenen Änderungen zufrieden wären" — so konnte er sich ein Jahr nach Lessings Besuch öffentlich rühmen. Ob Weidmann, damals erst etwa siebenundzwanzigjährig und als Kanzlist in sehr untergeordneter Stellung, in diese Kreise Eingang gefunden und mit Lessing in persönliche Berührung gekommen ist, dafür hat sich kein Zeugnis erhalten. Aber Lessing hat sich damals Gebler gegenüber sehr eingehend über seine Faustpläne ausgesprochen,[8]) und noch im selben Jahre ist Weidmanns allegorisches Drama „Johann Faust" erschienen und sofort von Wandertruppen in ganz Süddeutschland unter Lessings Namen gespielt worden. Diese Gegenüberstellung der Tatsachen fordert zum Nachdenken heraus. Die Anregung, die Lessing im XVII. Literaturbrief zur dramatischen Behandlung des Faustthemas gegeben hat, ist dem jungen Wiener Literaten zum mindesten durch die persönliche Anwesenheit Lessings in Wien in Erinnerung gerufen worden, wenn wir nicht etwa gar annehmen wollen — was allerdings nicht zu beweisen, aber auch nicht von vornherein auszuschließen ist — Weidmann habe jener Unterhaltung beigewohnt oder durch einen Dritten ihren Inhalt erfahren. So könnte Lessing doch ein wenn auch unbeabsichtigter Einfluß auf den Weidmannschen Faust zukommen, der über die Literaturbriefe hinausginge.

Dem Staatsrate, späteren Vizekanzler Freiherrn von Gebler verdankt Sonnenfels, wie er in seiner kurzen Selbstbiographie dankbar hervorhebt, seine Beförderung, „die sehr oft gerade durch die mir erregten Widerwärtigkeiten herbeigeschleunigt wurde". Weidmann hatte sich niemals einer Förderung von oben zu erfreuen. Sein stark ausgeprägtes Selbstgefühl verbot ihm, demütig um Protektion zu betteln, in einer Weise, wie sie etwa Sonnenfels, naiv genug, nach eigenen Erlebnissen ebenso anschaulich wie abstoßend geschildert hat;[9]) was ihm nach seiner Ansicht gebührte, das forderte

er oft mit drastischen Worten, die ihm jedenfalls keine Sympathien eintrugen. Die Folge war, daß seine amtliche Laufbahn von dem Augenblicke seiner Rückversetzung zur Hofkanzlei langsam aber sicher abwärts ging. Gebler, von dem Sonnenfels in freundschaftlicher Ausschüttung seines Herzens sagt: „Talente finden nirgends einen leichteren Zugang als bei Geblern, er empfängt sie mit einer Leutseligkeit, die ermuntert, er hört sie, er bemüht sich, ihnen Vorschub zu leisten",[10]) war schon am 9. Oktober desselben Jahres, als Weidmann erst kaum fünf Monate bei der Hofkanzlei war, gestorben. Obwohl er auf den ausdrücklichen Befehl des Kaisers an seinem Range und Gehalte nichts einbüßen sollte, empfand er die Versetzung doch als eine bittere Kränkung. Solange Josef II. lebte, trug er ruhig sein Schicksal, denn er hatte noch im selben Jahre die schmerzliche Erfahrung gemacht, daß der Kaiser unerbittlich auf seiner Entscheidung beharrte. Die Konduiteliste des Jahres 1787 schildert ihn als „ganz verträglich, so bescheiden wie unverdrossen", bezeichnet sein Betragen gegen Vorgesetzte als „ohne Ausstellung" und hebt rühmend seinen besonderen Eifer hervor.

Kaum war Josef II. gestorben, richtete Weidmann schon an den neuen Regenten das Gesuch, „ihm die durch seine Übersetzung zu dieser Hofkanzlei verlorenen Vortheile wieder zu verleihen". Die Bitte wurde abgewiesen.[11]) Das hinderte ihn nicht, einen Monat später um den Hofsekretärscharakter und um Besoldungsvermehrung einzuschreiten. Trotzdem er auch diesmal abgewiesen wurde, erhielt er ganz unvermittelt mit Handbillett vom 26. Juli 1790 aus eigener Initiative des Kaisers den Titel als Hofsekretär. Damit gab sich jedoch Weidmann nicht zufrieden. Nicht weniger als viermal wiederholte er noch im Laufe des Jahres 1790 die Bitte, ihm zum Titel auch die erforderlichen Mittel zu geben, und zwar „in einer sehr anzüglichen Schreibart gegen das Präsidium wegen der so oftmaligen Zurücksetzung". Ein Verweis war die Antwort.[12]) Zwei Jahre später, als er bei der

Besetzung einer wirklichen Hofsekretärstelle, auf die er nach seinem Titel und Range Anspruch machen zu können glaubte, tatsächlich übergangen wurde, da verzeichnet das Protokoll (Dezember 1792 f. 797 v.): „Der hierortige Titular-Hofsekretär Paul Weidmann hat eine beleidigende Beschwer- und Drohschrift eingereicht, worüber er durch die Polizey vernommen werden soll." Die Daten über diese „Vernehmung" sind leider nicht auf uns gekommen. Weidmann scheint abermals mit einem „Verweise" davongekommen zu sein.

Kaiser Franz II. zog gleich nach seinem Regierungsantritte, teils um die Verwaltung etwas strammer zu konzentrieren, teils um Gehalte zu ersparen, die Hofkanzlei mit der Hofkammer zu einer Behörde zusammen, die den monströsen Titel führte: „Directorium in cameralibus der hungarischen und deutschen Erbländer sowie in publico-politicis dieser Letzteren." Dadurch wurde eine Reihe von Hilfsbeamten entbehrlich. Unter jenen, die mit Dekret vom 27. November 1792 vorläufig unter Belassung ihres Gehaltes und Ranges in den Ruhestand versetzt wurden, war trotz seiner vielseitigen Verwendbarkeit, die von seinen Vorgesetzten nie bestritten wird, selbstverständlich auch Weidmann. Auf diese Weise hatte man sich eines unbequemen Drängers und Nörglers unauffällig entledigt, für Weidmann aber bedeutete diese Maßregel keineswegs nunmehr uneingeschränkte Muße zu literarischen Arbeiten. Der Fortbezug des Gehaltes war an die Bedingung geknüpft, sich jederzeit zur Aushilfe beim Direktorialbureau wie auch zur Aufarbeitung der Buchhaltereirückstände verwenden zu lassen. Fürs erste scheint er daher trotz seiner Quieszierung in seinem bisherigen Wirkungskreise weiter verwendet worden zu sein. Die Pensionierung hatte nur die Folge, daß ihm auch der Schein einer Berechtigung zum Avancement genommen wurde. Erst vier Jahre später, 1796, wurde er der Hofkriegsbuchhalterei zugeteilt. Waren einst die wichtigsten und interessantesten Aktenstücke durch seine Hand gegangen, so hatte er hier endlose Kommisbrot-,

Hafer- und Heurechnungen zu überprüfen. Selbstverständlich nur ist es nach allem, was wir von ihm bisher erfahren haben, daß er gegen diese Verfügung wieder remonstrierte, ebenso selbstverständlich aber auch, daß es ihm nichts genützt hat. Aber auch die Buchhaltereirückstände nahmen einmal ein Ende und für Weidmann schlug endlich die Stunde der Befreiung von dem ihm so verhaßten Rechnungsgeschäfte. Aber schon schwebte ein neues Damoklesschwert über seinem Haupte in Gestalt einer für uns heute und auch wohl damals schon geradezu unfaßbaren Anordnung: „Um den durch die so lange Dauer des Krieges nicht wenig entkräfteten Erbstaaten ehemöglichst wieder einige Hilfe durch einen vermehrten Geldumlauf zu verschaffen", wurde mit Handschreiben vom 17. Dezember 1797 verordnet, „daß alle jene, vom Staate aus pensionierten und ohne alle Anstellung verbliebenen Civil- und Militär-Individuen, welche unbewegliche Güter größerer Gattung besitzen, in jenen Provinzen, wo sie am stärksten begütert sind, ihren Aufenthalt künftig nehmen, diejenigen aber, so unbegütert sind, ihren künftigen Wohnsitz in den ihnen am bequemsten scheinenden Provincialstädten vorwählen sollen". Diese Anordnung wurde mit drakonischer Strenge durchgeführt: „Denjenigen, welche bis Ende April künftigen Jahres dieser Normal-Vorschrift sich nicht werden unterzogen haben, wird von solcher Zeit an keine Pension weiters mehr verabfolgt werden."

Das konnte Weidmann in seiner bekannten Art unmöglich ruhig hinnehmen. Noch im Dezember überreichte er dem Kaiser Franz in einer Audienz die folgende Gegenvorstellung:[13])

Eurer Majestät

Durchlauchtigster Vater hatte die höchste Gnade, den Unterzeichneten wegen seiner lang und treu geleisteten Dienste zum Hofsekretär mit der wiederholten Versicherung zu ernennen, daß auf die Vermehrung seines Gehalts schleunig werde Rücksicht genommen werden, weil durch die Verschiedenheit der Ämter, wo er verwandt wurde, ohne seine Schuld sein Gehalt auf die Hälfte herabgesetzt wurde.

Allein nach dem Tode dieses glorreichen Monarchen wurde auf diese höchste Verheißung so wenig Aufmerksamkeit getragen, daß

er bey verschiedenen Erledigungen nicht nur ganz übergangen, sondern ihm auch der Weg zur Vorrückung geschlossen wurde, weil man bey Errichtung des Direktoriums auf die Verminderung der Beamten antrug, und seine Hofräthe in den Ruhestand setzte welches Schicksal auch ihn treffen mußte, indem die andern Räthe ihre gewohnten Beamten beybehielten.

Bey seinen folgenden Anregungen war er nicht glücklicher, und selbst bey der letzten Einrichtung neuer Ämter geschah die Wahl auf gleiche Art.

Durch eine ganz unerwartete Maaßregel sieht er sich zu seiner Erstaunung genöthiget, nach fünfunddreyßig jährigen Diensten wie ein Verbannter aus seiner Vaterstadt zu wandern, wenn nicht seine unläugbaren Gegengründe ihn wider diesen höchsten Befehl schützen.

Vor fünfundzwanzig Jahren verlor seine Mutter ihren Gnadengehalt mit der Weisung, daß ihr Sohn als Staatsbeamter sie ernähren könne. In der Folge wurde sein Gehalt, wie er erwähnte, auf die Hälfte herabgesetzt. Arrhen und Abzüge, denen er unterlag, schwächten noch mehr seine Einkünfte, die Kriegsteuern setzten ihn bey einer wachsenden Theuerung der Lebensmittel auf achthundert Gulden herab; zieht man für seine Mutter, die im Alter von vierundachtzig Jahren stäts krank das Bette hütet, nur dreyhundert Gulden ab, so fällt sein reiner Gehalt auf beyläufig fünfhundert Gulden herab, welche Summe ihn um so mehr unter die befreyten Klassen setzt, weil er nach seinem Stande leben muß, und bey so häufigen Kränkungen nicht mit Übereilung seine Geräthschaften, die ihm zum Gebrauch nüzlich, aber für andere von keinem Werth sind, mit Schaden verkaufen, und beträchtliche Übersiedlungskosten bestreiten kann.

Wie soll er eine graue Mutter, deren Zahl der Tage er nicht bestimmen kann, vielleicht am Rande des Grabes ihrem gewohnten Aufenthalt, und ihren theuren Verwandten entreißen, und in fremde Orte schleppen, wo ihr vielleicht die erforderlichen Bedürfnisse fehlen?

Er selbst befindet sich in den Stufenjahren, und hat seine Erhaltung nur einer genauen Lebensart zu danken; neue Nahrung, neue Luft, und Unordnungen machen vielleicht auch ihn zu einem Schlachtopfer. Selbst Missethäter sendet man an ihren Geburtsort; er wird aus seiner Vaterstadt unschuldig verbannt, und verurtheilt, als ein lediger Mann unter Fremdlingen die mindesten Lebensbedürfnisse zu erkaufen.

Was ihm vorzüglich empfindlich fallen würde, wäre die Entfernung von jenen Hülfsmitteln, die seine Kenntnisse mehren. Er liebt Wissenschaften, Musik, Malerey; [14]) hier findet er Büchersäle. Gallerien, und andere Schätze der Kunst, die er in den Provinzen

entrathen mußte: da er als Beamter entbehrlich gefunden wird, ist sein Bestreben, seinen Nebenmenschen durch seine Arbeiten nüzlich zu werden. Auch dieser schöne Wunsch würde vereitelt.

Er hoffte beym Eintritt des Friedens um so mehr eine Beförderung, weil selbst dem Staat daran liegen muß, erfahrene Beamte schicksam zu verwenden, und durch den Gehalt, den sie schon besitzen, eine Ersparung zu erzielen: da man aber lieber Neulinge zahlt, als auf die Gedienten Rücksicht nehmen will, kann er nur bescheiden zurückweichen, und einer günstigeren Epoche entgegen sehen. Aber auch die ferne Hoffnung einer künftigen Beförderung fordert seine Gegenwart, damit er sich selbsten neuerlich empfehlen kann, weil er keine Verwandten und Beschüzer hat, die seine Verdienste und Talente dem Ministerium gegenwärtig halten.

Da also die Absicht des Staats, die verheerten Provinzen zu bereichern, durch ihn nicht erreicht wird, weil Menschen seiner Art nicht auf ihren Vortheil, sondern auf Rechtschaffenheit und auf das Wohl des Vaterlands sehen: so hofft er, ohne weitere Kränkung unter die Zahl jener Pensionisten gesetzt zu werden, die an ihrer natürlichen Freyheit nicht angefochten sind.

Wien den 27ten December 1797

Paul Weidmann
Hofsekretär.

Aber schon am 2. Jänner 1798 erhielt er seine Eingabe zurück mit dem Bescheide: „Da die von dem Bittsteller angeführten Beweggründe denselben nach der bestehenden höchsten Vorschrift zur Ausnahme nicht qualificieren, so kann man auch seinem Gesuche nicht willfahren."

Kaum hatte er diese Entscheidung in der Hand, als er schon eine neue Eingabe überreichte, deren Ton schon gereizter klingt: [15])

Eure Majestät!

Da ich Eurer Majestät die Hindernisse, die sich meiner Entfernung entgegenstemmen zu Füssen legte, und bezüglich meiner Pflicht, die ich noch einer alten Mutter nach dem Rechte der Natur zu leisten verbunden bin, zum Beweggrund anführte, ertheilten mir Eure Majestät mit einer zuvorkommenden Güte auf der Stelle den Bescheid, daß Eure Majestät bereits an das Ministerium einen nachdrücklichen Befehl in Ansehung meiner schleunigen Anstellung erlassen haben, wodurch schon vorläufig meinen Wünschen vorgebeugt sey. Eure Majestät

geruhten die menschenfreundliche Erinnerung beyzusetzen, daß ich fortfahren soll, meiner alten Mutter ihre letzten Tage angenehm zu machen.

Um Eurer Majestät diese Angelegenheit gegenwärtig zu halten, überreichte ich beygelegte Vorstellung, welche ich gestern in der Absicht erhob, um die Wiederholung der höchsten Huld, und vielleicht eine nähere Bestimmung der höchsten Gnade zu erhalten; aber der Bescheid des Ministeriums wird Eure Majestät überzeugen, wie wenig seine Gesinnungen mit den höchsten Versprechungen übereinstimmen. Da man sich jedoch unmittelbar auf einen höchsten Befehl beruft, können Eure Majestät allein über diese Erklärung ein Urtheil fällen.

Derjenige höchste Befehl, den ich kenne, nimmt Alter, Krankheit und einen geringen Gehalt aus. Da für mich alle diese Gründe offenbar streiten; so muß eine andere geheime Vorschrift bestehen, die sich schrekbar auszeichnet, weil sie die Söhne zwingt, ihre Eltern im hülflosen Alter unbarmherzig zu verlassen, und allen Bedürfnissen preiszugeben. Beamte, die ihr ganzes Leben dem Dienste des Staats aufopferten, werden in ihren grauen Tagen verurtheilt, wie Verbannte ihr Geburtsort zu verlassen.

Welches schrekbare Beyspiel für wirklich dienende Beamte! Müssen sie nicht mit zitternden Herzen auf die Grausamkeiten denken, die sie einst an ihren theuersten Verwandten ausüben müssen, wenn sie für den erwarteten Lohn ihres Schweißes wie Missethäter in das Elend verwiesen werden; und werden sie nicht zu allen Übervortheilungen gegen den Staat geflissentlich aufgefordert, um sich geschwind durch alle Niederträchtigkeiten zu bereichern, und sich vor den grausamen Maaßregeln in Sicherheit zu setzen?

Ich danke dem Himmel, daß ich diese fürchterliche Vorschrift, auf welche sich das Ministerium beruft, ganz mißkenne, und nur jene huldreiche Erklärung aus Eurer Majestät höchstem Mund weis, welche Ihr erhabenes Herz noch bey der Nachwelt unsterblich macht, indem sie beweiset, wie wohlthätig Eure Majestät die Staatskunst mit der Menschlichkeit zu vereinigen wissen.

Da also Eure Majestät durch meine schiksame Verwendung sich huldreich auszeichnen wollen, wird allen verfänglichen Auslegungen der wo immer bestehenden Vorschriften auf eine natürliche Art ausgewichen, und ich werde in den Stand gesezt, als Privatmann meine Pflichten zu erfüllen, und als Staatsbeamter den Rest meiner Tage mit dankbarem Herzen dem höchsten Dienste zum Wohl meines Vaterlandes zu widmen.

Wien, den 21ten Jänner 1798

Paul Weidmann
Hofsekretär.

Es gab also für ihn keinen anderen Ausweg, der „Verbannung" zu entgehen, als sich um Wiederanstellung zu bewerben. Diese wurde ihm auch in der Tat zuteil, aber wieder in einer Form, welche ihn aufs empfindlichste kränken mußte. Zufällig war gerade bei der Hofkammer in Münz- und Bergwesen die Stelle des Expeditsadjunkten erledigt. Die Behörde selbst hatte einen ihrer Kanzlisten zur Beförderung vorgeschlagen, die Hofkammer aber, die den Vorschlag einzubegleiten und gegen ihn eigentlich nichts einzuwenden hatte, hatte nach den bestehenden Direktiven vorher die Liste sämtlicher „Quieszenten" durchgegangen und unter diesen den einzigen Paul Weidmann — hauptsächlich deshalb, weil sein nomineller Quieszentengehalt von 1000 fl. genau den für die Adjunktenstelle ausgeworfenen Bezügen entsprach — als geeignet befunden. Darum erhielt er auch schon im Februar 1798 die Stelle, um die er sich nicht beworben hatte. Eine Personalzulage von 100 fl., die sein Vorgänger bezogen hatte, wurde ihm nicht angewiesen. Ein Zufall wollte es, daß dieser Vortrag von dem Hofrat und Kanzleidirektor der Hofkammer Franz Anton von Sonnenfels, dem Bruder des berühmten Josef von Sonnenfels, verfaßt war. Wieder remonstrierte Weidmann, aber bescheiden und resigniert. 16)

Eure Majestät!

Da ich Eurer Majestät meinen unterthänigsten Dank für die verheißene Verwendung zu Füssen legte, geruhten Höchstdieselben eine Bemerkung zu machen, welche Eurer Majestät erhabenes Herz vorzüglich auszeichnet: Ich soll, sagten Eure Majestät, erst dann meinen Dank erstatten, wenn ich eine gute Würde werde erhalten haben.

Ich war in der That über meine neue Bestimmung als Expeditsadjunct bey der K. K. Hofkammer in Münz und Bergwesen um so mehr betroffen, weil diese Würde mit den Geschäften, die ich im Laufe von fünf und dreyßig Jahren besorgte, nicht in der mindesten Verbindung steht, und mich unmittelbar um einige Stufen herabsetzt, indem die Expeditsadjunctenstellen meistens nur geschikten Kanzellisten ertheilt werden.

Mein Vorgänger war Kanzellist, und hatte noch den überwiegenden Vortheil bevor, einen Gehalt von eilfhundert Gulden zu

besitzen, indeß mir bloß mein Quiescentengehalt bestättiget wurde der durch viele Veränderungen ohne meine Schuld sehr gemindert, und nicht einmal mit meinen vorigen Einkünften in ein Verhältniß gesezt ist.

Ungeachtet aber meine neue Würde mich abwürdiget, mir jede vortheilhafte Aussicht schließt, meine Einkünfte nicht begünstiget, und nur mit unangenehmen Manipulazionsgeschäften belastet ist, werde ich mir doch jederzeit ein Vergnügen daraus machen, diese Stelle zu bekleiden, weil sie mir Gelegenheit giebt, einigermassen den höchsten Dienst zu befördern.

Da aber jeder Beamte berechtiget ist, für lange und treue Dienste vom Staat eine Erkenntlichkeit zu erwarten; so schmäuchle ich mir, die Schranken der Bescheidenheit nicht zu überschreiten, wenn ich mich zur Bedachtnehmung bey künftigen Erledigungen um so zuversichtlicher empfehle, weil mir schon so oft schriftliche und mündliche Versicherungen einer vorzüglichen Rücksicht ertheilt wurden.

Wien, den 5ten Junius 1798

Paul Weidmann
Hofsekretär.

Ein Jahr später erneuerte er seine Klagen:[17])

Eure Majestät!

Ich habe im Laufe eines vollen Jahres durch wiederholte Vorstellungen in tiefster Ehrfurcht dargethan, wie wenig die Würde, die ich gegenwärtig als Expeditor der K. K. Hofkammer in Münz und Bergwesen bekleide, mit meinen Talenten, und mit meinem Vortheil harmoniert.

Beym lezten höchsten Bescheide ward mir also die tröstliche Frage vorgelegt, welcher Bestimmung ich denn eigentlich entgegensehe? Ich gab die natürliche Erklärung, daß ich auf keine andere Stelle Anspruch mache, als zu welcher mich bereits Eurer Majestät durchlauchtigster und höchstseliger Vater zu bestimmen geruhte, und wozu immer Gelegenheit war, stäts ist und seyn wird.

In Erwartung einer huldreichen Verfügung fuhr ich bisher immer fort, auch die lästigsten Amtspflichten zu erfüllen, um Eurer Majestät stäts neue Beweise meines unermüdeten Diensteifers zu geben. Da aber zu meinen Geschäften durch eine zufällige, oft willkürliche Fügung nicht nur die ausgemessene Arbeitszeit, sondern auch die dem Beamten zu seiner unentbehrlichen Gemüthserholung freygelassenen Stunden meistens müssen verwandt werden; hatte diese sitzende und beschwerliche Verwendung auf meine Gesundheit einen

so unglücklichen Einfluß, daß ich eben nach vielen Gefahren und Kosten von einer tödtlichen Krankheit, wie ich durch Zeugniße der Ärzte beweisen kann, allmählich wieder genese.

Ungeachtet ich jederzeit bereit bin, auch mein Leben dem Wohl des Vaterlands aufzuopfern; würde es mir doch einigermassen unangenehm fallen, dieses Opfer dem Staat für eine mechanische Würde zu bringen, zu der vielleicht mehr körperliche Kraft als vorzügliche Geistesgaben erforderlich sind, und wozu sich unzählbare Beamte geeignet finden, ja nach ihrer Neigung von Jugend auf bestreben; indeß ich erst durch eine zufällige politische Maaßregel nach fünfunddreyßig Dienstjahren ohne Neigung, ohne Vorbereitung mich zu dieser neuen und unerwarteten Laufbahn umbilden mußte.

Da es die erhabenste Eigenschaft großer Monarchen ist, alle Menschen nach ihren Fähigkeiten schiksam zu verwenden: so schmäuchle ich mir, daß Eurer Majestät höchste Gnade sich in diesem Punkte zu meinem Vortheil bey erster Gelegenheit nach meinen sehnlichsten Wünschen großmüthig auszeichnen wird.

Wien den 11ten Junius 1799.

Paul Weidmann
Hofsekretär.

Franz Anton von Sonnenfels schrieb am 22. Juni 1799 darauf: „Ist aus Mangel einer der Fähigkeit des Bittführers angemessenen anderweitigen Erledigung einsweilen ad acta zu legen.“ Anfang April 1801 überreichte er abermals ein Gesuch „um Bedachtnehmung bei Erledigung eines wirklichen Hofsekretärs-Gehaltes“. Mit dem vom 7. April datierten Bescheide: „Hat solche Erledigung abzuwarten“ erhielt er es — wahrscheinlich am 8. April — während er schon längere Zeit kränkelnd zu Hause war, zurückgestellt und am nächsten Tage früh schon berichtete der Registraturs- und Expeditsdirektor J. B. von Cronberg an das Präsidium, „daß gestern abends der diesortige Expedits-Adjunkt Weidmann von dem Schlage getroffen worden, und auch schon seel. verstorben seye“.

Weidmann starb einsam als Junggeselle, seine hochbetagte Mutter scheint ihm vorausgegangen zu sein, denn die Verlassenschaftsabhandlung gedenkt ihrer nicht mehr. Ergreifend klingt es, wenn er in dem Lustspiel „Der Land-

philosoph" den Helden Paul, der außer dem Namen noch manchen Charakterzug des Verfassers trägt, sagen läßt: „Aber könnte ich nicht wieder ein Herz finden, das redlich ist, Antheil an meinen Freuden nimmt? — Mir den Vaternamen schenkt — Vater! Wie schön das klingt! — Da hüpfen, wenn du alt bist, die kleinen Burschen und Mädchen schäckernd um dich, und verjüngen dein Alter! — Was für süße Träume!"... Seine Kränklichkeit und sein reizbares Naturell scheinen ihm jeden geselligen Verkehr verleidet zu haben. Er begegnet uns nirgends in der Memoirenliteratur seiner Zeit, nicht in dem Salon des Greinerschen, später Pichlerschen Hauses, nicht im Kramerischen Kaffeehaus, das zu seiner Zeit ein Sammelpunkt der Wiener Literaten war.

Nicht weniger charakteristisch als die oben mitgeteilten Eingaben, die sich auf Weidmanns amtliche Stellung beziehen, sind die folgenden Aktenstücke, die sich über seinen Verkehr mit der Direktion des Hof- und Nationaltheaters nächst der Burg erhalten haben. Zunächst ein undatierter Brief, wahrscheinlich an Brockmann mit dem Vermerk: „Beantwortet den 9ten 8bris 1789" in der Autographensammlung der Hofbibliothek, auf den mich Dr. Emil Horner freundlich aufmerksam machte:

Hochwohlgebohrner Herr!

Ich habe die Ehre mich um eine Erläuterung an Sie zu wenden. Da die Direktion vor einigen Monaten feyerlich jeden Beystand der Dichter verbat, und kund machte, daß Sie eine neue Quelle entdeckte, zog ich mich bescheiden zurück. Musik, Malerey und Dichtkunst haben mich seitdem so angenehm beschäftiget, daß ich die Schaubühne ganz aus dem Auge verlor. Das Publikum hingegen fordert mich gleichsam auf, indem ich nicht sicher durch die Gassen gehe, ohne daß mich bey jedem Schritte ein Schauspielfreund anhält, und frägt, ob ich denn nicht bald etwas Neues zur Bühne liefere? Ich schütze vergebens vor, daß ich nicht eingeladen bin; man zankt mit mir, und ich folgere aus dieser (sic) Ungestümme nicht etwa mein Verdienst, sondern daß man die Zuschauer nicht mit hinreichenden Neuigkeiten im Athem erhält. Ich vermuthe, daß vielleicht die Direktion auf jemand sichere Hofnung sezte, der in der Folge die ganze Erwartung nicht erfüllt.

Entdecken Sie mir also, ob denn die Bühne wirklich einen Mangel an neuen Geburten leidet? Ich will durchaus keinen würdigen Mann verdrängen; nur wenn etwa die erwarteten Geburten nicht zur vollen Reife gelangt sind, will ich aus Gefälligkeit für ein so großmüthiges Publikum die kleine Lücke ausfüllen, und durch meinen Fleiß einem edlen Volke Merkmaale meiner Erkenntlichkeit geben, das meinen älteren Geburten noch immer einen gütigen Beyfall zu schenken beliebt.

Die Veränderung der Bühne ist zwar meinen Absichten nicht im Wege, indem es mir gleichgültig bleibt, ob die Gesellschaft aristokratisch oder demokratisch verwaltet wird, ob ein Ausschuß oder Direktor die Geschäfte besorgt, wenn sie nur gut besorgt werden. Da aber das alte Institut ganz aufgehoben ist; sehe ich mich genöthiget einige Bedingnisse festzusetzen, unter welchen ich bereitwillig bin, unverzüglich der Direktion neue Stücke zuzuschicken.

Ihr freundschaftlicher Wink wird mich aufklären, wie ich mich in der Folge benehmen soll; Ich bin in Erwartung dessen mit aller Hochachtung ergebenster Diener

Ew. Hochwol. Weidmann
Vom Hause den . . . (sic) K. K. älterer Offizial

Die erwähnten Bedingnisse beschränken sich auf folgende drei Punkte:

„1tens Wünsche ich zu wissen, welche Belohnung an die Stelle der schiksamen Einnahme getreten ist?

2tens Bedinge ich mir die Besetzung gewisser Rollen, bey denen ich gewisse Schauspieler in Rücksicht nehme.

3tens Da ich mich durchaus von aufmerksamen Lesern beurtheilen lassen will; so ist meine Hauptforderung, daß ich nach einigen vorläufigen Produktionen zur Auflage meiner Werke berechtiget werde, und bedinge ich mir zur gehörigen Zeit die Zurücksendung des censurirten Manuscriptes, damit ich es zum Druk auf meine Kosten befördern kann, wofür ich unverzüglich ein Exemplar einsenden werde.“

Zu einem ernsten Konflikte aber kam es 1794 mit dem Vizedirektor Peter Freiherrn von Braun. Ein von Weidmann eingereichtes Lustspiel „Die Jugendfehler“ war von dem Grafen Kueffstein angenommen und dem Verfasser als Honorar die übliche dritte Einnahme in Aussicht gestellt worden. Die Aufführung verzögerte sich, bis Peter von Braun das Burgtheater übernahm.

Bevor der neue Direktor noch sein Amt angetreten hatte, berief sich Weidmann ihm gegenüber schon auf den Vertrag, den er mit der früheren Direktion abgeschlossen hatte, in einem Briefe vom 23. Juli 1794, der von Ausfällen auf die „Komödianten“ strotzt, „meistens stolze, aufgedunsene Leute, die zu einem bösen Herzen eine thörichte Autorsucht fügen, indem sie sich mit fremden Federn schmücken“. Braun erklärte in seiner Antwort vom 19. August, die mit der vorigen Direktion abgeschlossenen Verträge könnten ihn nicht binden, er wolle „Die Jugendfehler“ wie ein neu eingesandtes Stück behandeln. Die starken Ausfälle auf die Schauspieler aber weist er mit der feinen Wendung zurück: „Von Euer Wohledelgebohrn fiel mir diese Unbilligkeit um so mehr auf, da Ihr eigener Herr Bruder als Künstler und Biedermann die allgemeine Achtung besitzt und eine lebendige Widerlegung Ihrer Grundsätze ist.“ Gegen diesen Bescheid beschwert sich Weidmann natürlich sofort am 22. August zunächst beim Oberstkämmerer Fürsten Orsini-Rosenberg und gleichzeitig beim Kaiser. An Braun aber schreibt er am 16. September, nachdem er das Stück als zur Aufführung nicht geeignet zurückerhalten hatte und ihm eine Entschädigung von 50 Dukaten ausgezahlt worden war: „Ich würde Sie alsdann nicht b r a u n, sondern so schwarz schildern müssen, daß selbst der komische Kronenleuchter des neuen Pappendeckeltheaters, wie das Publikum zu sagen pflegt, Sie im Auge der unpartheyischen Welt nicht beleuchten könnte.“ Ein späteres Majestätsgesuch vom 20. September 1794 aber läßt alles, was wir von unserem cholerischen Autor an starken Ausdrücken bisher vernommen haben, weit hinter sich. „Vom Seidenhaspel tritt der Idiot ohne die mindeste Kenntniß zur Verwaltung einer Bühne“ heißt es gleich anfangs von Braun, und die Ausführungen des „Gesuches“ gipfeln in der offenen Drohung, „das ganze Publikum auf die ärgerliche Geschichte durch den Druck hier und im Auslande aufmerksam zu machen, andere Gelehrte durch mein Beispiel zu warnen, und meinen be-

leidigten Ruf in jedem Auge zu rechtfertigen". Unter Vorlage der ganzen Korrespondenz hatte Braun am 20. September den Fürsten Rosenberg gebeten, ihm „eine Genugthuung für die schriftlichen Beleidigungen zu verschaffen, die mir der Herr Direktorial Hofsekretär Weidmann ohne meine geringste Schuld zugefügt hat". Daraufhin ersucht Rosenberg den niederösterreichischen Landeschef Grafen Saurau am 23. September, „diesen unruhigen Mann dahin zu verhalten, daß er sich in Hinkunft gesitteter betrage und die gemachten hämischen Ausfälle ihm zugleich verwiesen werden möchten". Am 7. Oktober berichtet Graf Saurau, „daß der Hofsekretär Weidmann durch die hiesige Polizey OberDirection vorgefordert — ihm das unanständige Betragen gegen den Theatral-Vicedirector v. Braun gemessenst verhoben, und alle Bekanntmachung der entstandenen Zwistigkeit nachdrücklichst verboten worden sey. So viel es die kühnen Ausdrücke in dem an Seine Majestät von eben diesem Weidmann eingereichten Gesuche betrifft: so hat ihn nur die dießfalls bezeigte Reue von einer empfindlicheren Strafe befreyet, als die über ihn wirklich verhängt wird, und darinn besteht: daß ihn die PolizeyOberDirection abermal vorfordere, und diese Unbesonnenheit mit beygefügter gemessener Warnung für die Zukunft aufs nachdrücklichste verheben soll".[18])

* * *

Das mühselige Ringen nach besseren Existenzbedingungen, in dem Paul Weidmann zeitlebens seine besten Kräfte nutzlos verzehrt hat, hat auch einen dunklen Schatten auf seine schriftstellerische Tätigkeit geworfen. Das unleugbar vorhandene Talent konnte unter solchen Verhältnissen unmöglich zu einer reifen Entwicklung gelangen. Überdies war in ihm, wie die mitgeteilten Aktenstücke zur Genüge dargetan haben dürften, der bureaukratische Ehrgeiz weit stärker entwickelt als der schriftstellerische. Er hätte wahrscheinlich keinen Augenblick gezögert, seinen literarischen Ruhm für ein be-

scheidenes Avancement zu opfern. Seine literarische Tätigkeit aber war seinem amtlichen Vorwärtskommen nichts weniger als förderlich. Damit stand er freilich nicht allein. Aber es klingt doch, als wenn es eigens unserem Weidmann auf den Leib geschrieben wäre, wenn Arneth gerade jene Zeit schildert: „Ja es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn man die Behauptung ausspricht, daß es Männern, welche im Staatsdienste standen, in den Augen der Höhergestellten zum Nachtheile gereichte, wenn sie neben ihrer amtlichen auch noch einer literarischen Beschäftigung sich hingaben. Die letztere, statt wie anderwärts zur Auszeichnung zu gereichen und zur Anerkennung zu verhelfen, wurde in Österreich als ein erschwerender Umstand betrachtet, und man musste froh sein, wenn er Milde beurtheilt, wenn er nachsichtig verziehen wurde." [19]) Darum darf es uns auch nicht gar zu sehr befremden, wenn er in seiner Eingabe vom 27. Dezember 1797 an der Stelle, wo er von den Bildungsmitteln der Residenz spricht, [20]) das Burgtheater, mit dem er doch so innig verwachsen war, auf dem sein Bruder eine so angesehene Stellung einnahm, mit keiner Silbe erwähnt. Wer von den hochmögenden Herren, durch deren Hände das Gesuch zu gehen hatte, es nicht ohnehin wußte, der sollte nicht überflüssigerweise daran erinnert werden, daß er es mit dem Komödienschreiber zu tun habe, der von der Bühne herab schon so manchen wohlgezielten Schlag mit der Narrenpritsche nach dem Parterre und den Logen geführt hatte. Dies war jedenfalls der Hauptgrund, weshalb Weidmann fast ausschließlich nur hinter dem Schleier der Anonymität als Schriftsteller auftrat. Von den ungefähr 76 Büchern, die von ihm im Druck erschienen sind, trägt kaum der zehnte Teil den Namen des Verfassers. Dabei ist es nicht uninteressant zu beobachten, wie er zum erstenmal im Jahre 1781, also sofort, nachdem Kaiser Josef II. nach dem Tode seiner Mutter zur Alleinherrschaft gelangt ist, es wagt, mit einer gewissen Ostentation den Schleier fallen zu lassen. Jetzt mochte er

wahrscheinlich den Zeitpunkt für gekommen halten, in dem er nicht nur Duldung, sondern vielleicht sogar Anerkennung seiner literarischen Tätigkeit erwarten durfte. Vier Theaterstücke, mit der Jahreszahl 1781, tragen zum erstenmal den Namen des Verfassers: „Stephan Fädinger“, „Der Eulenspiegel“, „Peter der Große“, „Der Phönix“, oder „Die Prüfung der Herzen“. In den beiden letztgenannten höfischen Dichtungen unterzeichnet er die Vorrede mit seinem vollen Namen, die beiden ersteren tragen auf der Titelseite, allerdings mit recht kleinen Lettern, den Vermerk „von Weidmann“; der Taufname fehlt. Die „Vorrede“ zum „Stephan Fädinger“ schließt: „Da ich bisher dem Publikum die Früchten (sic) meiner Erholungsstunden[21]) mittheilte, und den Namen als eine für Jedermann sehr gleichgültige Sache wegließ, ohne jedoch ein ängstliches Geheimniß dabey zu beobachten, welches kindisch und gezwungen gelassen hätte, so entdekten einige neugierige Leser, Kunstrichter, Kalendermacher u. s. w. ganz leicht den Verfasser, und machten das Werk und den Namen ohne mein Zuthun bekannt. Seitdem beliebte man mir jede namenlose Schrift auf meine Rechnung zu schreiben, diese Ehre muß ich verbitten. Sind die Werkchen gut, so will ich nicht mit fremden Federn mich schmücken; sind sie aber solche Findlinge, deren Väter Ursache haben sich ihrer Kinder zu schämen, so will ich sie nicht an Kindes Statt annehmen. Ich werde diesem Zufalle in Zukunft vorbeugen, indem ich die Sammlung der Titel meiner gedruckten Arbeiten in die Vorreden meiner neuesten Auflagen gelegenheitlich einrücken werde. Hier folgt Das Register.“ Dieses Verzeichnis, welches Ludwig Fränkel in der „Allgemeinen Deutschen Biographie“, XLIV, 459 ff., abgedruckt hat, enthält nicht weniger als vier „Verschiedene Originalgedichte“, zehn „Originaltrauerspiele“, achtzehn „Originallustspiele“, sieben „Originaldramen“ und drei „Komische Originalsingspiele“. Dem „Almanach der Liebe. Von Weidmann. — Leipzig und Dessau, in der Buchhandlung der Gelehrten, 1783“ ist angehängt ein „Verzeichniß

Weidmanns sämmtlicher Werke, welche in der Buchhandlung der Gelehrten, und zu Wien in der Van Ghelenschen Handlung können bestellt werden". Den in dem erstgenannten Register angeführten Werken ist in dem kurzen Zeitraume von zwei Jahren eine stattliche Anzahl zugewachsen, und zwar in der Rubrik „Verschiedene Originalgedichte": „Der Eulenspiegel, ein allegorisches Schauspiel aus dem neunzehnten Jahrhundert, mit einem Ballet, Der Werbplatz der Liebe." — „Die Nonnenschlacht, ein scherzhaftes Gedicht." — „Cicero für das schöne Geschlecht, eine komische Erzählung." — und „Die Reise Pius des Sechsten"; zu den „Originaltrauerspielen" ist „Peter der Große, ein heroisches Schauspiel in fünf Aufzügen", zu den „Originaldramen" „Stephan Fädinger" und zu den „Originalsingspielen" „Der Phönix, oder Die Prüfung der Herzen, ein lyrisches Fest, mit einem Prolog: Die geraubte Grazie, und mit zwey Balleten: Die Schule der Spröden, und Das goldene Zeitalter der Liebe" hinzugekommen. Die „Originallustspiele" allein haben keinen Zuwachs zu verzeichnen. Zwei Jahre später begegnet uns im Anhang zu „Der weibliche Äsop, oder Sechzig Mittagsstunden. Von Weidmann. Wien und Leipzig 1785.", einer Sammlung gereimter Fabeln im Stile Lafontaines, die durch eine Rahmenerzählung nach dem Muster von „Tausend und eine Nacht" zusammengehalten werden, [22]) abermals das „Verzeichniß Weidmanns sämmtlicher Werke, welche ꝛc." Während alle anderen Rubriken denselben Stand wie im Jahre 1783 aufweisen, ist der ersten Gruppe diesmal wieder zugewachsen: „Der Held im gemeinen Leben, eine wahre Geschichte aus Familienbriefen gesammelt. Zwey Theile" (Dessau, Buchhandlung der Gelehrten, 1784) — „Der Almanach der Liebe" — „Charakteristische Satyren nach den Temperamenten" — „Emanuel und Rosalia, eine Geschichte in Elegien" (Leipzig und Dessau, Buchhandlung der Gelehrten, 1784) — „Das neue Jerusalem, in zehen Gesängen" — „Die

Tage des Herrn, ein Oratorium" — „Seladoniade. Ein scherzhaftes Heldengedicht in fünf Gesängen. Prag 1779", das L. Fränkel nach Goedeke anführt, erscheint in keinem der drei Verzeichnisse, rührt also wohl nicht von Weidmann her oder ist von ihm geradezu verleugnet worden.

Weidmanns Werke, von denen zweimal eine Art Gesamtausgabe durch Aneinanderheftung von einzelnen Exemplaren früherer Drucke unter einem Gesamttitelblatte („Deutsche Originalschauspiele", 5 Theile, Wien, 1775, Kurzböck, und „Sämmtliche theatralische Werke" o. J., VIII Bände, Wallishauser) hergestellt worden ist, sind — wahrscheinlich eine Folge der Anonymität — heute ungemein selten geworden und haben sich nur in größeren Sammelwerken, in der „Deutschen Schaubühne" und in der von dem Wiener Buchhändler Jahn veranstalteten „Theatralischen Sammlung" erhalten. Von den oben angeführten sind mir trotz eifriger Nachforschung unerreichbar geblieben: „Die Nonnenschlacht" (von der übrigens ein Exemplar auf der kgl. Bibliothek in Berlin sich befinden soll), „Cicero für das schöne Geschlecht", „Die donnernde Legion, ein Oratorium", die „allegorischen Gemälde": „Der Tod Theresiens" und „Die Reise Pius des Sechsten", ferner „Emanuel und Rosalia", „Der Held im gemeinen Leben". Dagegen bin ich in der Lage, das reichhaltige Verzeichnis Goedekes (VI, 313 ff.) von „Originallustspielen in fünf Aufzügen" noch um einige Nummern zu vermehren. Außer dem schon angeführten „Der Landphilosoph oder die natürliche Weltweisheit" (Wien, bei Joh. Joseph Jahn, 1787) sind noch: „Der Sonderling, oder besser schielend als blind" (Wien, 1785, bei Friedrich August Hartmann), „Die Neider, oder so rächt man sich an seinen Feinden" (Wien, bei Joh. Joseph Jahn, 1786), „Die Rückfälle, oder die Stärke der Gewohnheit" (Wien, bei Joh. Joseph Jahn, 1788), „Der Advocat, oder wer wird wohl den Prozeß gewinnen?" (Wien, bei Joh. Joseph Jahn, 1789)

in einem älteren, leider Fragment gebliebenen Zettelkatalog der Bibliothek des Hofburgtheaters ausdrücklich Paul Weidmann zugeschrieben, während sie Goedeke (V, 330 ff.) irrtümlich bei dem Schauspieler Joseph Weidmann verzeichnet. Innere und äußere Kennzeichen bestätigen durchaus diese Angabe.

Anderen Werken auf die Spur haben mich die Protokollauszüge leider nicht mehr erhaltener Zensurakten geführt. Wie jeder andere österreichische Schriftsteller hat auch Weidmann seinen Strauß mit der Zensur auszufechten gehabt. Das „Protokoll für Niederösterreich“ im Archiv des k. k. Ministeriums des Innern verzeichnet unter dem Juli 1795: „Weidmann Paul, Hofsekretär, bittet, daß das von ihm verfaßte Buch Moralische Erzählungen erlaubt werde. Decretatum: Bey dem Verbothe dieses Werks hat es zu bleiben. am 21. July 1795.“ Das Buch selbst findet sich in der kaiserlichen Familien-Fideikommißbibliothek (Inv.-Nr. 2884). Der Titel lautet: „Moralische Erzählungen von Weidmann K. K. Hofsekretär. (!) = Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci. Horat. = Leipzig 1795. Bey Heinrich Gräff.“ Es enthält folgende zehn Erzählungen: Der Anwald der Armen. Die Gefahren der Gelegenheit. Der gute Rath. Der Adel des Herzens. Die Triebfedern. Glück und Unglück. Der Schein. Die Wünsche. Die Meynungen. Die Augen. Schon die erste Erzählung beginnt: „Eduard von Sternau war von der Natur mit vorzüglichen Geistesgaben und mit dem edelsten Herzen geziert. Das Glück hatte ihn nur sehr mäßig begünstiget; aber sein unermüdeter Fleiß ersetzte jeden Mangel. Er stieg einige Jahre die beschwerlichen Stufen der Ehre. Er liebte sein Vaterland: da er aber in einem monarchischen Staate lebte, wo nicht immer die Tugenden das Triebwerk aller politischen Handlungen sind; so war seine Gesinnung, die mehr zum republikanischen Geist und zum Heroismus geneigt war, keine vorzügliche Empfehlung, und er mußte empfindliche Kränkungen auf seiner Laufbahn

erdulden." Es war zwei Jahre nach seiner „Quieszierung", als Weidmann diesen Eingang niederschrieb, und zugleich das erste und letztemal, daß er auf dem Titel eines Buches, und zwar eines von der Zensur ausdrücklich verbotenen Buches, seinem Namen wie zum Hohne sogar seinen Amtscharakter — Hofsekretär — beisetzte, und dies zu einer Zeit, als die Jakobinerriecherei in Wien ihren Höhepunkt erreicht hatte, bei einem Buche, das mit einem Hymnus auf die republikanische Verfassung beginnt. Daß der Verfasser trotzdem von der Polizei unbehelligt blieb, ist nach allem, was wir von jener Zeit wissen, geradezu ein Wunder zu nennen.

Den Gedanken selbst hatte übrigens schon viel früher Sonnenfels, allerdings in weniger schroffer Form, in seiner Abhandlung „Über die Liebe des Vaterlandes" (Werke VII, 12 ff.) ausgesprochen: „Aus diesem Grunde kann vielleicht die Vaterlandsliebe in den Demokratien leichter Wurzel fassen, als in aristokratischen und monarchischen Staaten."

Vier Jahre später verzeichnet das Zensurprotokoll: „Paul Weidmann, k. k. Hofsekretär, beschwert sich, daß der Druck seiner Ode auf den Krieg verboten wurde und bittet zugleich, daß die Censur künftig mit Schriften, die dem Vaterlande zu keinem Nachtheile gereichen, nicht so streng wie dermalen verfahre." Das Protokoll des Direktoriums aber erklärt kategorisch: „Decretando an den Beschwerdeführer, daß es bei dem ihm von der Zensur ertheilten Bescheide zu bewenden und er sich künftig von der in seiner Bittschrift enthaltenen unanständigen Schreibart unter schwerer Ahndung zu enthalten habe. Den 12. September 1799." Einen Band „Oden" enthält auch das „Verzeichniß und Schätzung der Bücher des verstorbenen Herrn Paul Weidmann" bei der Verlassenschaftsabhandlung unter den „Verlagsbüchern in Crudo", welche „von dem Herrn Bruder zurückbehalten" wurden.[24]) Bisher ist es mir nicht gelungen, Weidmanns Oden aufzufinden.

Wie weit sich aber Weidmanns Satire gelegentlich versteigen konnte, das zeigt ein Werk, dem sich etwas ähn-

liches aus jener Zeit kaum wird an die Seite stellen lassen: „Der Eroberer, Eine poetische Phantasie In fünf Kaprizzen. Aus alten Urkunden mit neuen Anmerkungen. — Terruit urbem, terruit Gentes. Horat. Wien und Leipzig, in der Buchhandlung der Gelehrten, 1786.“ Daß das Buch wirklich von Weidmann herrührt, der seine Gründe haben mochte, mit der Verfasserschaft desselben nicht zu prunken, beweist wieder das erwähnte Verzeichnis im Verlassenschaftsakte. Das Exemplar, welches ich besitze — wahrscheinlich das einzige, welches der Zensur entgangen ist — ist den im selben Verlage in gleicher Ausstattung und gleichem Formate erschienenen Werken „Das neue Jerusalem in zehn Gesängen von Weidmann. Dessau und Leipzig, in der Buchhandlung der Gelehrten, 1784“ und „Die Tage des Herrn. Ein Oratorium von Weidmann. Ιδε ἡμεραι ἐρχονται του Κυρίου! Dessau und Leipzig, in der Buchhandlung der Gelehrten, 1784,“ beigebunden. So mochte es unter falscher Flagge segelnd der Wachsamkeit der Polizei entronnen sein. Schon die „Zueignungsschrift. An einen König der Antipoden.“ enthält unter anderem den Satz: „Wenn Eure Majestät, wie einige Reisende behaupten, auch ein Beschützer der deutschen Musen sind, welches die Fürsten selten wagen; so sind Sie ein wahrer Antipode von unserm gelehrten Europa, und ein Antipode aller Könige.“ Die „Vorrede des Dichters“ aber sucht die abstruse Form oder vielmehr die absolute Formlosigkeit der „Kaprizzen“ zu rechtfertigen: „Sollte die Dichtkunst nicht eben die harmonischen Freyheiten geniessen, da sich der spielende Tonkünstler frey seiner willkürlichen Laune überläßt, und in ein bewunderungswürdiges Chaos aller Tonarten sich verwickelt? Von einem taumelnden Wirbeltanze hüpft er zu einer melancholischen Arie; ehe er sie noch zustande bringt, schleicht er tändelnd zum neckischen Rundliedchen, artet rasch in ein heulendes Ungewitter aus, und donnert blutige Schlachten. Diese zerstreute Begeisterung ist oft den horchenden Ohren ein seltenes unerwartetes Ver-

gnügen, und man hört manchen Künstler lieber phantasieren, als ein regelmäßiges Concert spielen, die Ursach ist, weil der kühne, und mannigfaltige Wechsel der Gedanken, und die verwägenen Übergänge die Zuhörer reizen, hinreissen, erschüttern. Lasset uns versuchen, welchen Eindruck eine poetische Phantasie auf das menschliche Herz machen wird. Vielleicht bringt die scheinbare Unordnung, die doch heimlich Ordnung und Verbindung hat, eben die gute Wirkung in dem Gemüthe der Leser hervor." Den Beschluß macht ein „Privilegium", welches die den geschützten Werken vor- oder nachgedruckten kaiserlichen Privilegien gegen den Nachdruck scharf persifliert, indem es sich eng an den Wortlaut derselben anschließt:

„Wir durch die Gnade der Götter erwählter Fürst der Musen und Vorsteher aller Gelehrten, machen hiemit allen Kunstgenossen, Versammlungen, und Zünften kund, das uns unser lieber Getreuer demüthig gebeten hat, sein neugebornes Kind in unsern mächtigen Schutz zu nehmen, und gegen alle Verstümmlungen durch einen Freybrief zu sichern: wenn Wir aber erwägen, wie sehr die leidige Seuche der Verschneidungen um sich frißt, und wie einem zärtlichen Vater das Herz bluten muß, wenn er wie eine Niobe seine Kinder unter den Händen grausamer Dramenhenker erwürgen sieht; auch zugleich die treugeleisteten Dienste dieses patriotischen Dichters besonders durch ein Merkmal unserer Hochachtung belohnen wollen: so verbieten Wir in Kraft unserer erhabenen Würde allen Kindesmördern, Lokalisirern, Verstümmlern, Scharfrichtern, Flickschneidern, Vampiren, Nachahmern, Verkürzerern und Vergrösserern, ihre profanen Klauen an dieses Werk zu legen, bey Strafe unserer ewigen Ungnade, und eines fürchterlichen Bannes. Sollten aber, welches die keuschen Musen verhüten mögen! auch weibliche Grazien so unedel ihre schönen Hände mit häßlicher Tinte entweihen; so verurtheilen wir sie zu einer jährlichen Leibesstrafe von tausend Küssen, deren eine Hälfte dem beleidigten Dichter, die andere aber unserer poetischen Schatzkammer heimfällt. Gegeben in unserer Residenz Parnaß.

Apoll."

Man glaubt ein Buch von Ludwig Tieck oder Achim oder Arnim zu lesen: bezeichnend genug mengt Weidmann hier unter Hexameter, Knittelverse und antike Strophen auch

romanische Strophenformen, das Sonett, Madrigal, Ritornell, die erst ein Jahrzehnt später durch die Romantiker wieder in die deutsche Literatur eingeführt worden sind. Das, was man später romantische Ironie genannt hat, feiert hier wahre Orgien.

Der Grundgedanke, der rote Faden, der sich durch dieses Labyrinth von Situationen hindurchschlingt, ist das Schicksal des Eroberers Eduard von seiner Geburt bis zum Tode. Die „Poetische Phantasie“ ist im gewissen Sinne nichts als eine verbesserte Auflage von dem 1781 erschienenen „Eulenspiegel“. Eduard heißt dort Philodox und dem Eulenspiegel entspricht im „Eroberer“ der Narr Beliam. Aber während der „Eulenspiegel“ mit einer Apotheose des Philodox schließt, den die Weisheit, nachdem er den schwersten Sieg, den Sieg über sich selbst, errungen, in den Tempel der Unsterblichkeit einführt, endet Eduard tragisch im Wahnsinn: Szene. Ein Hofplatz. (Beliam hat eine große Feldtrommel, eilt mit Lärmen über den Hauptplatz der Burg. Das Volk sammelt sich in einem Kreis; er zieht ernsthaft eine Schrift aus dem Busen und liest.) Beliam: Kund und zu wissen sey hiemit jedem, der es wissen soll und Ohren hat, daß Seine Majestät unser allergnädigster Monarch Eduard der Grosse seinen Verstand verloren hat, wer solchen gefunden hat, der wird gebeten, ihn in die Burg zu bringen. Der Finder soll königlich belohnt werden! Isidor (ein Höfling): Narr, suchst Du einen Schooßhund? Bel. Da müßte ich Dich suchen! — Ich suche den Verstand des Königs. — Isid. Er hat ihn verloren. — Bel. Er war der Einzige am ganzen Hofe, der noch einen Verstand verlieren konnte, denn die Uebrigen hatten keinen zu verlieren, oder haben ihn schon lang verloren. — Glückliches Volk, das Du einen so weisen König hast, der seinen Verstand verlieren konnte! — An wenig Höfen wird getrommelt. Ich bin der Erste vielleicht auch der Letzte, der königlichen Verstand sucht![25])

Beliam weist viele Züge der Shakespeareschen Narren auf. Einmal aber ist er Falstaff, wenn er Bucklichte, Lahme,

Seiltänzer, Gaukler, einen Ausschuß von Halunken, in einem Tollhause anwirbt, um im Auftrage des Königs Jerusalem zu erobern. In seinem Wahnsinn benimmt sich Eduard, „dieses zertrümmerte Meisterstück der Natur!“, wie ihn der Arzt bezeichnet, genau wie Hamlet. Er wirft die Totenschädel in der Gruft durcheinander und hält Zwiegespräche mit ihnen. Seine Geliebte Salinia verfällt gleichfalls dem Wahnsinn. Eine Hexenszene, welche den Giftmord einleitet und begleitet, den Alidia an ihrer Nebenbuhlerin Salinia begeht, ist offenbar auf Macbeth zurückzuführen.

Von den tollen Sprüngen, mit denen der Verfasser, der in seinen Theaterstücken ängstlich die drei Einheiten wahrt, hier in einer Art, welche an Jean Paul gemahnt, über jede Form hinwegsetzt, mögen die folgenden Überschriften der einzelnen kurzen Abschnitte der dritten Kaprizze, Der Mann Eduard, einen Begriff geben: Szene. (Eine Studierstube.) Roman. — Szene. — Rede. — Szene. — Traum. — Moralische Erzählung. — Anekdote. — Ballett. — Allegorische Szene. — Hochzeitode. — Szene. — Das morgenländische Gemälde. — Selbstgespräch. — Serenade. — Biblische Schreibart. — Psalm. — Geheime Nachrichten. — Pantomime. — Zeitungsblatt. — Pasquill. — Stoff einer Kriegserklärung. — Tagebuch eines Kriegers aus Eduards Lager. — Brief. — Nachtgedanken.

„Der Eroberer“, den uns der Verfasser durchaus nicht als ein verabscheuenswertes Ungeheuer von Haus aus vorführt, den er uns vielmehr menschlich näher bringt, ist eine der grausamsten Satiren auf den aufgeklärten Despotismus, die je geschrieben worden sind. Daß ein kleiner Teil dieser Satire wenigstens auf Josef II. zielt, verrät uns schon eine Stelle am Beginne. „Um des Himmels willen! Madame“, sagt Eduards Vater zur Königin der Feen, „machen Sie aus dem Kinde, was Sie wollen, nur keinen Helden! Was soll ich mit einem tolldreisten Thronfolger machen, der nichts an seinem Orte läßt, den jeder Nagel an der Wand irrt,

wenn er ihn nicht nach seinem Eigensinne ordnet?" Es ist nicht ausgeschlossen, daß das Buch in irgendeinem Zusammenhange mit der Entfernung Weidmanns aus dem geheimen Kabinett steht, die, wie wir oben gesehen haben, im selben Jahre erfolgt ist.

Und doch hatte der Kaiser vielleicht keinen treueren Bewunderer, keinen aufrichtigeren Verfechter seiner Ideen als unseren Weidmann, der ihm nur auf seine besondere Weise diente. „Deutlich, ja mit einer Ostentation, welche die edle Absicht der Gefahr verkannt zu werden aussetzte, gab der Kaiser dem Adel seines Reiches zu verstehen, daß . . . kein Adeliger als solcher, sei es nun bei der Feststellung oder bei der Anwendung der Gesetze, von ihm irgendeine Bevorzugung zu erwarten habe." [26]) Dieses Thema hat Weidmann in seinen Dramen unzähligemale variiert. Auf Schritt und Tritt begegnet uns bei ihm der verächtliche Typus des Junkers, wie ihn etwa Sonnenfels in seinen Inaugurationsreden „Das Bild des Adels" und „Über den Beweggrund der Verwendung" der adligen Jugend der k. k. savoyischen Akademie als abschreckendes Beispiel vorgeführt hat. [27]) Dem Grafen Rüdiger Starhemberg zum Beispiel legt er im befreiten Wien die Worte in den Mund: „Man überhäuft den Adel mit Würden und Titeln, da oft der arbeitsame gemeine Mann sein Blut und Leben um etwelche Kreuzer hingeben muß; und doch tut ers willig; er murrt nicht über die Undankbarkeit des Monarchen. Ein Edelmann von feiner Erziehung soll desto erhabenere Gesinnungen, einen höheren Begriff von der Verbindlichkeit haben, die er seinem Vaterlande schuldig ist."

„Der adeliche Taglöhner, ein komisches Originalsingspiel in drey Aufzügen" (1780) [28]) stellt dagegen wirkliche adlige Gesinnung jedes äußeren Glanzes entkleidet dar. In einem anderen Stücke aber, in welchem uns in der Person des Königs schlechthin die Gestalt des Volkskaisers, wie die Überlieferung und die Phantasie des Volkes sich ihn so gern ausmalen, entgegentritt, setzt er dem Adelsstolz direkt den

Bürger- und Bauernstolz entgegen: „Der Fabrikant oder Das war ein fürstlicher Zeitvertreib. Ein Originallustspiel in drey Aufzügen. Für das kais. kön. National-Hoftheater" (Wien, bei Joh. Josef Jahn, 1789). Finsterbusch, der aus eigenen Kräften, ohne Staatshilfe, wie er selbstbewußt hervorhebt, eine blühende Fabrik gegründet hat, verspricht seinem tüchtigsten Arbeiter, Walter, die Hand seiner einzigen Tochter, damit der Bestand der Fabrik nach seinem Tode gesichert ist. Julchen liebt jedoch St. Hilar, den Neffen ihres Nachbars Kondulmer, einen verarmten Edelmann, der sich bei den Nachbarn wegen seines bescheidenen, gefälligen Wesens allgemeiner Beliebtheit erfreut. Finsterbusch gibt ihm zu verstehen, daß er unmöglich sein Eidam werden könne: „Ich bin Bürger, Kaufmann, Fabrikant. Sie als ein Edelmann gehören zur Feder oder zum Degen." Verzweifelt über diesen Bescheid will sich St. Hilar vor dem Hause der Geliebten töten. Sein Oheim verhindert es und verspricht ihm Hilfe. Er erinnert sich, daß sein Vater dem Könige in Kriegszeiten eine bedeutende Summe vorgeschossen. Er begibt sich nach der Residenz, will dem Könige die Schuld erlassen, wenn er seinem Neffen ein Ämtchen geben wollte. Im Vorzimmer des Audienzsaales trifft er mit Finsterbusch zusammen, der ein Gesuch um Schutz für seine Fabrik gegen Übergriffe des Forstamtes überreichen will. Der Fabrikant wird von dem Kämmerling Grafen Hellmann, der ihm die Bittschrift abnimmt, weil der König heute nicht sprechbar ist, eingehend nach den Verhältnissen seiner Fabrik befragt und ihm ein Besuch des Königs in Aussicht gestellt. Dem alten Invaliden Kondulmer aber, der von den Höflingen immer zurückgedrängt wird, hat ein Jagdhund, der sich ihm spielend genähert hat, die Bittschrift entrissen und ist damit davongeeilt. Unverrichteter Dinge muß der Alte heimkehren. Der Hund des Königs aber hat seine Beute in gewohnter Weise seinem Herrn apportiert. Der König beschließt, unerkannt nach dem Dorfe zu reiten und sich persönlich von

dem Zustande der Fabrik Finsterbuschs wie von der Stichhältigkeit der Angaben Kondulmers zu überzeugen: „Der Prozeß ist leicht entschieden. Die Jagd ist nur ein Zeitvertreib, den ich fast vergesse; die Fabriken aber sind Staatsbedürfnisse, die meine Begünstigung verdienen.“ Auf dem Wege vor dem Dorfe holt der König den alten Kondulmer ein, der in Gedanken versunken eine Ausflucht sucht, seinen Mißerfolg vor dem Neffen zu entschuldigen. Der König will ihn nach dem rechten Wege zur Fabrik fragen und weckt ihn mit der Frage „Woher mein Freund?“ aus seinem Nachdenken. „Ja woher? Vom Hofe, wo Menschen und Thiere Spitzbuben sind, den guten König ausgenommen, der nicht alles wissen kann —“ erhält er zur Antwort. Der Alte erzählt sein Mißgeschick und seines Neffen aussichtslose Liebe. Der König sendet seinen Begleiter Hellmann nach der Wohnung Kondulmers, die Dokumente zu prüfen, und begibt sich selbst zu Finsterbusch. Dort führt er sich als ein Abgesandter des Königs ein, der ihm die Gewährung seiner Bitte bringt: und nun entwickelt sich folgende köstliche Szene:

Finsterbusch (springt auf und hebt das Glas): Der König soll leben! Mein Blut und Leben ist sein! — König: Ich nehme Sie beim Wort! — Finsterbusch: Freund die Hand! Ich nehme den Himmel zum Zeugen … — König: Da der König auf das Wohl seiner Unterthanen bedacht ist; so befiehlt er, Ihre Tochter dem jungen St. Hilar … zur Gattin zu geben. — Finsterbusch: Der König befiehlt mir — meine Tochter — dem St. Hilar, dem Bettler, zu geben? — Und befiehlt? — Herr, ich habe alle Hochachtung für Sie, alle Ehrfurcht für unsern lieben König; aber bei Gott! Da hat der König Unrecht! — König: Herr Finsterbusch, sein Wohlsein, Ihre Jungfer Tochter soll leben! — Finsterbusch: Schönen Dank! — Aber der König hat Unrecht! — Einem Vater zu befehlen! … Bei meiner Seele! Der König hat Unrecht! — König: Der König hat recht! — Ha Vater Finsterbusch im Vertrauen … Der König will die jungen Leute beglücken. Der Hof ist dem Kondulmer zweimalhunderttausend Gulden schuldig. — Finsterbusch: Was Sie sagen! — König: Der Onkel und Neffe sind so großmüthig dem König die Schuld zu schenken. — Finsterbusch: Sie sollen leben! Jetzt haben sie beide meine Gnade. Was thut der König? … — König: … Er läßt den edlen Gläu-

bigern Kapital und Interesse auszahlen, schenkt dem jungen Edelmanne noch zur Belohnung für die treuen Dienste seiner Ahnen ein hübsches Ämtchen, und wünscht also — Finsterbusch: Schön, sehr schön! Aber bei meinem Punkt hat der König doch Unrecht! Ich gebe meine Tochter keinem Edelmanne, das hab ich feierlich geschworen! Ich bin Fabrikant; gleich und gleich! Der König hat Unrecht! — König: Lieber Mann, der König hat recht! Seine Majestät hat Dich für Deinen ausgezeichneten Fleiß in den Adelstand erhoben ... jetzt kann also Deine Tochter als ein Fräulein nur einen Edelmann zum Gatten wählen; der König hat also recht. — Da stürzt ein Projectant zur Thüre herein und erkennt den König. — Finsterbusch: Der König! (... reißt die Mütze vom Kopf, und stürzt zur Erde) Eure Majestät, jetzt hab ich Unrecht .... — König: Vater jetzt hast Du recht! .... Ich komme nicht Dich zu zwingen, Du bist Vater, und kannst die Hand Deiner Tochter verschenken. Aber ich komme zu Dir als Freund Dich zu bitten ... — Finsterbusch: ... Ich habe Unrecht, Eure Majestät haben allzeit Recht. Segen auf meine Kinder! O welch ein glücklicher Vater bin ich ...

Unter der Überschrift „Moralische Erzählung", die zum Schlusse in den eben mitgeteilten lebendigen Dialog übergeht, findet sich die Geschichte in der dritten Kaprizze des „Eroberer" S. 96—102. Dort ist der Vater des Mädchens, Jonas, ein reicher Bauer, der den adligen Bewerber mit den harten Worten abweißt: „Jüngling, Du bist ein Bettler, ein Taugenichts ohne Aussicht! Und was noch mehr ist, ein Edelmann! — Meine Tochter soll einen wackren Landmann heurathen." Den Gang der Handlung hat Weidmann bis ins kleinste Detail beibehalten, aus dem Bauern aber hat er im Lustspiel einen Fabrikanten gemacht. Das Lustspiel ist entstanden in einer Zeit, in welcher man durch Erteilung von Privilegien, von Staatssubventionen und Vorschüssen an rührige Unternehmer der Industrie aufzuhelfen oder vielmehr eine solche zu begründen suchte. In dem seinerzeit so beliebten Schauspiele des Staatsrates Tobias Philipp Freiherrn von Gebler „Der Minister" empfängt Graf Hohenburg auch einen Fabrikanten, den Kaufmann Belton, den Eigentümer einer großen Wollmanufaktur, der ihm ein Gesuch um Verlängerung und Erweiterung seines

Privilegiums überreicht. „Hohenburg ist der wahre Stifter meiner Fabrik", schmeichelt der Bittsteller. „Er ermunterte mich, er verschaffte mir Vorschüsse und Begünstigungen. Das größte darunter war das ausschließende Privilegium, das nun bald erlöschen wird." Bei Gelegenheit der Verhandlungen über die Linzer Wollzeugfabrik im Schoße des Staatsrates erzählt Hock[29]): „Gebler verwies auf England und Frankreich, wo man es verstehe, der Industrie aufzuhelfen und gerade bei den Wollzeugen den Anfang damit gemacht habe." Was der Minister dem Fabrikanten auf seine Bitte um ein allgemeines Monopolium und auf seine Frage, ob er auf Belohnungen hoffen dürfe, erwidert: „Allerdings. Doch keine, die zum Schaden des allgemeinen Besten gereichen: die den aufkeimenden Wetteifer ersticken; die den Schweiß und Verdienst so vieler Tausende der Habsucht eines einzigen Preis geben." — Das deckt sich wieder nahezu wörtlich mit den Grundsätzen, die Josef II. im Jahre 1783 der Hofkanzlei bei der Erteilung von Privilegien und Staatsvorschüssen einschärfte: „Das allgemeine Beste hat der Convenienz einzelner Menschenclassen stets voranzugehen ... Damit Einer oder Zwei verkaufen, woran 1000 Menschen ihre Arbeitskraft üben, ist nicht der Vortheil der wenigen Kaufleute, sondern das Interesse der fabricierenden (d. h. arbeitenden) Classe zur Richtschnur zu nehmen." [30])

Gegen das ausschließende Fabrikationsrecht und das ausschließende Verkaufsrecht hatte auch Sonnenfels in der Abhandlung „Von dem Zusammenflusse" (Gesammelte Schriften, X. Band, S. 130 ff.) unzweideutig Stellung genommen. Es war daher gewiß kein glücklicher Griff seiner Gegner, wenn in dem auf den Parnaß versetzten Grünen Hut Hannswurst, nachdem er kurz vorher als Gelehrter in der Maske Sonnenfels aufgetreten ist, um dessen Überhebung zu geißeln, in einem der nächsten Auftritte als einfältiger Projektant erscheint, dessen einzige Weisheit in der Monopolisierung des Handels besteht.

Viel früher schon hatte der junge Kanzleibeamte, der kaum fünf Jahre erst im Staatsdienste stand, freilich durch die Anonymität geschützt, es gewagt, von der Bühne herab sein Votum in die Diskussion einer Frage zu werfen, die damals nicht nur in Österreich, sondern in ganz Europa auf der Tagesordnung stand, in der auch Friedrich der Große als Schriftsteller wie als Gesetzgeber energisch Partei ergriffen hatte. In Österreich schwankte damals das Zünglein der Wage bedenklich und keineswegs die Schale der Aufklärung war es, die niederzog. In seinen Vorlesungen und Disputationen war Josef von Sonnenfels vorsichtig zwar, aber mit vollem Nachdruck für die Abschaffung der Folter und der Todesstrafe eingetreten, welche doch erst durch die Theresiana neuerdings bestätigt worden waren. Als die Hofkanzlei ihn und seine Schüler, vor allem De Luca in Linz, deshalb verklagte, verordnete die Kaiserin auf Hatzfelds Antrag gegen das Votum Geblers am 22. August 1772, daß die beiden Fragen nicht mehr besprochen werden sollen. Am 11. Dezember desselben Jahres noch vermochte der Staatsrat wenigstens eine teilweise Rücknahme dieses Verbotes zu erwirken, aber die Aufnahme der anstößigen Angriffe in die zur öffentlichen Disputation bestimmten Thesen blieb untersagt.[31])

Da tauchte der junge Kanzleipraktikant seine Feder ein und schrieb: „Die Folter, oder Der menschliche Richter. Ein deutsches Originaldrama in Prosa von einem Aufzuge. Wien, bei Johann Thomas Edlen von Trattnern, 1773." Thomas, der Kerkermeister, und Niklas, ein Scharfrichter, unterhalten sich hinter einer Kanne Wein von den guten alten Zeiten, wo ihr Gewerbe in Flor gestanden. „Damals, zur Zeit eines Wenzel von Böhmen, eines Alba, meint Thomas, waren die Scharfrichter Kapitalisten! Jetzt kann man sich kaum Wasser und Brod erköpfen." — Der Herr Galgenpater seufzt oft darüber. . . Er klagt wider die — Was weis ich wie er sie nennt — Die Philosophen glaub ich — Ja, ja, so nennt er die Teufelskerln. Sie predigen

der Welt immer von der Menschlichkeit vor. Es schicke sich nicht, Menschen zu würgen, und mehr solches Zeug. Der Stadtrichter, meint Thomas, taugt nicht zu der Würde, er ist zu weichherzig. „Denk nur, Niklas, er will das Ämtchen schon wieder abtreten. Die Folter steckt ihm in Kopf. Er hat schon viele Bittschriften bey Hof eingereichet, daß man diese grausamen Werkzeuge, wie er sie nennt, abschaffen möchte; aber die Herrn Kollegen widersetzen sich.“ Die Unterhaltung der beiden edlen Kumpane wird unterbrochen durch das Lärmen des Volkes auf der Gasse, das sich versammelt, um der Hinrichtung beizuwohnen. „Das bringt eurer Stadt Ehre, daß man hier auf schöne Spektakel was hält“ lobt Niklas. Ein junger Mensch von achtundzwanzig Jahren soll hingerichtet werden, der bei einem Morde ergriffen wurde Sein Weib erfreut sich des besten Leumundes. Auf den Rat des menschlichen Richters ist sie nach Hofe geeilt, sich dem König zu Füßen zu werfen und um Gnade für ihren Gatten zu flehen. Indessen wird der Verurteilte noch einmal dem Richter, den bange Zweifel an der Richtigkeit seines Urteiles quälen, vorgeführt. Die Jugend des Verbrechers erinnert den Richter an seinen eigenen Sohn, den er verstoßen. Die mutige, gefaßte Haltung des Delinquenten ist dem Richter ein Rätsel. Mit edlem Anstande erklärt er sich nochmals unschuldig. Der Richter hält ihm sein eigenes Geständnis entgegen. „Das“, erklärt der Verurteilte ruhig, „ist kein Beweis. Um eurer Folter zu entweichen, mit der ihr mich lange gemartert, gestand ich alles, was ihr wolltet, daß ich gestehen sollte.“ „Ich habe meine Pflicht gethan“, sagt der Richter, der dem Verurteilten noch das Versprechen gegeben, ein Vater seiner Kinder sein zu wollen. „Ich bin ein Mensch; ich habe nichts bey Seite gesetzt, die That ins ganze Licht zu setzen. Ich habe mir nichts vorzuwerfen. Wohlan, es werden die Gesetze erfüllt!“ Während Ernest schuldlos zur Richtstätte geführt wird, bringt die Wache einen berüchtigten Straßenräuber, Greifenklau, ein. Der Bösewicht, der sich unentrinnbar dem

Arm der Gerechtigkeit verfallen sieht, renommiert mit seinen Taten. Den Edelmann hat nicht der harmlose Jüngling, sondern er selbst umgebracht, diesen Ruhmestitel will er sich nicht streitig machen lassen. Den jungen Menschen hat er im Walde getroffen. „Er taugt zum Handwerk, dacht ich.“ Mit der Pistole auf der Brust zwingt er ihn zu folgen und weiht ihn in die Geheimnisse des Handwerks ein. „Folg mir, sagt ich eines Tags, du sollst mich heut arbeiten sehen.“ Der Räuber überfällt den Edelmann, der auf die Wildschweinjagd reitet und schießt ihn vom Pferde. Der Genosse aber ergreift die Flinte des Räubers und will dem Gefallenen beistehen. Das muß seyn, weil er selbst ein Edelmann ist, meint Greifenklau. „Sein Vater verstieß ihn wegen eines hübschen Mädchens, die dem Sohn, aber nicht dem Vater gefiel.“ Ein Haufen Reiter naht, Greifenklau macht sich aus dem Staube, schuldlos wird Ernst mit der abgeschossenen Flinte in der Hand bei der Leiche des Ermordeten ergriffen und somit des Mordes überwiesen. Jetzt erkennt der Richter aus Schriften, die Greifenklau seinem Genossen abgenommen, um sich ihrer zu einem kleinen Streich zu bedienen, daß es sein eigener Sohn war, den er gefoltert und zum Tode verurteilt, — gerade noch rechtzeitig genug, um den Vollzug des Urteils im letzten Augenblick aufzuhalten. „Ein Richter der Menschen zu seyn! Das ist ein heiliger Stand; aber viel Blut liegt auf ihm! — Was helfen mir alle Gesetze, wenn mich ein Zufall irre führen kann. Ich lege mein Amt hiemit feyerlich nieder. . . Gieb gnädiger Gott, der Erde weise, und menschliche Richter, denn ihre Fehler sind Gräuel. . . Gieb ihnen genug Sanftmuth und Geduld, die Wahrheit zu ergründen; damit sie die Werkzeuge verbannen, welche zur Schande der Menschlichkeit erfunden sind! Flöß in die Herzen der Monarchen genug Menschenliebe, und lehr sie das Blut auf der Goldwaage wiegen, damit du es nicht einst von ihren Händen fordern müßest!“ Mit diesem kräftigen, nicht leicht falsch zu deutenden Appell an die Hofloge schließt das Stück,

dessen Handlung in großen Zügen augenscheinlich auf einer tatsächlichen Begebenheit, der Geschichte von der Ermordung des mährischen Edelmannes Przepitzky, beruht, die Sonnenfels in seinem „Votum über die Folter" [32]) erzählt.

Ein ähnlich heikles Thema behandelt „Der Mißbrauch der Gewalt. Ein Originallustspiel von fünf Aufzügen, Wien 1778." Hier hat Weidmann offenbar Beobachtungen und Erfahrungen aus seiner dornenvollen Beamtenlaufbahn stark übertrieben dramatisch verwertet. Dem ungerechten, harten, geizigen Gouverneur Grafen Diestelthal legt er Aussprüche in den Mund wie: „Was brauchen Beamte Braten zu essen? Rindfleisch und Zugemüse" oder: „Mit ihrer Aufklärung! Gift saugt man aus den Büchern. Da laufen die Menschen in diese Büchersäle, sammeln falsche Grundsätze; wir sehen täglich die Folgen"; dem Aristokraten, der durch Vermittlung des Juden Ephraim Wuchergeschäfte treibt, und seinen charakterlosen, augendienerischen Räten stellt er die Gestalt des alten Rates Trenschin gegenüber, der ins Gefängnis geworfen wurde, weil er es gewagt, dem ungerechten Vorgesetzten kühn die Stirn zu bieten und für die Rechte der Bedrückten einzutreten. Fast will es scheinen, als hätte Weidmann ein Selbstporträt liefern wollen, wenn er ihn so schildert: „Ein alter Beamter, den die Kabale unterdrückt . . . Er ist ein ächter Biedermann, der sein Vaterland liebt. Nur ein bischen zu freimüthig. Er ist ein altes Protokoll, das man nützen kann. Dieser Märtyrer der Wahrheit hat den Fehler, daß er ein bischen zu streng, zu ernst, zu mißvergnügt ist. Er kann nichts verdauen." Die Klagen über die Gewalttätigkeiten des Gouverneurs sind bis zum Throne gedrungen, unerkannt kommt Graf Waller von Goldenstein, der vom König zum Nachfolger Diestelthals bestimmt ist und den Auftrag hat, ihn seines Amtes zu entsetzen; mit Mühe und Not wird er vor den Mächtigen gelassen und überzeugt sich von der Wahrheit der gegen den Gouverneur erhobenen Anklagen. Trenschin wird aus dem Gefängnis geholt. Auf

Goldensteins Anrede: Sprechen sie frey, haben sie gar nichts zu sagen? erwidert er nur: „Nichts! denn ich habe bereits zu viel gesagt — Leute wie ich sollten ohne Zunge geboren seyn —." „Ich habe ihre gräulichen Verbrechen gehört — erklärt der neue Gouverneur — Sie unterstanden sich also, was kaum zu glauben ist, sie wagten es — die Wahrheit zu reden — der König, zur Strafe dieser unerhörten Verwägenheit, ernennt sie durch mich zum Justizpräsidenten — doch mit der Bedingniß, daß sie allzeit dreist die Wahrheit reden!" Das stimmt völlig überein mit der Forderung rückhaltsloser Offenheit im amtlichen Verkehre, die Josef II. an seine Beamten stellte. Weidmann freilich hat diese Forderung allzu buchstäblich aufgefaßt und wiederholt in eigener Sache dem Kaiser gegenüber das Wort geführt in einer Weise, welche ihm einmal sogar vierzehn Tage Profosenarrest eintrug. Gefruchtet hat diese handgreifliche Warnung bei Weidmann jedoch nichts. Selbst in der Zeit der Reaktion hat er, wie wir gesehen haben, Eingaben überreicht, die auch heute eine gerichtliche Ahndung nach sich gezogen hätten. Erst in der allerletzten Zeit, als seine geistigen und körperlichen Kräfte bereits gebrochen waren, klingt sein Ton gemäßigter. Unbegreiflich bleibt nur, wie das Stück bei der Ängstlichkeit der Theaterzensur und des Fünfer-Ausschusses überhaupt zur Aufführung gelangen konnte. Mein Exemplar trägt auf der letzten Seite von alter Hand den Vermerk: „Den 26ten Xber 1778 zum erstenmale aufgeführt, den 27ten aber auf allerhöchsten Befehl, ohngeachtet die Zettel schon angeschlagen waren, auf immer verboten." Der Verfasser des Stückes aber, dessen Name an allerhöchster Stelle unmöglich ein Geheimnis bleiben konnte, war und blieb noch fast ein Jahrzehnt im geheimen Kabinett des Kaisers. In den Grundzügen und in ihrem Ideenkreise berührt sich die Handlung ziemlich nahe mit einigen Stücken des Staatsrates Tobias Philipp Freiherrn von Gebler, wie mit dessen „Minister" oder „Die Osmonde".

Wenden wir unseren Blick von der eben besprochenen Gruppe von Dramen, in denen uns Weidmann als einer der überzeugtesten Verfechter des aufgeklärten Despotismus entgegentritt in ähnlicher Weise wie seine Zeitgenossen Johann Jakob Engel und Heinrich Ferdinand Möller in Preußen,[33]) zu seinen übrigen Dichtungen, so bleibt uns von den historischen Jugenddramen, die meistens auf saloppen Alexandrinern einherstelzen und ängstlich die drei Einheiten wahren, wenig zu sagen übrig. Welch hohe Meinung der noch nicht vierundzwanzigjährige Autor von seinem Können hatte, zeigt, daß er sich berufen fühlte, frischweg der Einladung, mit welcher Lessing seine vernichtende Kritik der Voltaireschen „Merope“ in der hamburgischen Dramaturgie geschlossen hatte, zu folgen. Lessings Wink, überall auf die natürliche Einfachheit des antiken Stoffes, wie er sie in der 184. Fabel des Hyginus verkörpert sah, zurückzugehen, sich zunutze machend, hat er 1772 seine „Merope. Ein deutsches Originaltrauerspiel in Versen“, und zwar in Hexametern, geschrieben, die jedoch auf der Wiener Schaubühne den Platz der Gotterschen Bearbeitung überlassen mußte.[34]) Nähere Beachtung verdient ferner „Pedro und Ines. Ein deutsches Originaltrauerspiel in Versen von fünf Aufzügen. Wien 1771.“ Hier hat sich Weidmann eines dankbaren Stoffes bemächtigt, der in der portugiesischen und spanischen Literatur wiederholt dramatisch bearbeitet worden ist. Es ist die Geschichte von der heimlichen Ehe des Infanten Don Pedro, des Sohnes des Königs Alfons des Großen von Portugal, mit der schönen Donna Inez de Castro, die der Geschichtschreiber Duarte Nunez de Liam in seiner Chronik überliefert hat. Antonio Ferreira, einer der ersten, die in portugiesischer Sprache gedichtet haben, hat in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts den Stoff zuerst dramatisch gestaltet, ihm folgte Domingos Dos Reis Quita. Des letzteren Stück, obwohl im „Vorbericht“ nicht genannt, ist neben der Chronik des Nunez Weidmanns Quelle, die er in der Ursprache gelesen haben muß, denn der III. Band

des Bertuchschen Magazins der spanischen und portugiesischen Literatur, welcher die Übersetzung der beiden Dramen wie der Chronik des Nunez enthält, ist erst 1782 erschienen.

Nach einer langen Pause von fast einem Jahrzehnt erscheint zum erstenmal wieder ein historisches Drama: „Stephan Fädinger, oder Der Bauernkrieg. Ein Originaldrama von fünf Aufzügen von Weidmann. Wien 1781“, unleugbar eine seiner gelungensten Schöpfungen. Hier begegnen wir zum ersten- und letztenmal bei unserem Weidmann den Spuren Goethes. Schon die erste Szene im Walde, wie der Pastor und der Küster, die ohne Erlaubnis über die Grenze zurückgeschlichen sind, beim Herannahen einer Truppe angsterfüllt auf die Bäume klettern, erinnert lebhaft an die Szene zwischen den beiden Reichsknechten im dritten Akt des „Götz von Berlichingen“, in dessen historischem Milieu sich das ganze Stück bewegt. „Ich für meinen Theil“, erklärt Fädinger, „wollte lieber zu Hause sitzen; doch man hat mich gezwungen, Anführer zu werden; sonst stünde mein Haus schon in Brand.“ „Kurz und gut. Götz, sey unser Hauptmann, oder sieh zu deinem Schloß und deiner Haut“ droht Kohl. „Ich habe mich endlich bereden lassen . . . aber ich habe meine Mitbrüder schwören lassen, daß sie keinen Raub ausüben sollen, oder ich verlasse sie den Augenblick“ rechtfertigt sich Fädinger. „Wollt ihr abstehen von allen Übeltaten . . . so will ich . . . euer Hauptmann sein“ gibt Götz zu. Wie Fädinger den Trompeter empfängt, der ihm das kaiserliche Patent überbringt, erinnert auffallend an die Art, wie Götz in der oft zitierten Szene mit dem Trompeter umspringt, der die Aufforderung zur Übergabe vor den Fenstern der belagerten Burg verliest. Auch seinen Weislingen hat Fädinger an der Seite. Er heißt Wellinger und ist einer der Bauernhauptleute.

Ebensowenig wie Goethe im „Götz“ predigt Weidmann in seinem „Fädinger“ die Revolution, aber er verurteilt sie nicht von vornherein als die ultima ratio bedrückter Unter-

tanen. Mit der Unbefangenheit des Dichters verkörpert er ihre Tragik in dem Schicksal seines Helden, der wie Götz mit dem Ausblick in die Zukunft stirbt. Ein Jahrzehnt später hat ein anderer österreichischer Schriftsteller den Stoff, der in jüngster Zeit wieder von J. J. David, Franz Keim und Gustav Streicher dramatisch bearbeitet worden ist, aufgegriffen. Aber von welch verschiedenem Gesichtspunkt aus! Die sympathische Gestalt des Stephan Fädinger hat Benedikt Dominik Anton Cremeri, Regierungskonzipist und Zensursaktuar, in seinem Linz 1792 erschienenen Stücke „Der Bauernaufstand ob der Enns. Ein Schauspiel in vier Aufzügen aus der österreichischen Geschichte“ ganz weggelassen, alles Licht hat der Verfasser des ungemein schwachen Stückes, der ausdrücklich als seine Absicht bekennt, „das Volk auf seine Pflichten aufmerksam zu machen, und vor seinen Verführern zu warnen“, auf die Person des Vertreters der Legitimität, des Statthalters Freiherrn von Herberstorf, konzentriert. Zwischen Weidmanns „Fädinger“ und Cremeris „Bauernaufstand“ liegt allerdings die französische Revolution mit ihren Schrecken.

In einem Punkte aber steht der „Stephan Fädinger“ dem „Götz von Berlichingen“, mit dem er sonst so manchen auffallenden Zug gemein hat, diametral entgegen: Während im Hintergrund des „Götz“ die neue Lehre verheißend wie das Morgenrot aufdämmert und in der Gestalt des Bruders Martin in das Stück eintritt, legt Weidmann auf die Forderung der Gewissensfreiheit, die im historischen Bauernaufstand eine so wichtige Rolle spielt, gar keinen Nachdruck. Er zeichnet vielmehr den Vertreter der Reformation, den Pastor Dollinger, als scheinheiligen, hab- und genußsüchtigen Volksverführer, dem kein Mittel zu schlecht ist, sein Ansehen beim rohen Haufen zu heben und seine Taschen zu füllen. Allerdings hat Weidmann im „Pfarrerkrieg“ und in der „Nonnenschlacht“ auch die katholische Geistlichkeit nicht geschont. Aber wie naiv er die Reformation auffaßte, hat er in der

Vorrede zu seinem Heldengedicht „Karlssieg“ (sic) gezeigt: „Die Kirche ist ruhig und vereint. Das Oberhaupt beherrscht in Friede (sic) seine untergebene Herde. Gäh wird ein unbekannter Mönch beleidigt. Er will sich rächen . . . Je weniger Widerstand er findet, desto kühner wird er. Er weiß seiner Sache einen glänzenden Anstrich zu geben, indem er alles auf die Apostelzeiten zurückzuführen verspricht, und immer das Evangelium, und die heilige Schrift im Munde führt.“

Goethes „Götz“ ist, wie Emil Horner nachgewiesen hat,[35] in Wien zum erstenmal im Jahre 1783 am Kärntnertortheater aufgeführt worden. Die Wiener bekamen also zwei Jahre früher ein durch den „Götz“ entschieden beeinflußtes Stück eines heimischen Dichters aus der Geschichte ihrer engeren Heimat zu sehen als das Urbild.

Ein Zufall will es, daß Weidmann in der Vorrede zu demselben Stücke auch mit Schillerschen Gedanken zusammentrifft: Er ergreift den Anlaß, sich über den moralischen Nutzen der Schaubühne zu verbreiten und gelangt dabei zu Schlüssen und Wendungen, die ganz auffallend an die Rede über „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet“ anklingen, die der junge Schiller drei Jahre später bei einer öffentlichen Sitzung der kurfürstl. deutschen Gesellschaft zu Mannheim im Jahre 1784 vorgelesen hat. „Alle Menschen fühlen in ihren Herzen die Bedürfnisse sanfter Empfindungen“, führt er aus, „und daher kömmt es, daß auch die Feinde aller Sittenlehren doch manche Stunde in der Schaubühne zubringen, und eben die Wahrheiten, die sie auf dem finsteren Katheder, im predigenden Tone vorgetragen, verabscheuen, im Schauplatz gelassen, ja mit Vergnügen hören, wenn anders der Dichter seine Moral so künstlich in lebhafte Handlungen zu verstecken weis, daß er nichts weniger als die Absicht zu haben scheint, sie belehren zu wollen. Welch eine nüzliche Schule der Sitten können also diese Tempel der Musen seyn wenn ihre Priester sich nur damit beschäftigen, mit dem Donner der Wohlredenheit das Laster zu bekriegen, die Thor-

heiten zu beschämen, die Häucheley zu entlarven, die Vorurtheile auszurotten und die Tugenden in ihrem vollen Glanze zu zeigen. Aus diesem schönen Gesichtspunkte habe ich stäts die theatralische Dichtkunst betrachtet, und mir oft die Freyheit genommen, Wahrheiten auf die Bühne zu bringen, mit denen man sich nur selten hinaufwagt,[36]) und die für das Theater zu wichtig wären, wenn es bloß ein Ort wäre wo man die müssigen Stunden abkürzen, oder besser zu sagen, tödten wollte. Doch wir sind bereits schon lange vom Gegentheile überzeugt. Da der Staat für die Bildung seiner Bürger keinen schiksamern, keinen angenehmern, und keinen so häufig besuchten Versammlungsplatz ausfinden kann, wo die Verbesserung der Sitten, und die Verfeinerung des Geschmackes mit dem Vergnügen so vereinbarlich ist, so wäre es eine sehr unpolitische Handlung für die Staatskunst, wenn sie die Dichter bloß auf die Schilderung kleiner Thorheiten einschränken wollte, ohne mit ihren Adleraugen in die Schlupfwinkel der menschlichen Leidenschaften und Charaktere eindringen zu dürfen, und mit einer kühnern Geißel auch die Laster zu züchtigen." [37])

Seine in ihrer Art großartigen theatralischen Erfolge verdankt Weidmann jedoch seinen Lustspielen. Unter diesen sind es zwei aus seiner frühesten Zeit, welche seinen Ruhm begründet und ihn überlebt haben: „Der Bettelstudent, oder Das Donnerwetter. Ein Originallustspiel von zwey Aufzügen. Wien 1776." Hannchen, des Müllers Jakob Tochter, und Herr von Brandheim, Ingenieurleutnant und „Hydraulikus", das heißt Wasserbauingenieur, lieben sich trotz dem Widerspruche des Vaters, der dem Hydraulikus spinnefeind ist, weil er ihm den Strom von seiner Mühle ableitet. Der Müller hat seine Tochter dem geizigen, großsprecherischen Wirtschaftsbeamten Tollberg zugesagt, dessen wichtigstes Kennzeichen ist, daß er sich unendlich vor dem Donnerwetter fürchtet. Während der Müller mit dem Knecht auf den Markt gefahren ist, von wo er erst morgen zurückerwartet wird,

spricht Wilhelm, ein fahrender Student, in der Mühle um Nachtquartier und Abendbrot vor und wird von der alten Margaret, einer Base des Müllers, auf einem Gestell im Speisezimmer untergebracht. Ohne davon zu wissen, haben sich Hannchen und Brandheim im selben Zimmer ein Stelldichein gegeben. Während sie sich an einem Mahle gütlich tun, das Hannchen aufträgt, geht ein heftiges Donnerwetter nieder. Der Müller, der seine Geschäfte früher beendet hat, kehrt zurück und gleichzeitig pocht draußen Tollberg, den die Angst nicht in seinem Hause duldet, an das Haustor. Brandheim kriecht rasch in eine Mehlkiste. Erstaunt findet der Müller einen Degen im Zimmer. Der Student meldet sich auf seinem Gestell als Besitzer, stellt sich als Geisterbanner vor und erbietet sich, den Teufel, der in diesem Zimmer spuken soll, zu bannen. Hannchen fürchtet sich vor dem Anblicke des Teufels. Wilhelm macht sich erbötig, ihn in wenig schreckhafter Gestalt erscheinen zu lassen. Auf die Frage, wie er denn aussehen solle, meint der Müller „wie der Hydraulikus, der Schurke". Als Probe seiner Kunst zaubert Wilhelm vorerst dem Müller, den der Weg hungrig gemacht hat, all die Leckerbissen hervor, die Hannchen dem Geliebten vorgesetzt und beim Nahen des Vaters in allen Winkeln versteckt hat. Man setzt sich zum Mahle, die Spannung wächst. Wilhelm öffnet erst Tür und Tor, damit der Teufel hinaus kann, murmelt seine Beschwörung und hebt den Deckel der Kiste. Brandheim steigt hervor und eilt zur Tür hinaus. Kaum ist er draußen, schlägt der Blitz in die Mühle. Brandheim eilt mit seinen Leuten herbei und löscht das Feuer. Gerührt dankt der Müller dem Retter seiner ganzen Habe und gibt ihm nun gern seine Tochter. Wilhelm aber, der Bettelstudent, erkennt in Brandheim seinen Vetter, den er in der Stadt aufsuchen wollte, und wird von diesem als Gehilfe in seinen Dienst genommen.

Der harmlose Schwank hatte einen Erfolg, der vielfach an den der Millöckerschen Operette erinnert, mit der er übrigens

gar nichts als den Titel gemein hat. Am 6. Oktober 1776 wurde das Stück auf dem neugeschaffenen Hof- und National-theater nächst der Burg zum erstenmal aufgeführt[38]) und in der Folge unzähligemal wiederholt. Die Titelrolle lag in den Händen Josef Weidmanns und ist zwanzig Jahre lang eine seiner Glanzrollen geblieben; 1795 hat er sie in einer „Einführungs-Szene" dem jüngeren Baumann abgetreten. In der Rolle eines älteren Bettelstudenten, Schneck, gibt Weidmann dem jüngeren Baumann in der Rolle des Mauser Lehren, wie er sich die Gunst des Publikums erringen könne. Sie lassen sich recht durchsichtig auf das Verhältnis des Schauspielers zu seinem Publikum deuten. Nach dem Tenor der Vorrede rührt diese „Einführungs-Szene" nicht von Paul Weidmann her, sondern wir haben es hier wohl mit einem der wenigen schriftstellerischen Versuche des Schauspielers Josef Weidmann zu tun. Von Wien aus ging das Stück über alle deutschen Bühnen von Königsberg bis Temesvár. Namentlich in Hofkreisen erfreute sich die harmlose Posse einer großen Beliebtheit: „Sie werden sich wundern", schreibt der Dresdner Korre-spondent der ‚Annalen des Theaters',[39]) „hier auch das Donnerwetter oder eigentlich den Bettelstudenten unter der Rubrik so würdiger Stücke zu finden. Allein das Stück ist verändert, weil wegen der wirklich komischen Züge, die es hat, es höhern Orts begehrt wurde, und es läßt sich nun zur Unterhaltung ohne den Anstoß der gar zu niedrigen Farce auch auf anderen Bühnen geben. Das Stück hat hier sehr gefallen, und so wie es verlautet, ist die Umarbeitung von Herrn Doktor Albrecht."[40]) Im Repertoire der „Franz Seconda'schen Gesellschaft, die in Dresden vor dem Chur-fürstl. Hofe spielt", erscheint denn auch am 20. Februar 1792 zugleich mit Schröders „Heirath durch ein Wochenblatt" „Das Donnerwetter, Fastnachtstück".[41]) Von der Kaiserin Maria Theresia, der Gemahlin Kaisers Franz II., erzählen „österreichische Memoiren aus dem letzten Dezennium des acht-

zehnten Jahrhunderts" [42]): „Als einst in Gegenwart der Kaiserin die Rede auf das Theater kam, und bedauert wurde, daß der gute Geschmack, den das deutsche Theater Lessing zu danken gehabt, verschwunden sei, erwiderte Maria Theresia: ‚Da bin ich nicht der nämlichen Meinung. Ich habe an Lessing's Emilia Galotti mit einem Male genug, denn das Stück macht mir schreckliche lange Weile; hingegen den Bettelstudenten kann ich hundert Mal hinter einander ansehen.' In der That war diese Posse das Lieblingsstück des Hofes, und wenn beide Majestäten sich einen recht vergnügten Abend im Theater machen wollten, mußte der Bettelstudent gegeben werden." Auch sonst begegnen uns in Memoiren aus jener Zeit Schritt für Schritt Zeugnisse für die geradezu unglaubliche Popularität des Stückes, so wenn zum Beispiel der tirolische Topograph Johann Jakob Staffler in seiner Selbstbiographie (Zeitschr. des Ferdinandeums, III. Folge, 45. Heft) von zwölf Aufführungen auf dem Studententheater in Meran 1800/01 erzählt, oder wenn — bedenklich genug — Castelli, der Sammler der „Bären", in seinen Memoiren, I 65 ff., ein Abenteuer erzählt, das er auf seinen Wanderungen als Student im Jahre 1796 in einer alten Mühle erlebt haben will, das sich aber wie eine ausführliche Inhaltsangabe des Bettelstudenten liest.

Der Handlung liegt eine uralte Anekdote zugrunde, deren erste Form schon, wie Alexander von Weilen mit staunenswerter Belesenheit nachgewiesen hat, [43]) in einer deutschen Erzählung des dreizehnten Jahrhunderts (von dem Stricker) erhalten, von Hans Sachs in dem Fastnachtspiel „Der farendt Schuler mit dem Teufelsbannen" — nicht zum erstenmal — dramatisch gestaltet worden ist und sich durch die ganze Weltliteratur verfolgen läßt. Weidmanns Quelle war, wie schon Grillparzer (Werke XVII, 248) erkannt hat, ein Zwischenspiel von Cervantes. Das Stück „La cueva de Salamanca". „Die Höhle von Salamanca", [44]) an das auch die Geschichte von dem schattenlosen Schlemihl und eine Ballade

von Theodor Körner anknüpft,[45]) war Weidmann leicht zugänglich in dem Exemplar der Hofbibliothek der „Comedias. y entremeses de Miguel de Cervantes Saavedra, el autor del Don Quixote“, Madrid 1749, Tomo II, S. 304 bis 315, das auch Grillparzer benützt hat. Vielleicht hat es Weidmann sogar selbst besessen, denn das Verzeichnis seiner nachgelassenen Bibliothek erwähnt neben den Komödien von Lope und Calderon noch summarisch 16 Bände verschiedener spanischer Komödien, die leider nicht einzeln angeführt werden.

In einem Punkte aber weicht Weidmanns „Bettelstudent“ von den zahllosen übrigen Bearbeitungen des Stoffes geradeso wie von seiner unmittelbaren Quelle ab: überall sonst ist der Geprellte der Ehemann und in der weitaus überwiegenden Zahl der Fälle entpuppt sich der beschworene Teufel als der Pfarrer.[46])

Dem Bettelstudenten am nächsten steht „Die schöne Wienerinn, ein Originallustspiel von fünf Aufzügen. Wien 1776“. Graf Fixstern, der Lebegreis, sein Neffe, der junge, edeldenkende Felsenherz, der alberne Süßholzraspler Schneckenfeld und der derbe Landjunker Sporner haben sich in eine und dieselbe unbekannte Schönheit verliebt, der sie zufällig in den Straßen Wiens begegnet sind. Jeder von den vieren sucht sich ihr, ohne von dem anderen zu wissen, auf seine Art zu nähern, wird aber durch einen Chor von Waldhornbläsern zum Zeichen des ärgsten Schimpfes auf die Gasse hinausbegleitet. Felsenherz allein gelingt es, als Führer seines als blinder Bettler verkleideten Dieners zu ihr vorzudringen, ihr Mitleid zu erwecken und ihr einen Brief mit einer feurigen Liebeserklärung zu überreichen. Fixstern aber wählt einen kürzeren Weg, er will die Schöne einfach nach dem Theater entführen lassen. Der Anschlag wird entdeckt und vereitelt. Dafür gelingt es allen vier Anbetern, ganz unerwartet, die unbekannte Schöne in der Nähe zu sehen. St. Omer, Fixsterns Bruder, der von einer weiten Reise zurückkehrt, stellt sie seinen Verwandten als seine Pflegetochter vor, die er angeblich

zu heiraten gedenkt. Er erzählt die Geschichte ihrer Herkunft: Sie ist das Kind einer Wiener Bürgerstochter, die ein junger Edelmann gegen den Willen seines Vaters heimlich geheiratet, später aber mit ihrem Kinde verlassen hatte. Dieser junge Edelmann aber ist niemand anderer als Graf Fixstern gewesen, der nun in der unbekannten Schönen, der er so eifrig nachgestellt, seine Tochter wiederfindet. Der junge Felsenherz aber führt in ihr das Muster einer anspruchslosen, liebenswürdigen Wienerin als Gattin heim.

Das Stück wurde am 29. Juni 1776 auf dem Nationaltheater zum erstenmal gegeben und nicht nur von der Galerie, sondern auch vom Parterre mit ungemeinem Beifall aufgenommen.[47] Bis zum 31. Oktober desselben Jahres wurde es noch siebenmal wiederholt. Josef Weidmann spielte die Rolle des Ludwig, des Dieners des jungen Felsenherz.

„Die schöne Wienerin", schreibt Joh. Friedr. Schink in seinen Dramaturgischen Fragmenten (III. Band, I. Stück, S. 645 ff.), „gehört zu denen Stükken die auf der hiesigen Nazionalbüne vorzüglich gut gespielt werden. Das, und daß das Stück sehr lokal und auf wirkliche Stadtanekdoten gegründet ist, mag wol ganz allein die Ursache sein, daß es ein Lieblingsstück des Wiener Publikums und eine nie fehlschlagende Lokspeise für die Füllung des Schauspielhauses und der Teatralkasse ist. ... Ausser Wien hat dies Stück nie Glük gemacht, und kann es auch nie machen. Und das nicht seiner Lokalitäten wegen, sondern, weil diese Lokalitäten sein ganzes Verdienst ausmachen; ... weil selbst der Wiener nur darum darin lacht, weil er sich erinnert, auf wen und auf was das zielt, was in dem Stükke vorgeht. Zum Beispiel die Posse mit den ausblasenden Waldhörnern, über die man nur dann lachen kann, wenn man weis, daß sie sich auf eine wirkliche Anekdote gründet. Eben das gilt von dem Karakter des Frülings. Wer kann diesen schwindelnden, die Sprache verstümmelenden, alle Worte herausdrechselnden Narren von einem Musikmeister Lachenswert finden, wem mus er nicht vielmehr äuserst fad scheinen, wenn man ihm nicht sagt, daß er nichts als die Kopie eines solchen lispelnden Originals sei? Was die Karaktere des Stüks betrift, so haben sie entweder zu wenig Eigenheit, oder zu wenig eigentliche Karakteristik. Junker Sporner zum Beispiel ist ganz offenbar aus dem Pferdeliebhaber und aus dem Russel in der eifersüchtigen Ehefrau zusammen geschmolzen; sogar Ausdrükke und Wendungen des Dialogs sind Cumberland abgeborgt. Dem ungeachtet karakterisirt sich

Junker Sporner in seiner Sprache nicht im mindesten vor den andern. Wenn er nicht noch zuweilen Wolf, Hund, Jagd und Waldhorn in sein Gespräch mischte: so wäre sein Dialog geradezu der nämliche, den die andern reden. Sprache, und Karakteristik der Sprache ist überhaupt im ganzen Stük nicht zu finden: sie reden alle ihr Wienerischteutsch auf einerlei Weise, einer wie der andre, die Dame, wie ihr Mädchen, der Herr wie sein Diener, den einzigen Narren von Musikmeister ausgenommen, der seine Sprache für sich radebrechet. Die Gräfin Felsenberg mus mir, als einem Fremden, dem so ein unerträglich steifer Karakter nie vorgekommen ist, Karrikatur scheinen. Indes haben mir Leute, auf die ich fussen kann, versichert, daß das Original von dieser vermeinten Karrikatur in Wien, wo nicht noch existire, doch existirt habe: daß diese bis zur Karrikatur getriebene Steifigkeit des Zerimoniels und der Rangstreit wirklich noch zum Teil hier zu Hause sei. Ist das, so hat Wien seine Gründe, darüber zu lachen, so wie wir Ausländer unsere Gründe haben, nicht darüber zu lachen."

An die Besprechung dieses Stückes knüpft Schink eine allgemeine Charakteristik des Verfassers, die, obwohl sie durchaus nicht von Voreingenommenheit für ihn zeigt, doch in manchen Stücken den Nagel so auf den Kopf trifft, daß wir sie hier folgen lassen:

„Zwar hat Herr Weidman das Unglük, weder bei den hiesigen noch bei unsern auswärtigen Kunstrichtern für das zu gelten, wofür er doch immer gelten könnte, wenn er nur selbst dafür gelten wollte — wenn er sich nicht mutwillig um die Ehre dafür zu gelten brächte: für einen brauchbaren komischen Schriftsteller. Aber ich glaube dem ungeachtet nicht ohne Grund, daſs er es sein könnte, sein würde, wenn er nur nicht zu viel schriebe; wenn ihm nur nicht eine Prise Tobak nehmen, und ein Stük schreiben einerlei Ding wäre. Ich weis nicht, wie lange Herr Weidman eigentlich schon für das Teater schreibt, aber erschrokken bin ich, als ich neulich — ich glaube in der hiesigen Zeitung — das Verzeichnis seiner teatralischen Arbeiten fand und ihn als den Verfasser von wenigstens ein Duzzend Trauer- Lust- und Schauspielen, seine Opern, neuen allegorischen und historischen Dramen nicht einmal mit gerechnet, kennen lernte. Jezt begreif ich es ganz leicht, warum es seinen Stükken so sehr an Plan, Reife, und wahren Interesse fehlt: warum sie immer nur Ideen zu Stükken und nie Stükke selbst sind. Wie wäre es möglich, bei einer solchen Schnell- und Vielschreiberei, auch mit dem vortreflichsten Talent etwas vollendetes, und anziehendes zu machen! Ganz natürlich, daß unsere Kunstrichter Festigkeit des Plans und der Karaktere, Kraft des Entwikkelns und Durchsezzens, und die Kunst, seinen Geschöpfen

Interesse zu geben, gänzlich in seinen Schauspielen vermissen. Wer so schnell, und so viel schreibt, kann unmöglich eine einzige von diesen Eigenschaften zeigen. Und wem es vollends, wie Herrn Weidman, an Geduld felt, seinen Plan zu ordnen, an Stätigkeit sein Stük reif werden zu lassen, an Sizzefleisch es zu feilen: für den sind diese Eigenschaften nun gar terra incognita, zu der er nie hinkömmt. Herr Weidman mag es denn nun auch dafür haben, daß er fast von allen unsern Kunstrichtern gänzlich verkannt wird, fast bei allen nur für einen Schreibesüchtigen Schriftsteller ohne alles Talent gilt. Denn unsere Kunstrichter urteilen nun einmal — und haben im Grunde auch ganz Recht — nicht nach dem einzelnen Guten, was ein Schriftsteller hat, sondern nach dem überwiegenden Bösen, was er durch Leichtsin und Schreibeseligkeit in sein Werk bringt. Ein Fall, in dem sich Herr Weidman nicht befinden durfte, wenn er nur selbst anders wollte, oder jemals gewollt hätte. Er hat z. E. keine üble Anlage, Lokaltorheiten von ihrer lächerlichen Seite zu zeigen: ich finde davon in manchem seiner Stükke ser vorteilhafte Spuren. Aber wie wenig weis er diese Anlage recht zu nuzzen, wie wenig versteht er sie auszubilden! Es ist nicht genug zu beobachten, man mus auch mit dem filosofischen Kopf beobachten, der allein den wahren Beobachter macht. . . . Aber eben an diesem filosofischen Kopf, das filosofisch Beobachtete filosofisch darzustellen, felt es Herrn Weidman, und mus ihm daran felen, weil man unmöglich so auf dem Flug filosofisch beobachten, das heist, das Beobachtete von allen seinen Seiten bemerken, prüfen und vergleichen kann, um die intereßanteste, dramatischste Seite deßelben auszufinden, und eben durch diese Ausfindung es der menschlichen Gesellschaft nüzlich zu machen. . . . Schon in der Anwendung des Beobachteten mus sich der filosofische Kopf äusern. Nicht alles, was sich beobachten läst, ist deswegen auch wert aufgestellt zu werden. Auch in dieser Absicht geht unserm Dichter filosofischer Kopf ab. Entweder stellt er auf, was nicht des Aufstellens wert war, oder er weis selbst das der Aufstellung werte nicht teatralisch interessant zu machen; er überhäuft die Züge, überlädt entweder die Karaktere, oder stellt sie zu einzeln hin, zeichnet sie zu flach, um so zu wirken, wie sie nach der wahren Absicht der Komödie doch eigentlich wirken sollten. Er belustiget also nur blos, da er doch, seiner Anlage nach, mehr könnte, als blos belustigen, da er sich den Dank auch der Verständigen seiner Nazion verdienen könnte, wenn er nur einmal mehr Sizzefleisch auf seine Arbeiten verwenden, nur einmal weniger zu schreiben anfangen wollte."

* * *

Neben diesen beiden Lustspielen, dem „Bettelstudenten" und der „Schönen Wienerin", die sich jahrzehntelang im Reper-

toire des Burgtheaters erhalten haben, dankt Weidmann seine dauernden Bühnenerfolge in Wien fast ausschließlich seinen Singspieltexten: „Die Bergknappen", ein Originalsingspiel in einem Aufzuge, wurde mit der Musik von Umlauf zu Beginn des Jahres 1778 auf persönliche Anregung und unter lebhafter Teilnahme Kaiser Josefs II. mit einer gewissen Hast inszeniert; am 16. Jänner „ließ sich der Kaiser selbst die erste für das Burgtheater geschriebene Oper in einer feierlichen Separatvorstellung vorspielen". Vom 17. Februar angefangen, an welchem Tage die erste öffentliche Aufführung stattfand, wurde das Stück noch in derselben Spielzeit, das heißt bis Oktober, nicht weniger als zehnmal wiederholt, und zwar unter so großem Andrange des Publikums, daß man, wie das Wiener Diarium am 25. Februar schreibt, nur mit äußerster Mühe Platz im Schauspielhause bekommen kann, und fast allezeit ebensoviele Zuschauer aus Mangel des Raumes weggehen müssen, als sich in dem Schauspielhause befinden.[48]) „Der adeliche Taglöhner, ein komisches Originalsingspiel in drey Aufzügen. — Die Musik ist von Herrn Josef Bartta" wurde am 28. März 1780 zum erstenmal gegeben. Ein „Originallustspiel" von Weidmann endlich, „Der Schreiner", hat Kotzebue zu einem Singspieltexte verarbeitet, der mit der Musik von Paul Wranitzky 1794 zur Aufführung gelangte.

* * *

Zur selben Zeit, als Weidmann in dem eben gegründeten Wiener Nationaltheater mit seinen Lustspielen leicht vergängliche Triumphe feierte, wurde zuerst in Prag, dann auf dem Hoftheater in München und von Wandertruppen in ganz Süddeutschland ein Drama aufgeführt, das erst vor einem Vierteljahrhundert wieder der Literaturgeschichte Paul Weidmanns nahezu vergessenen Namen unter seltsamen Umständen in Erinnerung gerufen hat. Im Oktober 1875 brachte A. Bösendorfers „Wiener Illustriertes Musik- und Theater-

Journal" einen Artikel unter der vielverheißenden Überschrift „Eine Spur von Lessings Faust", unterschrieben: Albert Roncourt. Das Wesentliche der Mitteilung beschränkte sich darauf, daß der Verfasser in dem von Goethes Freund Reichard herausgegebenen „Theater-Kalender auf das Jahr 1779" (Gotha) im Personalverzeichnis der Usler- und Ilgenerschen Gesellschaft, welche in Neuburg an der Donau, Weißenburg am Nordgau, Nördlingen und Öttingen im Rieß und in Dunkelsbühl aufgetreten ist, als Debütanten angeführt gefunden hatte: „Herr Waldherr mit Mephistopheles in Lessings Johann Faust." In demselben Bande des Theaterkalenders fand sich in einem „Verzeichniß der vom Jahre 1770 an im Druck erschienenen deutschen Schauspiele und anderer theatralischen Arbeiten" ein allegorisches Drama in drei (sic) Akten: „Johann Faust", München 1775, also im selben Jahre, in welchem Lessings Faust-Mannskript verloren ging. Obwohl ein Beweis dafür vorderhand nicht zu erbringen war, lag es doch nicht ganz fern, anzunehmen, daß der von der Wandertruppe aufgeführte „Johann Faust" kein anderer sei als der 1775 zu München im Druck erschienene.

Nun befand sich ein ebenso eifriger wie verdienstvoller Sammler von Faustschriften, der Konzertmeister Karl Engel in Dresden, im Besitze eines Exemplars des erwähnten Münchner Druckes von 1775, den er 1868 aus „der von Herrn Edward Dorer-Egloff in Baden bei Zürich hinterlassenen berühmten Goethe- und Schiller-Bibliothek" erworben hatte. Durch den erwähnten Aufsatz angeregt, veranstaltete Engel 1877 einen Neudruck seines Kuriosums unter dem Titel: „Johann Faust. Ein allegorisches Drama, gedruckt 1775, ohne Angabe des Verfassers, muthmaßlich nach G. E. Lessings verlorenem Manuscript." In der Vorrede machte er den Versuch, seine Mutmaßung zu begründen.[49])

Mit welchem Heißhunger sich jeder, in dem nur ein Fünkchen Interesse für die deutsche Literatur lebte, auf Engels

Publikation stürzte, läßt sich leicht ermessen. Aber die Enttäuschung ließ nicht lange auf sich warten. Von einigen Seiten war man zwar nicht abgeneigt, Engels Vermutung gelten zu lassen und den verlorenen und wiedergefundenen Sohn eines Königs im Reiche des deutschen Geistes mit den einem solchen gebührenden Ehren zu empfangen. Aber nur zu bald regte sich mit Nachdruck der Widerspruch. Kurz und bündig, mit Erschöpfung aller wesentlichen Punkte hat Friedrich Zarncke im „Literarischen Zentralblatt",[50]) mit dem Aufgebote seines blendenden Witzes und seiner überzeugenden Darstellung Kuno Fischer für einen größeren Leserkreis im ersten Bande der Monatsschrift „Nord und Süd"[51]) unter kritischer Rekapitulation dessen, was man von Lessings Faust weiß, aus inneren und äußeren Gründen nachgewiesen, daß das vorliegende Stück unmöglich mit dem Lessingschen Faust etwas gemein haben könne, ja daß es, wie Zarncke sich ausdrückt, zumal vom vierten Akt an geradezu wie eine Beleidigung erscheine, Lessing für den Verfasser halten zu wollen. Gleichzeitig fand R. M. Werner im Anhang zu dem 25.—36. Bande der Allgemeinen deutschen Bibliothek, zweite Abteilung, S. 740 ff., eine zeitgenössische Rezension, vermutlich von dem Shakespeare-Übersetzer Eschenburg.[52]) Auch dieser beginnt beziehungsvoll: „Seitdem Hr. Lessing in den Litteraturbriefen das deutsche Publikum auf den dramatischen Werth dieses Subjekts aufmerksam, und durch die daselbst eingerückte herrliche Scene nach seiner eigenen Bearbeitung desselben, die man noch erwartet, begierig machte, scheinen mehrere Dichter sich den nämlichen Vorsatz in den Sinn kommen zu lassen, wenn sie gleich der Ausführung desselben nicht gewachsen sind." Der Referent deckt nun die Schwächen des Werkes auf in ähnlicher Weise, wie es ein Jahrhundert später Fischer und Zarncke getan haben.

Von Lessings Autorschaft konnte also nicht weiter die Rede sein. Wer aber war der Verfasser des Stückes, das in Süddeutschland, wie zahlreiche zerstreute Nachrichten be-

sagen, recht oft und mit Erfolg gegeben, das nach einer Erstaufführung auf dem Münchner Hoftheater verboten wurde, das — und darauf möchte ich den größten Nachdruck legen — dem deutschen Volke zum erstenmal den Helden der Puppenkomödie und des Volksschauspiels auf der regelmäßigen Bühne vorführte. Fischer sucht ihn noch in dem Debütanten Waldherr, dessen Name gleichzeitig mit dem „Johann Faust“ auftauchte: „Der Theaterkalender bringt noch eine artige Notiz: ‚Herr Waldherr muss nicht gefallen haben, denn er verließ noch in demselben Jahre die Gesellschaft.‘ Vielleicht ging er nach München und ließ sein verkanntes Stück drucken. Das Publikum hatte ihn und seinen ‚Johann Faust‘ ausgepfiffen.“ Soweit Kuno Fischer.

R. M. Werner aber hatte schon die Vermutung ausgesprochen, daß der Verfasser dieses Johann Faust „der Wiener Schauspieler Paul Weidmann sein dürfte, von dem 1775 zu Prag ein ‚Johann Faust‘, ein allegorisches Drama in fünf Aufzügen, erschien“. Bestätigt wurde diese Vermutung durch eine Stelle in Schubarts „Teutscher Chronik“ 1777, S. 368, über das Ulmer Theater, die R. M. Werner bald darauf nachtrug[53]): „Herr Wolf zeichnete sich im ‚Johann Faust‘ des jungen Herrn Lessings (oder meinetwegen auch Herrn Weidmanns) so gut aus, daß das Stück wiederholt werden musste.“ Abermals ein Beweis, daß die Lessing-Hypothese nicht etwa eine Erfindung Engels oder des „Wiener Illustrierten Musik- und Theater-Journals“ war.

Noch hatte man aber keinen Beweis in der Hand, daß der von den Wandertruppen unter Lessings Namen gespielte Faust identisch sei mit dem 1775 zu München ohne Angabe des Verfassers gedruckten und von Engel neu herausgegebenen „allegorischen Drama“. Da glückte sechs Jahre, nachdem Engels Neudruck in zweiter Auflage erschienen war,[54]) in deren Vorrede er ausdrücklich zugesteht, daß „die Vermuthung eines Zusammenhangs zwischen dem allegorischen Faustdrama und dem verlorenen Faust Lessings sich nun als unbe-

gründet herausgestellt“ habe, weshalb auch der auf Lessings Autorschaft hinweisende Titelzusatz diesmal wegblieb, abermals ein bedeutsamer Fund [55]): In der Nürnberger Stadtbibliothek fand der Redakteur der „Frankfurter Zeitung“, Hans Pfeilschmidt, unter einem Konvolut alter Komödienzettel aus den siebziger und achtziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts zwei Theaterzettel, die, wie aus dem Titel und den beiden gleichlautenden Personenverzeichnissen unzweifelhaft hervorgeht, ein und dasselbe Stück ankündigen. Der eine lautet:

„Mit gnädiger Erlaubnis Einer Hohen Obrigkeit wird heute Mittwochs den 30. Januarii 1782 von der unter der Direction Herrn Franz Joseph Roßner hier anwesenden Gesellschaft deutscher Schauspieler aufgeführt werden

JOHANN FAUST,

ein allegorisches Drama in fünf Aufzügen
verfaßt von Hrn. G. E. Leßing.

Personen: Johann Faust — Hr. Hofmann. Theodor, ein Landmann, sein Vater — Hr. Roßner. Elisabeth, seine Mutter — Mad. Molzheim. Helena, seine Geliebte — Mad. Graffenauer. Eduard, ihr Sohn, ein Kind von zwey ein halb Jahr — Hr. (sic!) Dihm. Ithuriel, ein guter Geist — Hr. Illein. Mephistopheles, ein böser Geist — Hr. Daber. Wagner, sein Kammerdiener — Hr. Mezner.

Charaktere: Donnerschlag, ein lahmer Offizier — Hr. Wimmer. Spurnus, ein gekrönter Poet, ein Pedant — Hr. Roßau (sic!), der ältere. Emilie, seine Braut, eine alte Jungfer — Mad. Daber. Friederich, ein alter Bettler — Hr. Ziehlhardt. Silbergeitz, ein Wucherer — Hr. Mezner. Gräfin Schönheitlieb, eine Coquette — Mad. Daber. Raufgern, ein Soldat — Hr. Reichardt. Waisenplag, ein Anwald — Hr. Mezner. Sorgenvoll, ein Günstling — Hr. Dihm. Eine Sängerinn — Mad. Reichardt.“

Dieses Personenverzeichnis stimmt — mit der einzigen unbedeutenden Abweichung, daß „Eduard, ihr Sohn“, der

im Münchner Drucke als „ein Knabe“ schlechtweg bezeichnet wird, hier als „ein Kind von zwey ein halb Jahr“ erscheint — namentlich in den eines komischen Beigeschmackes nicht entbehrenden „Charakteren“ wörtlich mit dem des gedruckten Stückes überein.[illegible]) Doch nicht genug damit. Die Gepflogenheit der Wandertruppen jener Zeit verlangte es, daß auf dem gedruckten Theaterzettel dem Personenverzeichnis eine längere schwungvolle Anpreisung des Stückes folgte. Die Stelle derselben nimmt in unserem Falle ein „Vorbericht von dem Verfasser“ ein, der wieder — mit Weglassung eines längeren theoretisierenden Abschnittes in der Mitte — wörtlich mit dem „Vorbericht“ des Münchner Druckes übereinstimmt. Damit war endlich der Beweis erbracht, daß das uns von Engel im Neudruck bescherte allegorische Drama „Johann Faust“ tatsächlich identisch ist mit jenem Faust, der den Zeitgenossen als ein Werk Lessings vorgeführt worden ist.

Der zweite der beiden Theaterzettel datiert vom 28. Juli 1777, mehr als fünf Jahre früher, und verkündet in dem üblichen devoten Stil, daß die von Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht in Bayern 2c. gnädigst privilegierte Mosersche Gesellschaft am nämlichen Abend aufführen werde: „Ein hier noch niemal weder von uns noch einer andern Gesellschafft gesehenes von Herrn Carl Weidmann, Referendarius der Königlich Böhmischen Canzley, neu verfertigtes regelmäßiges, mit angenehmen Arien, Tänzen und vielfältigen Decorationen vermischtes Allegorisches Drama, in ungebundener Rede und fünf Aufzügen, unter dem Titel: Johann Faust.“ Das Verzeichnis der Personen und „Charaktere“ stimmt, diesmal ohne Angabe der Darstellernamen, mit dem früher erwähnten Zettel vom 30. Januar 1782 und infolgedessen auch mit der Münchner Buchausgabe überein. Ein Druckfehler im Personenverzeichnis — Silberreiz für Silbergeiz — der sich auch im Personenverzeichnis des Münchner Nachdruckes findet, läßt keinen Zweifel aufkommen, daß der Münchner Druck der Aufführung zugrunde lag. Fehlt der „Vorbericht

von dem Verfasser“, so ist dafür das Motto aus Seneca von dem Titel des Buches in den Zettel aufgenommen.[57])

Der Name und Amtstitel des Verfassers ist in der Form, wie ihn dieser Theaterzettel bringt, vorderhand geeignet, ein wenig vom rechten Wege abzulenken. Im Zusammenhang mit dem Prager Druck und der durch denselben bezeugten Erstaufführung auf der Kgl. Prager Schaubühne durch die Brunianische Gesellschaft 1775, von der übrigens Oskar Teubers gründliche Geschichte des Prager Theaters nichts weiß, zieht Pfeilschmidt den Schluß, daß der Verfasser in Prag gelebt haben dürfte. Das trifft keineswegs zu, denn die vereinigte „Königlich böhmische und erzherzoglich österreichische Hofkanzlei“ hatte seit jeher ihren Sitz in Wien, „Referendare“ aber nach preußischem Muster hat es bei derselben niemals gegeben. Weidmann dürfte damals — die betreffenden Akten aus jener Zeit haben sich leider nicht erhalten — „Kanzlist“ oder „Akzessist“ bei der Hofkanzlei gewesen sein. Was den Vornamen Karl anbelangt, so ist er keineswegs aus der Luft gegriffen, sondern beruht offenbar auf einer Verwechslung mit dem dem Prinzipal der Truppe gewiß persönlich bekannten älteren Bruder Paul Weidmanns, dem Schauspieler Josef Weidmann, der allerdings mehr als ein Jahrzehnt früher bei derselben Brunianischen Gesellschaft, welche 1775 den „Johann Faust“ und am 1. Jänner 1776 Paul Weidmanns Lustspiel „Der Leichtgläubige“ zum erstenmal in Prag aufgeführt hatte,[58]) in Brünn seine theatralische Laufbahn begonnen hatte. Josef Weidmann scheint nämlich den zweiten Taufnamen Karl geführt zu haben. Vor mir liegt: „Eine lächerlich traurige Opera. Betitelt: Orpheus und Euridice, componirt von Carl Josef Weidmann.“ Druckort und Jahr sind in dem Exemplar der kaiserlichen Familienfideikommiß-Bibliothek durch das Beschneiden des Randes beim Einbinden weggefallen. Der „Vorbericht“ ist unterzeichnet „Der Bernardon“. Offenbar haben wir es hier mit einer Jugendarbeit Josef Weidmanns aus der zweiten

Hälfte der sechziger Jahre zu tun, der damals die künstlerische Erbschaft Kurz Bernardons angetreten hatte. Daraus, daß dieser Theaterzettel ausdrücklich den Beamtencharakter des Verfassers, wenn auch nicht in bureaukratisch unanfechtbarer Form, hervorhebt, ergibt sich, daß derselbe niemand anderer als unser Paul Weidmann sein kann. Fügen wir noch hinzu, daß in dem „Verzeichniß und Schätzung der Bücher des verstorbenen Herrn Paul Weidmann", welches bei der Verlassenschaftsabhandlung liegt, unter Nr. 132 mitten in der Reihe eigener Werke Weidmanns angeführt ist „Johann Faust, ein allegorisches Drama, Prag geb.", daß in allen drei authentischen gedruckten Verzeichnissen „Weidmann's sämmtlicher Werke" (im Stephan Fädinger, Almanach der Liebe und Weiblichen Äsop) unter den „Originaldramen" an erster oder zweiter Stelle erscheint „Johann Faust, ein allegorisches Drama in 5 Aufzügen", daß endlich die „Faschingskrapfen für die Herren Wiener Autoren von einem Mandolettikrämer 1785" [59]) auf S. 41 folgendes Epigramm enthalten:

„Weidmann*)

Potz tausend! bald hätt' ich Sie gar vergessen.
Nein doch! Sie müssen auch von meinen Krapfen essen"

zu dem der Verfasser die Anmerkung macht:

*) „Kanzlist in der geheimen Ziffer-Kanzley. Von ihm sind der Eulenspiegel, Doktor Faust u. a. „Das ist doch sonderbar", sagte der eine, „daß der Verfasser sein Stück ein Drama genannt hat, da es doch ein Trauerspiel ist, weil alle darin sterben." Sie sterben freylich, sagte der andere, „aber sie sterben alle selig, und darum heißt es ein Drama."

Schink."

so sind die Zeugnisse für Weidmanns Autorschaft erschöpft. Sie dürften genügen, jeden Zweifel auszuschließen.

Während man sich aber in den siebziger Jahren den Kopf zerbrach über den Verfasser des „Johann Faust", hatte ihn schon 1856 eine Notiz der Prager „Bohemia" „Weidemann" genannt, genau so, wie er auf dem Titelblatte des von der-

selben Brunianischen Gesellschaft in Prag ein Jahr später aufgeführten Originallustspiels „Der Leichtgläubige“ erscheint.

Eine Aufführung in Wien ist uns erst aus dem Jahre 1792 bezeugt. In einem Feuilleton der „Neuen Freien Presse“ vom 17. und 18. Dezember 1869, Nr. 1905 und 1906, „Zur Geschichte der Vorstadt-Theater Wiens“, auf das Dr. Emil Horner wieder aufmerksam gemacht hat,[60]) erzählt der Haydn-Biograph C. F. Pohl: „In der Vorstadt Rossau wurde am 24. April 1792 das neuerbaute Theater in der Porzellangasse Nr. 73 (neu 50) von der Gesellschaft deutscher Schauspieler eröffnet. Man gab das Lustspiel ‚Der Diener aus Liebe‘ vom Verfasser der ‚Schönen Wienerin‘ (Weidmann). Vorher wurde ein Prolog unter Trompeten und Pauken gesprochen. Aus den wenigen noch erhaltenen Zetteln sieht man, daß Lust- und Singspiele sowie Ballett wechselten. Darunter . . . ‚Johann Faust‘, ein allegorisches Schauspiel mit Arien und Tänzen in fünf Aufzügen, ebenfalls vom Verfasser der ‚Schönen Wienerin‘. Die Einladung dazu schließt mit der Versicherung: ‚Ein Streit zwischen guten und bösen Geistern mit feurigen Schwertern wird einem verehrungswürdigen Publikum eine ganz niedliche Augenweide verschaffen.‘“

Mit dem Namen „Faust“ sind wir Nachgebornen gewöhnt, die Vorstellung des Höchsten und Tiefsten, was Menschengeist geschaffen, zu verbinden. Kein Wunder also, wenn der flüchtige, skizzenhafte Versuch des jungen Wiener Dichters bei seinem Auftauchen eine ungemein harte, manchmal dabei doch übers Ziel schießende Beurteilung über sich ergehen lassen mußte. Vielfach hat man dabei ganz übersehen, daß Weidmanns „allegorisches Drama“, von Lessings kleinem Fragmente abgesehen, unbestritten der erste Versuch war, den Helden des Volksschauspiels und der Puppenkomödie auf die regelmäßige Bühne zu stellen. „So unkünstlerisch auch dieses Werk war, war es doch reich an originellen Motiven und gewann dadurch entscheidenden Einfluß auf

eine ganze Reihe von späteren Dichtungen", wie Roderich Warkentin in seiner fleißigen Schrift „Nachklänge der Sturm- und Drangperiode in Faustdichtungen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts" [61]) ausführlich nachgewiesen hat. Am engsten schließt sich an Weidmann an „Doktor Faust, Volksschauspiel in 5 Akten, Augsburg 1797" von dem preußischen Minister und Gesandten Friedrich Julius Grafen von Soden (geb. 1754, gest. 1831), bei dem die dramatische Dichtung neben einer fruchtbaren und erfolgreichen schriftstellerischen Tätigkeit auf staatswissenschaftlichem und volkswirtschaftlichem Gebiete einhergeht. Die auffallendste Übereinstimmung ist die Personifikation des Gewissens in der Gestalt des Ithuriel. Nur erscheint er hier nicht wie bei Weidmann in irdischer Gestalt, sondern als „lieblicher Genius, in weißem fliegenden Gewand. Ein Sternenkranz um sein Haupt". Auch der Dramaturg Joh. Fr. Schink, der, wie wir oben aus dem Zitat der „Faschingskrapfen" gesehen haben, sich über Weidmanns „Faust" lustig gemacht hat, steht mit seinem 1804 erschienenen „Johann Faust. Dramatische Phantasie, nach einer Sage des sechzehnten Jahrhunderts" auf den Schultern Weidmanns.

Wenn wir uns zum Schlusse noch einmal die ganze literarische Persönlichkeit des fruchtbaren Wiener Dramatikers Paul Weidmann vergegenwärtigen, so fühlen wir uns unwillkürlich an zwei norddeutsche Zeitgenossen erinnert, an den Leipziger Steuereinnehmer Christian Felix Weisse und an den Hannoveraner Friedrich Wilhelm Gotter, mit welch letzterem unser Weidmann in der Behandlung des Meropestoffes um die Palme gerungen hat. Keiner jedoch steht ihm so nahe wie der oben genannte Soden, der außer dem „Faust" noch drei Weidmannische Stoffe dramatisch behandelt hat: Ignez de Castro, Anna Boley und Pizarro. Was unseren Weidmann aber von jenen harmloseren Naturen unterscheidet, ist der starke Niederschlag, den die politischen und sozialen Strömungen seiner Zeit in vielen seiner Dichtungen

gefunden haben, und nicht zum letzten die Kühnheit seiner dramatischen Entwürfe, deren Ikarusflug ihn sogar als einen der ersten modernen Dramatiker an das Faustproblem herantrug. Von den späteren aber mahnt er uns an keinen so sehr als an den, neun Monate nach seinem Tode gebornen Landsmann Bauernfeld, den großen Schimpfer, der es so gut verstanden hat, Persönlichkeiten der Wiener Gesellschaft so scharf umrissen auf die Bühne zu stellen, daß das Publikum mit den Fingern nach den Originalen weisen konnte.

Anmerkungen.

[1]) Werke, II, S. 123.

[2]) So genannt nach dem Wiener Bürger Hans Stoss am Himmel, gestorben am 20. Dezember 1529.

[3]) Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt am Main, Neue Folge, XVI. Band, S. 1 ff. Den Literaturangaben Fränkels hätte ich noch hinzuzufügen: Chronologie des deutschen Theaters 1775, S. 339, 347. Die Wiener Autoren von Heinrich Wolfgang von Behrisch, 1784, S. 242 (relativ vollständigstes Schriftenverzeichnis), auf die mich Herr Georg Eckl freundlichst aufmerksam macht.

[4]) Nekrolog seines älteren Bruders Josef in den „Annalen der Literatur und Kunst des In- und Auslandes", IV. Band, letztes Quartal 1810, S. 514 ff. Damit will allerdings nicht recht stimmen, daß seine Mutter, wie er selbst sagt (oben S. 13), ein Gnadengehalt bezog.

[5]) „Weidmann Paul, Aust.: Vien. Parv. 1755": Eintragung in die Univ.-Hauptmatrikel S. 845, nach gütiger Mitteilung des Herrn Universitätsarchivars Sektionsrates Dr. Schrauf.

[6]) Archiv des k. k. Ministeriums des Innern, Protokoll für Niederösterreich 1767, Fol. 317 v.: „20 x^bris Weidmann Paul bittet bey der Hofkanzley Registratur angestellet zu werden."

[7]) In dem Lustspiel „Der Landphilosoph oder Die natürliche Weltweisheit" monologisiert der Held Paul, auf den der Verfasser offenbar manchen Zug seiner eigenen Persönlichkeit übertragen hat: „Ich möchte mir selbst Maulschellen geben. Wie oft ich der Galle ihren Lauf lasse! Tausendmal verwies mir mein Vater den häßlichen Jähzorn. Paul sey gelassen! — Ja der Henker kann allzeit gelassen bleiben!"

[8]) Josef von Sonnenfels von Wilibald Müller, Wien, Braumüller 1882, S. 16 ff.

[9]) Ebenda S. 22.

[10]) Archiv des k. k. Ministeriums des Innern, Protokoll für Niederösterreich 1790, Fol. 199. Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Staatsrätliche Akten Nr. 1062 ex 1790.

[11]) R. M. Werner, Aus dem Josephinischen Wien. S. 73.

[12]) Protokoll für Niederösterreich, Dezember 1790, Fol. 737, Martius 1792, Fol. 193 v.

[13]) Archiv des Reichs-Finanz-Ministeriums ad Nrm. 799 ex Jan. 1798.

[14]) Trotzdem Weidmann, wie wir gesehen haben, durchaus nicht über viele freie Zeit verfügen konnte, war er ein besonders eifriger Dilettant im Zeichnen und Malen. In seiner kleinen, aber ausgewählten Büchersammlung standen Segners „Gründe der Perspektive" neben einer „Anweisung zur Malerkunst" und den Schriften von Mengs. In seinem Nachlasse fand sich eine große Zahl teils ausgeführter, teils nur angefangener Zeichnungen und Malereien. Die Vignetten zu seinen Büchern hat er wohl durchweg selbst entworfen und gezeichnet: die besonders reich komponierten, von einem der Mansfeld gestochenen Titelvignetten zu „Karlssieg" tragen groß und deutlich die Signatur P. W. inv., ebenso die zum „Neuen Jerusalem" und zu dem Schauspiel „Peter der Große" und zum „Phönix" (W. del.). In einer Kopfleiste zum „Weiblichen Äsop" hat er die Embleme seiner zahlreichen Fähigkeiten und Neigungen zusammengestellt und in einer Anwandlung von Selbstironie den Aktenfaszikel nicht vergessen.

[15]) Archiv des Reichs-Finanz-Ministeriums Nr. 799.

[16]) Ebenda Nr. 108, Juni 1798.

[17]) Ebenda Nr. 354, Juni 1799.

[18]) Den Hinweis auf diese interessanten Akten (Archiv der k. u. k. Generalintendanz der k. k. Hoftheater Nr. 88 bis 92) danke ich der Güte Alexander von Weilens. Vgl. „Die Theater Wiens", II. Bd., 1. Abt., S. 120.

[19]) Maria Theresias letzte Regierungszeit, III., S. 262.

[20]) Oben S. 13.

[21]) „Da ich kein Dichter vom Handwerk bin, sondern nur meine Erholungsstunden den Musen weihen kann" heißt es auch in der Vorrede zu „Karlssieg" (sic).

[22]) König Eduard der Großmütige huldigt der Gewohnheit des Mittagschlafes, der seiner Gesundheit nachteilig ist, denn er bringt ihm unruhige, schlaflose Nächte und lähmt seine Tatkraft. Auf den Rat des Arztes beginnt Emilie, seine Gattin, das Wunder ihrer Zeit, sobald der Nachtisch erscheint und Eduard zu gähnen beginnt, eine Fabel zu erzählen. Die Moral zu finden, überläßt sie dem Könige selbst. Dadurch wird seine Aufmerksamkeit wach erhalten und sein Leib und Geist gesund. Im

Gewande der Fabel erfährt der König manche bittere Wahrheit. So recht im Sinne Weidmanns klingt die vierte Fabel „Die Gunst und das Verdienst", die hier als Probe folgt:

„Ich sehe dich beschweißt die kleinsten Stuffen klettern,
So sprach die Gunst, du lokst mir Thränen ab, Verdienst!
Mein Mitleid reget sich, ich mache, daß du grünst,
Und stäts gedeyst; zum Dank sollst du mich auch vergöttern.
Du wankst, und zweifelst noch?
Befürchte meinen Zorn! Betrachte die Beglückten.
Die Hefen mach ich groß, und stürze die Geschickten.
Izt lächelt dir mein Blick, wo nicht, so trag dein Joch!
Ich will auf dich die härtste Strafe fluchen;
Du sollst vergebens Brod bey fremden Thüren suchen;
Ich mache dich verschmäht, vergessen, arm und klein;
Du sollst der Spott der Thoren seyn! —
Das bin ich, war ich schon seit grauen Tagen,
Sprach das Verdienst. Wer kann wie ich von Elend sagen?
Jedoch mein edles Herz vergißt sich nie.
Nie werd ich klein zu deinen Füßen kriechen;
Nie sollst du meinen Weihrauch riechen,
Nie beuget das Verdienst vor dir ein Knie!
Mein Geist bleibt immer gleich großmüthig und erhaben;
Bey meiner Arbeit soll mich der Gedanke laben,
Daß jeder Bissen, den mein Mund genießt,
Die süsse Frucht von meiner Arbeit ist."

[23]) Christian Gottlob Kaysers vollständiges Bücherlexikon, VI. Band, S. 178; Weidmann Paul († 18..), S. 109, S. 149.

[24]) Archiv des Landesgerichtes in Wien, Nr. 1306 ex 1801.

[25]) Schon 1778, in dem Originallustspiel „Der Mißbrauch der Gewalt", kommt die Gestalt des weisen Narren Kautz vor. Zwischen ihm und seinem Herrn, dem Grafen Diestelthal, spitzt sich S. 80 der Dialog in folgender Weise zu: Diest.: Verwünschte Karte! — Ich habe meinen Verstand verloren! — Kautz: Ich habe ihn nicht gefunden — soll ich ihn austrommeln lassen?

[26]) Hock-Biedermann, Der österreichische Staatsrath. S. 150.

[27]) Gesammelte Schriften, VIII., S. 147 ff.

[28]) Zugrunde liegt: „Der adeliche Taglöhner." Ein Schauspiel in drey Aufzügen von F. G. v. N. z. H. (Friedrich Graf von Nesselrode). Aufgeführt auf dem Churfürstl. Theater zu München 1777. „Der adeliche Käßstecher, oder Die bestraften Ausschweifungen seines liederlichen Sohnes. Ein Lustspiel von drey Abhandlungen" (von Hafner?), Wien 1765, ist im gewissen Sinne ein Gegenstück, es stellt dar das schmähliche Ende

5*

des verzogenen Sprößlings des geadelten ehemaligen bürgerlichen Käsſtechers von Schmalzhausen.

[29] Der österreichische Staatsrath, S. 545.

[30] Ebenda S. 550.

[31] Ebenda S. 62.

[32] Sonnenfels gesammelte Schriften, Wien 1785, VII. Bd., II. Abt., S. 70 ff.

[33] Vgl. Artur Eloesser, Das bürgerliche Drama, Berlin 1898, S. 101 ff., 143 ff.

[34] Vgl. „Studien für vergleichende Literaturgeschichte", III. Bd., S. 54—65.

[35] „Goethe-Jahrbuch", XIX. Bd., S. 293.

[36] Schiller: „Hier nur hören die Großen der Welt, was sie nie oder selten hören — Wahrheit."

[37] Schiller: „Die Schaubühne ist die Stiftung, wo sich Vergnügen mit Unterricht, Ruhe mit Anstrengung, Kurzweil mit Bildung gattet." . . . „Die Schaubühne ist mehr als jede andere öffentliche Anstalt des Staats eine Schule der praktischen Weisheit, ein Wegweiser durch das bürgerliche Leben, ein unfehlbarer Schlüssel zu den geheimsten Zugängen der menschlichen Seele."

[38] „Wienerischer Musenalmanach auf das Jahr 1777", Wien, bei Josef Edlen von Kurzböck, S. 21.

[39] Berlin, bei Friedrich Maurer, Neuntes Heft, 1792, S. 106.

[40] Demselben Johann Friedrich Ernst Albrecht, von dem unter anderem auch die Prosabearbeitung von Goethes „Mitschuldigen" herrührt (vgl. Emil Horner in der „Chronik des Wiener Goethe-Vereins", XIII. Bd., S. 25 ff.). Seine Bearbeitung erschien unter dem Titel: „Der Teufel ein Hydraulikus. Lustspiel in drei Akten. Nach dem Bettelstudenten fürs sächsische Hoftheater bearbeitet von Albrecht."

[41] l. c. S. 101.

[42] Der Jacobiner in Wien. Zürich und Winterthur. Verlag des Literarischen Comptoirs, 1842, S. 202 ff.

[43] Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" vom 28. Juni 1894, Nr. 146.

[44] Deutsch unter dem Titel: „Der Teufel aus der Kohlenkammer" in Bertuchs „Magazin der Spanischen und Portugiesischen Literatur", III. Bd. (1782), S. 129—168.

[45] Vgl. E. Dorer im „Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen", Bd. 77, S. 143 ff.

[46] Vgl. J. Bolte und W. Seelmann „Niederdeutsche Schauspiele", S. 42 ff.

[47] „Wienerischer Musenalmanach auf das Jahr 1777", S. 14 und 31 ff.

[48]) „Die Theater Wiens", II. Bd., S. 61 ff.

[49]) Engels Exemplar des Münchner Druckes, das mit anderen Seltenheiten seiner Sammlung vor einigen Jahren in den Besitz des „Freien Deutschen Hochstiftes" übergegangen ist und in der „Ausstellung von Handschriften, Druckwerken, Bildern und Tonwerken zur Faustsage und Faustdichtung, veranstaltet vom Freien Deutschen Hochstift, 28. August bis 10. November 1893" ausgestellt war (Katalog S. 61, Nr. 201), galt damals noch als ein Unikum. Seither ist ein zweites Exemplar im British Museum bekannt geworden. Das nunmehr dritte besitzt der Verf. dieses Artikels. Es scheint als Regie- oder Soufflierbuch einer Wiener Bühne — vielleicht des Scherzerschen Theaters in der Porzellangasse — gedient zu haben, wie die zahlreichen Striche, teils mit Tinte, teils mit Rötel, teils mit Bleistift beweisen. Die spärlichen handschriftlichen Zusätze, soweit sie sich nicht auf ein „bleibt" neben einer gestrichenen Stelle beschränken, bezwecken nur die Herstellung der Verbindung nach einem Striche oder die Milderung eines einzelnen zu starken Ausdruckes. Auf der letzten Seite 72 findet sich unten der handschriftliche Vermerk: „Geändert S. 6, 13, 18, 20, 21, 26, 30, 32, 33, 38, 39, 40, 45, 56, 58, 61, 62, 63, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71. J. (?) Meyer, mprja" Das einzige bekannte Exemplar des wohl ursprünglichen Prager Druckes: „Johann Faust. Ein Allegorisches Drama von fünf Aufzügen. Quid ergo inquis Stulti ac mali non gaudent? Non magis, quam praedam nacti Leones! Senec: Zum Erstenmahl aufgeführt auf der kgl. Prager Schaubühne von der Brunianischen Gesellschaft, 1775. Mit Genehmhaltung der K. K. Censur, PRAG, gedruckt bey Joseph Emanuel Diesbach auf dem Altstädter kleineren Ring in Nro. 225." besitzt nach Angabe L. Fränkels (a. a. O. S. 18) Dr. E. G. Stumme-Dresden. Im selben Verlage, „Aufgeführt Zum Erstenmal von der Brunianischen Gesellschaft Den Ersten Jenner 1776", erschien „Der Leichtgläubige, Ein Original Lustspiel von Herrn Weidemann" (sic!). „Dem Erlauchten und Preiswürdigen Adel des Königreichs Böheim" empfiehlt der Prinzipal in der Dedication „diese neue Geburth eines hoffnungsvollen jungen Dichters zu hohen Hulden und Gnaden".

[50]) 1877, Nr. 10, Sp. 311—313, jetzt bequem zugänglich in den „Goetheschriften", S. 302—305.

[51]) S. 262—283, jetzt in den „Kritischen Streifzügen wider die Unkritik (Kleine Schriften, 4), S. 31—85: „Ein literarischer Findling als Lessings Faust."

[52]) „Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur", III. Bd., S. 203.

[53]) Ebenda S. 281.

[54]) Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. Die Vorrede datiert Dresden, im Januar 1882.

[55]) Lessings „Faust“ auf der Nürnberger Bühne. Mitgeteilt in einer Wochenversammlung des Pegnesischen Blumenordens im März 1888 von Hans Pfeilschmidt („Altes und Neues aus dem Pegnesischen Blumenorden“, II. Bd., S. 176—188; auch S. A.).

[56]) Es weist auch an und für sich schon manche Besonderheit auf. Der uns so geläufige Name des Mephistopheles, der im alten Volksbuche Mephostophiles, bei Marlowe Mephostophilis, bei Shakespeare (in den „Lustigen Weibern“) Mephostophilus, in einer alten Volksballade in „Des Knaben Wunderhorn“ Mephistophilis lautet, begegnet uns hier — und zwar nicht zum ersten- und einzigmal vor Goethe, wie Pfeilschmidt (S. 8) und vor ihm Ed. W. Sabell („Über den Namen Mephistopheles“ in der Festschrift zum 28. August 1879, Heilbronn, Gebr. Henninger, S. 61) annimmt, in der durch Goethe unsterblich gewordenen Form, denn in einem an Holbergs „Hexerei oder blinder Lärm“ sich anschließenden Szenar des Studententheaters zu Wengen in Ulm erscheint er schon 1754 in dieser Form (vgl. Jakob Zeidler, Mephistopheles, Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte, N. F., VI. Bd., S. 464 ff.). — Sein Gegenspieler, der gute Geist, der dem Helden „in der Gestalt seines Vertrauten“ zu seiten steht und ihn aus den Netzen des Verführers zu retten sucht, heißt Ithuriel. Er verkörpert die eine der zwei Seelen, die in der Brust des Helden wohnen, jene, die gewaltsam sich vom Dust zu den Gefilden hoher Ahnen erhebt, oder, wie der Graf Soden, ein Nachahmer unseres „allegorischen Dramas“, schlechtweg sagt: das Gewissen. Der Name stammt aus Miltons „Verlorenem Paradies“ und ist von da in Klopstocks „Messias“ übergegangen, worauf kürzlich Otto Hachtmann (Graf Julius Heinrich von Soden als Dramatiker. Diss. Göttingen 1902, S. 85.) aufmerksam gemacht hat. Zur selben Zeit, als Weidmann den „Johann Faust“ schrieb, beschäftigte er sich eingehend mit der Theorie und Geschichte des Epos, speziell mit Milton, dem er in der Abhandlung über die Epopöe, die er seinem 1775 erschienenen Epos „Karlssieg“ beigegeben hat, einen der größten Abschnitte widmet. Etymologisch läßt sich der Name Ithuriel sogar — allerdings auf etwas schwankender Grundlage — zu Mephistopheles in Beziehung bringen: In einem dem Faust zugeschriebenen Höllenzwang, gedruckt Paussau 1612, den Goethe 1829, als er selbst der ihm unbekannten Herkunft des Namens Mephistopheles nachgehen wollte, aus der Großherzoglichen Bibliothek in Weimar entlehnt hat, endigen die Namen aller der zahlreichen in ihrer hierarchischen — sit venia verbo — Abstufung aufgezählten Teufel auf -el, unter ihnen tritt auch „Mephistophiel“ auf. Die Silbe -el bezeichnet im Hebräischen das Göttliche, und Geisternamen wie Ariel, Asmodiel und andere sind

nichts weiter als Analogiebildungen nach Gabriel, Michael, Raphael. Sie brauchen also durchaus nicht etwa orientalischen, biblischen Ursprungs zu sein. Nach Analogie dieser Höllengeister ist nun Ithuriel gebildet, vielleicht durch Verbindung mit der biblischen Landschaft Iturea.

In Klopstocks „Messias" ist der Seraph Ithuriel einer der „Engel der Erde", die unter der Aufsicht Gabriels stehen und den Jüngern als Beschützer beigegeben sind. Sein Schützling ist Judas Ischariot, um dessenwillen er manchen Kampf mit Satan zu bestehen hat. In den Worten Ithuriels entschlüpft dem Verfasser des „Johann Faust" einmal sogar ein wörtlicher Anklang an den „Messias", wenn er ihn den Mephistopheles apostrophieren läßt (S. 20): „Du Echo eines Prahlers, der in der Hölle mit diamantenen Fesseln angeschmiedet ist." Im „Messias", III, S 445 ff. betet Ithuriel:

„Gott! Daß deine gefürchtete Hand jetzt Satan im Abgrund
Mit diamantenen Ketten der tiefsten Finsternis hielte!"

Die Rolle, die Ithuriel im „Johann Faust" als Beschützer gegen die Anfechtungen des Bösen spielt, kommt zum Ausdruck in den folgenden Versen des „Messias" (III, S. 556 ff.), in denen deutlich vernehmbar das Faustthema anklingt:

„So kam über Ischariot Satan zum nahen Verderben,
Goß dann einen verführenden Traum in sein offnes Gehirne.
Schnell empört' er das klopfende Herz zu Begierden der Bosheit;
Senkte zuerst empfundne Gedanken, voll Feuer, stürmend,
Ihm in die Seele.

— — — — — — — — — — — — — —

Denn der Seraphim hohes Geheimniß, den Seelen der Menschen
Edle Gedanken, der Ewigkeit würdige große Gedanken
Einzugeben, war Satan zu seiner größern Verdammniß
Noch bekannt.

— — — — — — — — — — — — — —

— — Zwar kam aus treuer, sorgsamer Ahndung
Seraph Ithuriel wieder zurück, bey dem Jünger zu bleiben;
Aber da er entdeckte, wie über Ischariot Satan
Sich verbreitete, bebt' er und stand, und sahe zu Gott auf
Und entschloß sich, vom Schlaf Ischariot aufzuwecken.
Dreymal schwebt' er auf Flügeln des Sturms durch brausende Zedern
Ueber sein Angesicht hin . . . .

Und als Judas trotzdem endlich dem Bösen verfallen ist und Ithuriel trauernd an den Herrn die Frage richtet:

„Gott Messias! soll ich mich wieder zum Himmel erheben?
Oder bin ich gewürdiget worden, dich sterben zu sehen?"

Wird ihm der Bescheid:

„Simon Petrus wird auch gesucht von der Wuth des Verderbers,
Sey sein Engel!"

Die Gegenüberstellung des guten und des bösen Genius in der Gestalt von Vertrauten des Helden, denen erst unmittelbar vor der Katastrophe über dem Körper des Sterbenden gewissermaßen die Flügel wachsen, geht zurück auf die mohammedanische, in letzter Linie persische Tradition. Weidmann hat sie unmittelbar aus Voltaire. Das wollte der Verfasser offenbar bekennen, wenn er in dem „Vorbericht" auf Voltaires Geistererscheinungen anspielt. In Betracht kommt die Erzählung „Le blanc et le noir", der Grillparzer nach seinem eigenen Bekenntnisse den Grundgedanken seines „Traum ein Leben" entnommen hat (vgl. Payer, „Grillparzers Traum ein Leben". Ein Beitrag zur vergleichenden Literaturgeschichte, „Österr.-ungar. Revue", Neue Folge, 10. Bd., S. 34—46, 153—166). Ein neuer Berührungspunkt also zwischen dem Fauststoff und dem Stoff von „Traum ein Leben", auf deren innere Verwandtschaft unter anderen Kuno Fischer („Die Faustdichtung vor Goethe", Goethe-Schriften, 6. Bd., S. 234) hingewiesen hat. Die Gestalt des Angelus Custos, der dem Helden warnend zur Seite steht, mit dem Bösen ringt und am Schlusse rettend eingreift, kommt aber auch häufig im Jesuitendrama vor. Auch von dieser Seite kann also der Jesuitenschüler Weidmann beeinflußt sein, geradeso wie vom Volksschauspiel, wo sich beim Abschluß des Paktes eine warnende Stimme vernehmen läßt.

Ungefähr zur selben Zeit, als Weidmanns Faust von Wien aus die Gestalt des Ithuriel auf die Bühne brachte, hatte sich die junge Karoline Pichler den Engel Ithuriel zu ihrem Schutzengel erkoren: „oder vielmehr ich gab dem Geiste, dessen Schutz mich der Schöpfer bei meiner Geburt übergeben, diesen Namen . . . . Um aber auch ein deutliches Bild von ihm in meiner Phantasie zu bewahren, wählte ich mir einen überaus schönen Engel in Jünglingsgestalt auf einem Bilde in unserer Dorfkirche zu Hernals" (Denkwürdigkeiten, I, S. 82 ff., 115). Das ist möglicherweise schon Einfluß Weidmanns. Auch bei Voltaire kommt der Engel Ithuriel vor. In der in Wien 1790 bei Joh. B. Wallishausser erschienenen Übersetzung von Voltaires ausgesuchten Romanen, Erzählungen und Dialogen, II. Bd., S. 171, folgt unmittelbar auf die allegorische Erzählung „Der Weisse und der Schwarze" „Wie's in der Welt geht! Ein Gesicht Babuk's von ihm selbst beschrieben", das mit den Worten beginnt: „Unter den Genien, welche den Reichen der Welt vorstehen, ist Ithuriel einer der vornemsten; sein Sprengel ist Grosasien."

In Paul Weidmanns Oratorium „Die Tage des Herrn" tritt noch einmal Ithuriel auf, S. 17: (. . . . Sieben Engel mit sieben Posaunen fliegen über die verwandelte Erde. Ihre Posaunen röcheln majestätisch

und furchtbar. Ithuriel mit einem goldenen Rauchfaß ruft in die vier Welttheile.)

Ithuriel.

„Stehet auf! — Stehet auf!
Erwacht, erwacht ihr Völker!
Vom zehntausendjährigen Schlummer!"

An diese Stelle sei mir gestattet, einen zweiten Exkurs anzuknüpfen. Als Engels Neudruck des „allegorischen Dramas" erschien, fiel in der saloppen Sprache des Stückes sofort eine Reihe von dialektischen Eigentümlichkeiten in die Augen, die auf Süddeutschland, nach der Meinung Zarnckes und Fischers speziell auf Bayern, hinweisen. Dabei hatte aber Engel, der mit seinem Text sehr willkürlich umgesprungen ist, schon eine Reihe recht auffallender Austriazismen getilgt, z. B. S. 30: „Endlich nahm sich eine Staatsperücke um den Proceß an", S. 50: „Faust, Helena ꝛc. laufen ängstlich herum", S. 70: „Mein Herz erinnert mich stets darauf." Am meisten war jedoch aufgefallen eine szenische Anweisung zu Beginn des vorletzten Auftrittes: „Die Posaune röchelt." Bei näherem Zusehen erweist sich dieses „röcheln" als ein Lieblingswort unseres Weidmann. Es begegnet uns bei ihm nicht nur in der uns geläufigen Verbindung und Bedeutung: „Das Röcheln der sterbenden Krieger" oder „Sterbende röchelten" (‚Das neue Jerusalem', S. 28, 64), „Die Christen sollen in ihrem Blute röcheln" (‚Soliman vor Wien', S. 17), „Und die zermalmten Iberier röcheln" (‚Eroberer', S. 40), es wird von einem schlafenden Diener gesagt (‚Das befreyte Wien', S. 5) und in der ‚Schönen Wienerin' heißt es S. 12: „Red Du nur gut deutsch, das ist schöner als das französische Röcheln", und später: „Da die Schlingel mit ihren Waldhörnern röchelten, als wenn sie die Mauern der Stadt umblasen wollten." Im „Eroberer" singt der Chor der Barden S. 41: „Röchelt ihr Hörner den Feinden zum Schrecken." Mit besonderer Vorliebe aber gebraucht es Weidmann von der Posaune: neben der erwähnten Stelle in dem Oratorium findet sich im „Pfarrerkrieg" S. 19 der Halbvers: „Es röcheln die dumpfen Posaunen" (bei einem Leichenbegängnisse), und zu Beginn des vorletzten Auftrittes im „Eulenspiegel" S. 123 steht gleichfalls die szenische Anweisung: „Es röchelt die Posaune." Im XX. (Schluß-) Gesang des „Messias", in welchem die Posaunen aus allen Registern ertönen, immer wieder neue Vergleiche und Wendungen gebraucht werden, das Schreckliche, Erschütternde ihres Klanges zu vergegenwärtigen, kommt das Wort nicht vor. Noch ein Zeitwort erfreut sich bei unserem Autor einer solchen Beliebtheit, daß es uns fast in jedem seiner zahlreichen Stücke öfter begegnet, es ist das Wort „schmäucheln", namentlich in der Verbindung „ich schmäuchle mir".

[57]) Diese Mottos sind für Weidmann ungemein charakteristisch. Unter den zahlreichen Büchern, die von ihm im Druck erschienen sind, finden sich kaum fünf, die nicht auf der Titelseite ziemlich groß zwischen zwei mehr oder minder kräftigen Querstrichen irgendein Zitat aus einem lateinischen, griechischen, französischen, englischen, italienischen, spanischen oder portugiesischen — aber beileibe keinem deutschen Autor trügen, das schon den Titelblättern Weidmannischer Bücher — fast durchweg in Verbindung mit der Bezeichnung Original-Drama, Original-Trauerspiel, Original-Lustspiel — ein eigenartiges Gepräge verleiht.

[58]) Ein seltsames Zusammentreffen will es, daß bei derselben Brunianischen Gesellschaft, welche das erste Kunstdrama von Faust auf die Bühne brachte, sich genau ein Jahrzehnt vorher noch eine verspätete Spur des Volksdramas findet. In dem Stücke „Hanns-Wurst der glückliche Schatzgräber oder Der bey der Abreise seiner Gesellschaft vergnügte Impressarius. Ein Lustspiel in zweyen Aufzügen aufgeführt bey dem Schluß der Komedien von der Brunianischen Gesellschaft verfertigt von J. U. Altstadt Prag, gedruckt bey Johanna Pruschin, Wittib durch Leopold Kamenitzky, Factorn, Anno 1765." klagt der Impressarius in dem Eingangsmonolog: „O tempora! O mores! wo sind jene Zeiten, da noch der Doctor Faust, oder der Wagner die größten Zauberkomedien waren; es kostet auch nicht so viel, wenn einen der Teufel auf den Theater hohlet, als wenn man kostbare Maschinen und Auszierungen muß machen lassen. Ja mancher Principal würde nicht darwider seyn, wenn ein solcher leinwandener Teufel, wie der Mephistophiles (sic) im Doctor Faust alle seine Acteurs am Donnerstag aus der Komedie hohlte, damit er am Freytag keine Gage geben dürfte."

[59]) Eine Art Xenienalmanach, in welchem vierzig Wiener Autoren in alphabetischer Reihenfolge mit je einem meist recht witzlosen gereimten Epigramm, dem eine längere oder kürzere Fußnote beigegeben ist, abgetan werden. Der Verfasser dürfte Ferdinand Eberl sein, dessen Lustspiel „Kasperl der Mandolettikrämer" (für das Marinellische Theater, 1789) mit den Worten Kasperls schließt: „Weib, wenn mir so ein Streich noch einmal passiert, so will ich mein Mandolettigewerb aufgeben und ein gekrönter Poet werden."

[60]) Euphorion, V. Band, S. 554.

[61]) Munkers „Forschungen zur neueren Literaturgeschichte", I., München 1896.

Zum „Traum ein Leben".

Von

Stefan Hock.

So wenig Grillparzer den größten Lyriker des deutschen Mittelalters zu schätzen wußte, die furchtbar traurigen Worte der „Elegie" passen nur allzusehr auf die Stimmung des gealterten Dichters:

Owê war sint verswunden alliu mîniu jâr!
ist mir mîn leben getroumet oder ist ez wâr? . . .
als ich gedenke an manegen wünneclîchen tac
die mir sint enpfallen gar als in daz mer ein slac,
iemer mêre owê!

So war auch dem einsamen Grillparzer das Leben hingeschwunden. Schon als Neunzehnjähriger fühlt er seine poetische Kraft versiegen und erinnert sich „nur noch wie eines Traums der Zeit, wo er in mondhellen Nächten der ganzen Welt vergessen und sich zu einer Stufe der Schwärmerei erheben konnte, bei deren Anblick er nun beinahe schwindelt". 1830 klagt er über die Abnahme seines Gedächtnisses und schreibt in sein Tagebuch: „Mein Leben war immer ein Traum, und zwar nicht nach jenem griechischen Spruche der eines Wachenden, sondern in der Tat eines, der schläft." „Ich habe geträumt bis heute, weiß es, und werde fortträumen bis zum Tode", seufzt er bei ähnlichem Anlaß 1836 in Paris. Und zehn Jahre früher schreibt er ein Tagebuch, um die Gedanken zu fixieren, was „in Stimmungen gleich der jetzigen so wenig der Fall ist, daß die Vorstellungen mit der Abgerissenheit des Traums aufeinander folgen und ihr Entstehen

und Verschwinden beinahe alle Willkür ausschließt“.[1]) In dieser traurigen Zeit fühlt er sich bei lebendigem Leibe wie ein Toter und den poetischen Ausdruck der entsetzlichen Angst, es sei mit seiner Dichtergabe zu Ende, findet er in der unendlich wehmütigen Klage:

Was je den Menschen schwer gefallen,
Eins ist das Bitterste von allen:
Vermissen, was schon unser war,
Den Kranz verlieren aus dem Haar;
Nachdem man sterben sich gesehen,
Mit seiner eignen Leiche gehen.

Mit zunehmendem Alter wird dieses Gefühl immer stärker. In dumpfem Sinnen, scheu vor der Welt zurückgezogen, gibt er sich immer mehr seinem resignierten Trübsinn hin, immer rauher nach außen, tief im Herzen weich und liebebedürftig, den Mangel der Anerkennung bitter empfindend. So lebt er seinen stillen Gedanken, seinen einsamen Studien, mit bösem Tadelwort nur ab und zu die Außenwelt bedenkend, die er doch treu beobachtet und der seine heimliche Liebe gilt. In seiner Einsiedelei aber ruht die Phantasie nicht. Äußere und innere Beengung hatte ihm freilich die Lust am Dichten genommen; wenn er aber in der Dämmerung des Abends müde und abgespannt in seinem Lehnstuhl sitzt, da entstehen dem geschwächten Auge unwillkürliche Bilder, da umgibt ihn ein schattenhaftes Reich verschwimmender Gestalten. Diese Bilder gewinnen Wirklichkeit lügende Stärke, sie treten am hellen Tage auf und zeigen dem erstaunten Spaziergänger nie gesehene Teile eines Parks, die Einbildungskraft zaubert reizende Baumpartien hervor, bis der Schlafwandler erwacht und erschrickt. Denn Grillparzer erkannte das Krankhafte,

[1]) Ebenso in einem Briefe aus Baden vom 18. Juni 1818 (Briefe und Tagebücher, herausgegeben von Glossy und Sauer, I, S. 30): „Mit dem Festhalten der Gedanken will's nicht mehr von der Stelle als in Wien.“ Vgl. Jahrbuch IV, S. 34 ff. (Volkelt).

das Gefährliche dieser Hallucinationen. Sein schwacher Körper, sein überreiztes Nervensystem hatten nicht die Kraft, sie zu überwinden. Aber er wußte, daß man sich aus diesem Zustande herausarbeiten müsse, wenn etwas geleistet werden solle. Es sei das Unglück der Deutschen, daß sie „diesem schaukelnden Träumen einen so hohen Wert beilegen“. „Mönche und Klausner mögen ‚Hymnen an die Nacht‘ heraustönen, für tätige Menschen ist das Licht!“ Aber wie klagende Resignation klingt es, wenn er gleichzeitig ausspricht: „Ich spreche hier nicht als einer, dem dieser dumpf träumende Zustand fremd ist, denn er ist der meine.“ „Mein natürlicher Zustand ist ein mit Zerstreuung abwechselndes, verworrenes Brüten“, heißt es an einer anderen Stelle.

Das Leben resolut zu erfassen, war nicht die Art dieses Mannes, er zog sich vor seiner Berührung zurück. Nicht nach Goethes Weisheitsspruch bequemte er sich dem Heißen wie dem Kalten — er verweilte und ward sich selbst ein Traum. Und er flüchtete aus dem Traum des Lebens in das Leben des Traumes, das ihn tausendfarbig und phantastisch empfing. Er selbst hat es klagend ausgesprochen, wie in ihm „neben der übergreifendsten, ja sich überstürzenden Phantasie ein Verstandesmensch der kältesten und zähesten Art“ lebte — im Traum schlief dieser und frei waltete die ungefesselte Phantasie. So kommt es, daß ihm sein wachender Zustand gegen den schlafenden erscheint „wie eine Zeichnung gegen ein Gemälde, ein neblichter Tag gegen einen sonnenhellen“.

Sein Traum erfindet höchst poetische und sinnreiche Situationen. Im Schlafe stellt Grillparzer Betrachtungen über seine bisherige Existenz an und glaubt mit einer logischen Schärfe und Überzeugungskraft zu denken wie niemals im Wachen. Ein andermal scheint es ihm, er sei aus einem Traum erwacht: er ist bestrebt, sich an diesen zu erinnern, sucht ihn mühsam zusammen und merkt nicht, daß er noch immer träumt. Er notiert seine Träume und grübelt mit liebevollem Interesse

über ihre Entstehung, ihre Bedeutung nach. Er fragt nachdenklich: „Was schläft wohl im Schlafe und was wacht?" als er sich einmal im Traum an längst Vergessenes erinnert hatte. Er sucht das Wesen des Traumes zu erkennen, die psychologischen Grundlagen zu erforschen.

Es ist ein starker Hang in Grillparzer, alles zu objektivieren. Das geht bis in seine Ausdrucksweise, wenn er ein eigenes Werk „jenes Stück" nennt oder von einer seiner Personen sagt: Soll sie nicht dies oder jenes tun? Auch vor seiner eigenen Persönlichkeit macht er nicht Halt. Sie wird ihm ebenso ein Objekt für psychologische Analysen, wie sein „anthropologischer Heißhunger" sich jedes Fremden bemächtigt. Sein beobachtendes Auge, dieses Dichterauge, das alles Leben umher tötet, damit es im Gedicht erstehe, auch auf sein Traumleben hat es die scharfen, zergliedernden Blicke gerichtet, auch dieses geheimste Gebiet seiner Seele erfährt poetische Gestaltung:

Und Flammen, Perlen, Schmuck, die euch umschweben,
Gelöste Teile sind's von seinem Leben.

Hatte er von seinem eigensten Wesen in die Sappho und Hero, Libussa und Rudolf gelegt, wurde ihm die Lampenszene mit Charlotte zu einer Hero-Studie, griff er nach rechts und links auf seinem Lebensweg, um Modelle für seine Schöpfungen zu finden — was er aus seinen Träumen gelernt hatte, das kam dem Stück zugute, das selbst wie ein Traum dem Dichter seinen höchsten Wunsch erfüllt zeigte, des Innern stillen Frieden.

Durch das ganze poetische Schaffen Grillparzers geht ein träumerischer Zug; die Angstträume in der „Ahnfrau" sind so meisterhaft geschildert wie die selige Verträumtheit der Hero, wie Rudolfs und Libussens zukunftsschauende Visionen. Mannigfach ist in seinen Dichtungen von Träumen die Rede, oft ist mit feinstem Verständnis das Wesen des Traumes wiedergegeben.

Schon der dreizehnjährige Knabe weiß von den Qualen des Traumes zu erzählen, begrüßt schon wie Rustan der Sonne „göttliches Licht":

> Du verscheuchest den Schlaf, der mit allmächtigen
> Schwingen jeglichen Menschen deckt,
> Der im quälenden Traum foltert den Erdensohn,
> Den du gütig der Qual entreißt.

Der Dichter der „Ahnfrau" weiß es, wie verworren, wie beängstigend der Morgentraum ist; Jaromir schildert das künftige Glück:

> Und nach wenig kurzen Jahren
> Dünkt uns, was wir früher waren,
> Wie ein altes Märchen, kaum
> Klarer als ein Morgentraum.

Und im Jahre 1817 gibt Grillparzer eine Schilderung des Morgentraumes, die aus reichster Erfahrung schöpft und ein Vorklang ist zu einer viel bewunderten Stelle im vierten Akt des „Traumes": „Ich stelle mir oft die Wirkung der dramatischen Poesie wie einen Morgentraum kurz vor dem Aufwachen vor, wo angenehme Bilder um die Stirn gaukeln, uns mit Freude und Schmerz erfüllen, obschon (wenigstens bei mir) immer der Gedanke dazwischen kömmt: es ist ja doch alles nur ein Traum! Aber im nächsten Augenblicke taucht die kaum erwachte Klarheit wieder in die süßen Wellen unter und kommt nur jedesmal, wenn der Eindruck zu stark wird, wieder zum Vorschein." Das macht den Eindruck des Erlebten und so ist es auch. Schon 1809 hat Grillparzer einen Traum notiert, aus dem halb erwacht er über die Unmöglichkeit des Geträumten räsonierte.

In der „Sappho" hat Grillparzer das Erwachen aus einem angenehmen Traum geschildert. Phaon träumt und der Kuß, den ihm Sappho auf die Stirn drückt, er erhält ihn im Traum von Melitta. Ihren Namen auf den Lippen wacht er auf. Es ist mit der vollendeten Kunst des traum-erfahrenen Dichters dargestellt, wie die Personen ineinander

übergehen und verschwimmen, wie dem Erwachten die Erinnerung verjagt, wie es erst Sappho ihm ins Bewußtsein bringt, daß jenes Kindesangesicht Melitta war:

Wer sagte dir,
Daß sie es war? — Ich wußt' es selber kaum.

So erfährt es Phaon im Traum, daß er Melitta liebt. Was man wünscht, davon träumt man, im Traum erscheint der Geliebte. Daß sie von Leon träumen werde, meint Edrita und gesteht so wundersam zart sich selbst und dem Küchenjungen ihre Liebe:

So geh denn schlafen.
Das ist zu Nacht der Müden süße Pflicht.
Und Träume wachen auf, so wie wir schlafen.
Wirst du auch träumen heut'?
Leon. Weiß ich's?
Edrita. Ich weiß.

Nicht immer sanft und mild erscheint die Geliebte im Traum. Jaromir glaubt zu träumen, es reißt ihn vom Lager auf, die Nacht gewinnt Bewegung und starrt ihn glotzend aus tausend Flammenaugen an, bis das furchtbare Antlitz mit den Leichenaugen und Bertas Zügen an des Bettes Füßen auftaucht. Sind auch diese Schreckbilder übernatürlichen Ursprungs, die Traumphantasie des Dichters hat sie geschaffen, hat sie geschaut und flammend wiedergegeben.

Wie Jaromir, wie Shakespeares dritten Richard so peinigen furchtbare Traumgestalten Don Pedro von Kastilien:

Schlaf, Schlaf!
Kastiliens Kron' um eine Stunde Schlaf,
Um eine einz'ge kurze Stunde Schlaf!
Daß seine Hand das Schreckensbild verscheuche,
Das meines Herzens ahndungsvolles Zagen
Vor das erstarrende Gesicht mir zaubert.

Und fast mit denselben Worten, noch deutlicher dem Vorbild genähert, ruft Heinrich von England:

„Schlaf, Schlaf! — Englands Krone um eine Stunde Schlaf! — Doch wo bin ich, was tu' ich! — Ich habe geschlafen! — Nein, nicht geschlafen — geträumt habe ich, schrecklich, fürchterlich habe ich geträumt!"

Das sind die Träume des Halbschlafes, das müde Hirn erzeugt furchtbare Wahngestalten, es ist das feige Gewissen, das den Schuldigen bedrängt.

Ganz anders die Träume des Wachenden. Sie sind ruhig und heiter, eine wohlige Müdigkeit erfaßt den Träumer. Wiederholt hat Grillparzer diesen dumpfen Zustand geschildert. Er war ihm wohl bekannt. Als Knabe saß er unter grünen Bäumen und sann und träumte von „künftiger Gestalten Geisterreigen und künftigen Vollbringens Schöpferlust“, der Jüngling hatte von Sternen geträumt, wo die Welt schimmerte, „von Wirklichkeit bei jedem holden Schein“. So saß auch Graf Borotin als Jüngling in der heiligen Halle und hing bunten Träumen nach, so träumte Hero als kleines Mädchen von dem Glück der Priesterin in der einsamen Turmkammer, die nach Jahren wiederum die Träumerin empfängt. Solch ein „dumpfer Träumer“ ist der schwerblütige Leander, bis die Liebe ihn zu tatenfrohem Leben entfacht. Und auf die Nacht, in der sie liebend wachte, folgt für Hero ein Tag des Träumens. „Hero!“ ruft ihr Ohm und wie Phaon nach Melitta, so fragt sie: „Bist du's, mein Freund?“ Sie selbst tadelt sich: „Pfui, wer wird träumen? Hellauf und frisch! Der Liebe süße Wacht!“ Es ist umsonst. Sie ist müde. Der Wind kost ihr lind, „wie Worte klingt es mir: von ihm, von ihm, von ihm —“ Und mit dem Namen Leander auf den Lippen schlummert sie hinüber in den verhängnisvollen Schlaf.

Unselig Mädchen,
Erwacht sie? Nein. So warnet dich kein Traum?

Wie den Romantikern Leben und Dichtung in Traum zerflatterte, so fragen sich mitunter auch die Personen Grillparzers, so realistisch sie bis in ihre kleinen eigensinnigen Gewohnheiten dem Leben nachgebildet sind, ob sie träumen oder wachen. Sie halten die unfaßbare Wirklichkeit für Traum. Graf Borotin träumt von der Ahnfrau, er erwacht und sie steht vor ihm. „Nach Hause“, sagt sie mit klangloser

Stimme. Und der Zernichtete sucht Trost in dem Gedanken: „Es ist klar, ich hab' geträumt." Die Sinne sträuben sich, das Gedächtnis verneint; aber es wäre furchtbar, wenn es Wahrheit wäre. Berta bestätigt arglos: „Es gibt gar lebend'ge Träume", und macht durch ihre Erzählung das Gefürchtete zur Gewißheit.

So hält Raimund Melusine für ein Traumbild, bis er den Ring auf seiner Brust fühlt:

Der Ring, das ist der Ring!
Ich habe nicht geträumt!

Blanka von Kastilien kann's kaum glauben, daß es Federiko ist, den sie gesehen hat:

Hab' ich geträumt? Gott nein, ich träumte nicht!

Und Bankban will lieber glauben, „daß er wachend träume, als Übles von dem Schwager seines Herrn". So soll Kattwald denken, er habe den Schlüsseldiebstahl geträumt „und alles das war nicht".

Wie ein Traum ist für Primislaus die erste Begegnung mit Libussa entschwunden.

Und wie ein Träumender nach seines Traums Entschwinden
Frag' ich mich selbst: wie war's? und weiß mich nicht zu finden.

Ein Traum, ein Nichts ist auch in Libussens Seele — so meint er — von jener nächtlichen Begegnung zurückgeblieben und wie von einem Traume erzählt er Wlasta von seiner Liebe.

Das Vergangene geht uns verloren; ob es nun heiter oder traurig war, mit der Wirkung entschwindet die Wirklichkeit. So verfliegt auch der Kummer und das Leiden war ein Traum. Aber selbst die Gegenwart ist ein Traum. Ein Schlaf ist das Leben.

Uns're Taten sind nur Würfe
In des Zufalls blinde Nacht —
Ob sie frommen, ob sie töten?
Wer weiß das in seinem Schlaf?

Schaurig sind die Träume, die dieser Schlaf uns bringt:

Lieblich sind des Schlafes Träume,
Nur das Wachen träumt so schwer.

Schlaf und Traum ist das Leben, Schatten der Erde Glück. Jason hat von Schatten geträumt. „Der Traum ist aus, allein die Nacht noch nicht."

Träume sind des Menschen Wünsche, bis sie erwachen zur Tat und den Träumer erschrecken. Medea hat getan, was Jason nur gewünscht, was er sich kaum als Wunsch gestanden; und er erzittert, wie sie ihm den Einblick öffnet in sein Herz:

Entsetzliche! Was rasest du gen mich?
Machst mir zum Wesen meiner Träume Schatten,
Hältst mir mein Ich vor in des deinen Spiegel
Und rufst meine Gedanken wider mich?

Medea sieht hinter diese Traumwelt. Sie kennt die Dinge, wie sie sind, und ahnt die kommenden. Sie hat Jason gewarnt. „In vorahnender Träume dämmerndem Licht" haben ihr die Götter das Vlies gezeigt „gebreitet über Leichen, bespritzt mit Blut". Aber Jason glaubt ihr so wenig wie der eigene Vater, dem sie Unheil verkündet und der sie rauh zurückweist:

Verkaufst du mir Träume für Wirklichkeit?
Deinesgleichen magst du erschrecken,
Törin! Nicht mich!

Es ist ihr Schicksal wie Kassandras, daß man ihre Gesichte für leere Träume hält. Und darum sehnt sie sich danach, nichts zu wissen lieber, als all die halben Ahnungen halb zu erkennen, als vorherzusehen und nicht abwenden zu können. „Laßt mir Ruh', träumende Ruh'", fleht sie die Götter an. Sie möchte fortleben in dämmerigem Traum, fern von dem Treiben und Drängen der Welt. Denn das ist der einzige Weg zum Glück. —

Nacht um uns und Dunkel,
Damit es in uns Licht.

So leben Libussens Schwestern fern den Menschen, fern dem Unfrieden der Welt. Und tritt einmal die rauhe Wirklichkeit in ihre Wohnung, so muß man Hof und Hallen

reinigen, die Menschennähe vergessen: „Was hier geschehn, es sei in Traum zerfallen.“ Dieses Leben voll Hingabe an die Natur, fern aller Menschenschwachheit, rein und einfach, das ist das wahre Leben, alles andere Traum. Darum sind auf dem Schlosse zu Budesch selbst die Träume Wahrheit:

Sie schlummern nicht, doch wenn in Schlaf versenket,
Ihr Träumen acht' ich mehr, als was ihr andern denket.

Wer dieses Leben verläßt, und sei's um des Edelsten willen, der verliert die Ruhe seiner Seele. Libussa will Mensch mit Menschen sein, das Bauernkleid weckt ihr Wärme bis zur tiefsten Brust. Nicht zu ihrem Heil. — So will auch Melusine in wärmeren Armen liegen, das „träumende Genügen“ ihrer Schwestern lockt sie nicht. Und auch hier folgt die Strafe.

Es ist charakteristisch für Grillparzer, daß er in die Sage von Melusine einen träumerischen, verlorenen Zug gebracht hat, der dem Vorbilde fremd ist. Nicht Melusine steigt zu den Irdischen herab, ihr Geliebter wird ins Nixenreich geführt, wie Tannhäuser in den Venusberg, und in dämmerigem Halbleben umgeben ihn Melusine und ihre Frauen. Im Traume erscheint ihm Melusine, wie auch Boleslaw in dem Drahomira-Fragment die Geliebte im Traume sieht. Die Traumwelt Melusinens gilt Raimund mehr als die leere Pracht des Erdenlebens, im Traume kommen ihm all seine Wünsche entgegen:

Was die Brust im Wachen enget,
Aber treu verschließt der Mund,
Hat der Schlaf das Band gesprenget,
Tut es sich in Träumen kund.

In diesem Reiche der Träume fließen Ruhe und Gleichmut, die Lust kennt kein Ermatten und keine Sättigung. Hier wacht die Seele, wenn der Körper schlummert:

Was geschlummert, muß erwachen
Und was wachte, schlummert ein.

Wer sich einmal dieser Traumwelt zu eigen gegeben den hält sie fest. Wohl sehnt sich Raimund aus Melusinens

Umarmung nach Tätigkeit, nach seinen Freunden, aber er kann im Kreise der Seinen die Nixe und „ihrer Träume fabelhaftes Reich“ nicht vergessen. Wieder ist es die Lehre der Sappho: Wer ein Bürger jener Welt ist, für den ist alles irdische Glück dahin. Der dumpfe Träumer ist dort zu Hause und hier — und darum nirgends.

So hat Grillparzer mannigfach in seinen Werken die Lehre ausgesprochen, die ihm schon früh in Calderons Drama bedeutsam entgegengetreten war: Das Leben ist ein Traum. Wie im Traume wandelt so manche seiner Gestalten durchs Leben. Da reizte es den Dichter, einmal statt der Träumenden den Traum selbst darzustellen. Die Wünsche, die dem Wachen nur unklar bewußt werden, deren Wirkung alle Gereiztheit und Unzufriedenheit, alle Unrast und Unfreiheit ist, hier konnten sie ihre Erfüllung finden, der Träumer konnte von dem Zwiespalte in seiner Brust erlöst, die Katastrophe aus dem Leben in den Traum verlegt werden. Es wurde dem Dichter möglich, selbst mit dem Helden frei aufzuatmen, nicht in schmerzvoller Resignation sich bescheidend, sondern im frohen Gefühle, ein einfaches Glück sicher und wunschlos zu besitzen. Nur indem er alle Kämpfe in den Traum verlegte, war es dem elegischen Dichter möglich, einmal seine Sehnsucht erfüllt zu zeigen, das Ideal zur Wirklichkeit zu gestalten. Alle Leiden seines Lebens und seiner Träume — hier wurden sie Traum. Das Stück konnte ihm eine Befreiung werden, aber aus der tiefen Depression der zwanziger Jahre führte kein Weg in luftigere Höhen. Nur mißmutig, stoßweise arbeitete er daran. Der Grund dafür liegt, abgesehen von den äußeren Verhältnissen, doch wieder im Stücke selbst. Es galt ja, alle bösen Traumbilder, die den Dichter je gequält, zu erneuen, Gespenster zu zitieren, die den so leicht Erregbaren peinigend umgaben. Die Befreiung, die der Schluß des Dramas gewährt, ist ein Moment, durch fast drei Akte belasten die schaurigen Gebilde der Phantasie die Brust des

Träumers und — des Dichters. Und eben diese quälenden Gestalten in ihrer schattenhaften Scheinexistenz festzuhalten, war ja künstlerisch die anziehendste Aufgabe. Grillparzer hat sie mit Bewußtsein ergriffen. 1827 schreibt er in sein Tagebuch: „Durch die Mißstimmung bei der Ausführung haben die mittleren Akte das Traumartige verloren, das in der ursprünglichen Intention lag. Das Ganze bekommt immer mehr die Farbe einer Kriminalgeschichte.“ Durch unermüdliche Arbeit, die mit ähnlicher Sorgfalt und um dieselbe Zeit dem „Traum ein Leben“ wie der „Hero“ gewidmet wurde, ist es dem Dichter gelungen, seiner Intention völlig gerecht zu werden und das Traumartige zur Anschauung zu bringen. Die Vergleichung der Handschriften lehrt, wie bewußt und planmäßig der Dichter hier zu Werke ging. Eine Betrachtung des Dramas muß daher von dem Studium des Traumlebens ihren Ausgang nehmen, denn erst durch die genauere Kenntnis von dem Wesen des Traumes ist der Blick für die außerordentlichen Feinheiten, für die psychologische Tiefe des Grillparzerschen Märchenstückes geschärft.

* * *

Im Traume waltet frei von den Schranken des ordnenden Verstandes die Phantasie. Nicht mehr gefesselt durch die eindeutigen Erscheinungen der Sinnenwelt, malt sie auf der dunklen Netzhaut des einwärts gekehrten Auges mit souveräner Laune bunt wechselnde Bilder. Nicht wie im wachen Zustande arbeitet das Hirn mit farblosen Abstraktionen, jeder Begriff wird zur Vorstellung, jeder Wunsch erzeugt seine Erfüllung dadurch, daß er gedacht wird. [1] Nicht mehr durch die wählende

[1] In dem Gedicht „Der Genesene“ schildert Grillparzer den bildungsfrohen Zustand nach überstandener Krankheit ganz ähnlich:

Was ich lese, seh' ich stehen,
Was ich höre, wird ein Bild;
Was ich spreche, wird geschehen,
Was ich wünsche, wird erfüllt.

Tätigkeit des Verstandes gehindert, tauchen zu dem Bilde von allen Seiten Assoziationen auf, in deren Gefolge reiche Details emporwuchern. Oft erscheint das neue Bild, bevor das alte völlig erlosch, die Eindrücke mischen sich, ungewohnte Verbindungen entstehen, ohne daß ihre Sinnlosigkeit erkannt wird, feste Assoziationen werden gelöst, die Glieder bilden neue Reihen. Darum haben die Traumbilder etwas Verschwimmendes, Unkörperliches, Unbestimmbares; die erregte Phantasie arbeitet alles ins Große, Kolossale, ohne Rücksicht auf Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit. Jedes aus der Erfahrung geschöpfte Maß ist verloren, alle Ordnung gestört. Denn eine wesentliche Hilfe zur Auswahl der passenden Assoziation fehlt dem Traume, die psychische Wertung der Dinge, welche die Lebhaftigkeit der Erinnerung im wachenden Zustande bestimmt und die Assoziation unterstützt und ordnet. So kann der Traum zwar einzelne Vorstellungen reproduzieren, aber keine geordnete Erinnerungsreihe aus dem wachen Zustande erneuen. Was jedoch von dem Hasten des Lebens übertönt im Innern verborgen ruhte, bringt er wieder ans Licht; unabhängig von unserem Willen wird er ein Verräter unseres geheimsten Wesens. Aber er fördert auch aus unverdauten Eindrücken entstandenen Halbunsinn zutage. Denn Wert und Unwert gelten im Traume nicht. Ebensowenig gibt es ein Gut und Böse. Die sittliche Beurteilung ist aufgehoben, der einzige Maßstab, den wir an die Traumbilder legen, ist der des Affekts. Dieser Mangel eines sittlichen Charakters ist es, der neben der großen Freiheit der Assoziation dem Traume seine eigentümliche ästhetische Bedeutung gibt. Zwecklos und sittlich indifferent, mit Lust- und Unlustgefühlen eng verbunden, nähert er sich dem Wesen des Kunstwerkes. Aber es fehlt ihm der ordnende Verstand und so ist es klar, daß der Traum die größte Ähnlichkeit mit solchen Kunstwerken hat, in denen Phantasie ohne Kunstverstand herrscht, mit den Dichtungen der Romantiker.

Immerhin ist auch die Freiheit des Traumes keine vollständige. Die Stimmung, welche die Traumbilder in uns

hervorrufen, wirkt regulativ auf den Verlauf des Traumes. Vorstellungen, die ein starkes Lust- oder Unlustgefühl erregt haben und anderen gewichen sind, tauchen bei Fortdauer oder Wiederkehr jener Affekte von neuem auf. Zum andern herrscht eine gewisse Vorliebe für die Assoziation des Kontrastes. So ergibt sich neben dem willkürlich fließenden Wechsel der Bilder eine seltsame Neigung für kontrastierende Wirkungen einerseits, für ein eigensinniges Wiedererzeugen der mit starken Affekten verbundenen Vorstellungen anderseits, wodurch eben der eigentümliche Charakter der Traumbilder entsteht. Es ist ein ewiges Sichnähern und Sichentfernen, ein Wechseln und Beharren, ein erinnerungsloses Verschwinden und quälendes Wiederauftauchen, mühsames Verbinden, sinnloses Abbrechen und geheimnisvolles Anknüpfen.

Der Traum ist nicht völlig vom Wachen getrennt. Er schöpft seine Erinnerungsbilder aus dem Leben, er setzt die Denkarbeit des Tages auf seine Weise fort. „Es läßt sich keine Traumtat denken, deren erstes Motiv nicht irgendwie als Wunsch, Gelüste, Regung vorher durch die Seele des Wachenden gezogen wäre.“ (F. W. Hildebrandt.) Im Einschlafen tritt die Stimmung mit dem Schläfer in den Traum hinüber, die Vorstellungen des Müden erzeugen die ersten Traumbilder. Da die Stimmung im Traume ziemlich konstant ist, so erklärt sich die Beobachtung, daß der Traum Stimmung und Hauptthema häufig dem Vortage entnimmt, während die Details oft weit in die Vorzeit des Träumers zurückgreifen.

Selbst im tiefen Schlafe ist der Träumer nicht vollständig gegen die Außenwelt abgeschlossen. Lichtschein, Geräusche werden wahrgenommen, Temperaturschwankungen, Hautreize werden empfunden. Noch wichtiger aber sind für das Traumleben die sogenannten Leibreize, welche durch die mannigfachen Bewegungen in unserem Körper und durch Krankheitsprozesse hervorgerufen werden und im Schlafe kräftiger wirken als in der Zerstreuung des Wachens. Alle diese Reize gelangen ins Traumbewußtsein und werden hier

den vorhandenen Vorstellungen entsprechend gedeutet und mit ihnen zu einer Einheit verarbeitet. Rückwärts schreitend, konstruiert der Traum eine Ursache für den auftretenden Reiz, sobald er sich sonst nicht in den Rahmen des Traumbildes fügt. Die Leibreize werden gern symbolisch dargestellt, indem etwa das Ausstrecken eines Beines die Vorstellung eines tiefen Falles erregt, Atemnot das Bild gespenstischer Wesen erzeugt, die den Träumer bedrängen.

Am stärksten ist der Traum von Elementen des wachen Lebens am Morgen durchsetzt. „Wir sind dem Aufwachen nahe, wenn wir träumen, daß wir träumen“ (Novalis). Langsam erwacht das Bewußtsein und erkennt den Zwiespalt zwischen der Lebhaftigkeit der Vorstellungen, in denen der Träumer sich in Aktion erblickt, und der Lähmung der Muskeltätigkeit; das Gefühl der Körperlosigkeit entsteht, der Träumer sucht sich selbst. Das Innewerden der Energielosigkeit steigert sich bis zu deutlichen Lähmungsvorstellungen. Die Ursache dieser Lähmung wird natürlich nach außen verlegt; der Schläfer erträumt schreckhafte Gebilde, überirdische Gewalten, die ihn festhalten und seiner Kräfte berauben. Diese Empfindung wird leicht auch auf andere Traumgestalten übertragen, mit denen sich der Träumer identifiziert. Da das plötzliche Auftauchen der Traumbilder fortdauert, so entsteht in diesem Stadium des Traumes das Gefühl eines sonderbaren geräuschlosen Bewegens, eines Handelns ohne Effekt, eines Bewirkens ohne Anstrengung, ohne daß der Träumer darüber erstaunt.

Auch der Verstand erwacht und übt Kritik an den Traumvorstellungen; er versucht zu motivieren, er bemüht sich, den Wirrwarr zu ordnen, er erkennt schließlich die Unwahrscheinlichkeit der Traumbilder und erklärt das Unverständliche für Traum. Aber nur wenige Augenblicke dauert diese Klarheit; sie entsteht bei krassester Unmöglichkeit der Traumvorgänge und taucht sogleich wieder unter in dem Strome der phantastischen Bilderfolge.

Wie die Gesetze, die wir aus der Erfahrung geschöpft haben, so erheben auch die Grundsätze unserer sittlichen Natur ihre Forderungen im Traume. Auch sie leiten uns zur Motivierung, zur Kritik, zur Annihilierung der Traumbilder. Aber sie lassen sich leichter umgehen als die Postulate des Verstandes. Handlungen, die unserer Sittlichkeit zuwiderlaufen, werden in reicher Symbolik verhüllt, so daß der Träumer selbst nicht mehr die Bedeutung erkennt; oder der Traum legt die selbst gehegten unsittlichen Wünsche anderen in die Brust; schließlich zeigt der sittliche Wächter seine Macht, indem er Gefühle des Abscheues, des Widerwillens, des Mißbehagens den Traum begleiten läßt. Diese Affekte können einen sehr hohen Grad erreichen. Denn der Traum wird für wirkliches Erlebnis gehalten, solange der Träumer schläft. „Das allein sichere Kriterium zur Unterscheidung des Traumes von der Wirklichkeit ist in der Tat kein anderes als das ganz empirische des Erwachens“ (Schopenhauer). Im Vollschlafe gibt es kein Mittel, den Traum als solchen zu erkennen, der Traum ist Leben.

*
* *

Auch Rustans Traum schöpft sein Material aus dem Leben des Träumers, das der erste Akt des Dramas schildert. Um die Traumgestalten in ihrem Dämmerlichte von den Personen der Rahmenhandlung deutlich abzuheben, arbeitet Grillparzer hier mit großzügiger Charakteristik. Diese Menschen stehen alle mit einem Hauptzuge vor unseren Augen. Rustan, der tatendurstige, aufbrausende Jüngling, Zanga wühlend und pfiffig, Mirza liebevoll, mild und ängstlich, Massud ruhig, besonnen, wohlwollend. Nicht nur die gesteigerte Kraft des „Hero“-Dichters verleiht im vierten Akt dem Oheim feinere Züge, schildert Mirza inniger und tiefer — hoher Kunstverstand ist es, der den Kontrast zu den abgelebten Traumpersonen jetzt entbehren kann und sich dieses Vorteiles zu erhöhter Schlußwirkung bedient. Lange genug war die

Pause zwischen Abend und Morgen, um den Riß in der Persönlichkeit Massuds übersehen zu lassen, und gern vergessen wir den nüchternen Landmann über dem Deuter des Traumes und dem dankbar verklärten Hörer des Schicksalsliedes „Schatten sind des Lebens Güter“. Wie Rhamnes, wie der Priester in der „Hero“, so wird auch dieser stille Mann der Pflicht zum Verehrer und Verkünder der Lehren und der Weisheit des Dichters. Mirza erscheint weniger wortreich, aber inniger und weiblicher in der letzten Szene als namentlich im Anfangsmonolog, dessen Wortspiele und Antithesen allzusehr an die „Ahnfrau“ mahnen. Auch ihr war die Angst der Nacht zur Läuterung, dem Dichter die Pause in der Arbeit zum Gewinn.

Die Nebenpersonen erscheinen zwar nicht auf der Bühne, es wird aber von den wichtigeren ein scharfes Bild entworfen. Osmin verwöhnt und trotzig, höhnisch und überlegen; der Derwisch fromm, um Rustans Schicksal besorgt, der Sänger des bedeutsamen Liedes; kurz wird Kaleb und seine Familie erwähnt.

Diese Personen geben die Modelle für die Gestalten des Traumes.[1] Der Träumer verändert sie nach seinem Bedarfe, die Ähnlichkeit bleibt aber erkennbar. Der Traum knüpft unmittelbar an die Gegenwart an. Rustan soll morgen fortziehen, Zanga soll ihn begleiten und dieser Morgen des nächsten Tages wird im Traume vorweggenommen. So ist Zanga, der mit Rustan den Weg von der engen Heimat in die Welt macht, der einzige, der mit seiner ganzen Persönlichkeit aus der Umgebung in den Traum eintritt. Aber auch er verändert sich. Zwar ist er auch im Leben wohlerfahren, weltgewandt, klug, in jeder Weise Rustans Führer und Verführer, aber im Traume steigern sich diese Eigenschaften; alle Verantwortung für seine Fehltritte und Frevel wälzt

[1]) Schon R. M. Meyer hat die „Genealogie der Traumpersonen“ bewundernd und ausführlich behandelt (Vierteljahrsschrift f. Literaturgesch., V., S. 430 ff.).

Rustan auf diesen Neger, und seltsam — dieser Genosse seiner Abenteuer wird dem Träumer gar bald unsympathisch. Zanga erscheint sarkastisch, höhnend wie Mephisto in der zweiten Gartenszene, und dieser Hohn muß wie Gift in das Herz des träumenden Rustan fallen. Alle Zweifel Rustans an der eigenen Größe spricht eben wieder Zanga im Eingangsmonolog des dritten Akts aus. Ob nicht ein Tropfen von der Abneigung Mirzas gegen den Neger auch in Rustans Brust gesunken ist, dem Wachenden unbewußt, ob es nicht das Echo von Mirzas Warnungen ist, wenn der harmlose Schwarze sich schließlich in eine Teufelsgestalt wandelt? Immerhin bleibt Zanga sich so weit gleich, daß der erwachende Rustan den Sklaven noch für die Traumgestalt halten kann. Die Abneigung gegen Zanga, die sich im Traume gezeigt hatte, wirkt auch noch fort, als Rustan über den wahren Sachverhalt aufgeklärt ist. Er bittet den Oheim, er möge den „Verführer" entlassen, „vor dem die Sterne gewarnt". In diesem ungerechten Vorurteile liegt eine psychologische Feinheit, die auf eine Selbstbeobachtung des Dichters zurückgeht. Er schreibt 1821 in sein Tagebuch: „Neulich träumte mir von einem niedrigen, eigennützigen Streiche, den mir *** spielte und der mich tief verletzte. Frühmorgens, als ich noch im Bette lag, kam er selbst zu mir ins Zimmer. Ich kann den Haß nicht beschreiben, den ich noch vom Traume her gegen ihn fühlte. Ich konnte ihn kaum ansehen. Wie absurd! Freilich lag die geträumte Unbild nicht ganz außer des Mannes Charakter im Wachen."

Viel weniger als Zanga ähneln die übrigen Traumpersonen ihren Urbildern. Der Traum schaltet frei mit seinen Erinnerungen und knetet aus einem phantastischen Gemisch neue Gestalten.

Osmins und Zangas Berichte vom Fürsten von Samarkand und die Erinnerung an so manche Figur der alten Heldenlieder geben die Basis für den König des Traumes. Wie ein echter Märchenfürst erscheint er dem Landmanne,

reich gekleidet, strotzend von Edelsteinen, die Krone auf dem Haupte. Leichtgläubigkeit, Güte, Dankbarkeit, das sind Eigenschaften, die ihm der Träumer zu seinen eigenen Gunsten beilegt. Als der Vater Gülnarens, die leise an Mirza erinnert, nimmt er seinerseits Züge von Massud an. Wie dieser am Abend, so ist es im Traume der König, der die Liebe der Tochter dem Jüngling verrät. Die unversöhnliche Stimmung gegen den Oheim tobt sich im Traume aus. Gerade weil der König dem Massud gleicht, weil er wie dieser das Unrecht Rustans tadelt, muß er sterben. In die Reue wegen des Mordes mischt sich schmerzlich das dunkle Gefühl, dieser König sei ihm näher gestanden, als er wußte, der Vater Gülnarens — der Vater Mirzas. Nur um sich zu entlasten, gibt er dem König eine Schuld zu sühnen, die ungerechte Verbannung des Nebenbuhlers. Der König sieht sein Unrecht ein, wir nicht. Kalebs Sohn wurde verbannt, weil „sein Trachten frechgesinnt“ sich zu Gülnare erhob, und daran ändert die Schutzschrift nichts, die der König las.

Auch zu Gülnarens Gestalt zog Osmins Bericht die ersten Striche. Des Königs Tochter schiele bei der Tafel nach ihm, sie sei dem Retter aus der Not versprochen. Wie kann ein Mädchen beschaffen sein, das solch einen glatten Jungen beachtet? Doch nur, wie Zanga in Rustans Traume sagt:

Ein geziertes äff'ges Wesen,
Tat so was in Dichtern lesen.

Nicht Gülnare — Rustan hat in Dichtern gelesen, wie solch eine Prinzessin vorzustellen sei, die — bedrängt von einem ungeliebten Freier — selbst den Gatten wählen will. So stammt die Gülnare, von der Zanga spricht, aus der Lektüre Rustans, der ja die alten Heldenlieder kennt, der von seinem großen Namensvetter schwärmt. Wie aber die Lichtgestalt dem geretteten Vater in den Armen liegt, da träumt der Landmann seine Geliebte ins Fürstenkleid. Nur die schönen Züge jener Fabelprinzessinnen bleiben — amazonenhafte Erscheinung, poetischer Schwung, etwa noch das leise

zurückweichen bei der Kunde von des Vaters Gelübde. Von Mirza rührt die Angst vor dem toten Untier und die innige Liebe zum Vater, endlich das unerklärte dunkle Etwas, das ihren Blick nach Rustan hinzieht. Diese Doppelnatur Gülnarens kommt immer wieder zur Geltung, bis schließlich alle sanften Züge verschwinden und sie fast furienartig tobt:

Mag das Schloß, ich selbst vergehen,
Fällt nur Er von ihrer Hand.

Es ist ein Zeichen des tiefsten Falles, daß selbst Mirzas Gestalt vor der Entstellung durch das maßlose Schalten des Ehrgeizes nicht gefeit ist.

Zanga ist Rustans Helfer, der König und Gülnare stehen dem Retter anfangs freundlich gegenüber; erst mit dem Fortschreiten der Traumhandlung stellen auch sie sich gegen Rustan. Sie tragen Züge, die dem Träumer wohlbekannt sind, sie stammen aus Rustans Hütte; wiederholt sind sie nur Rustans Sprachrohr, der Träumer identifiziert sich mit ihnen.

Anders die Gestalten einer zweiten Gruppe. Sie stehen von vornherein dem Abenteurer feindlich und widerlich gegenüber, sie scheinen ihm fremdartig, ja dämonisch, ihre Empfindungen bleiben dem Träumer verschlossen; es ist, als hätten sie nicht genug Blut zur völligen Belebung empfangen. So huschen sie schattenhaft durch den Traum, kaum mehr denn Werkzeuge der Traumhandlung. Auch sie lehnen sich in ihrer äußeren Erscheinung meist an Personen aus Rustans Umgebung an, doch stammen sie nicht aus seinem Hause.

Der alte Kaleb gleicht dem Derwisch, auf dessen Rat Rustan hören soll, der ihn im Liede warnt. Der Traum macht ihn stumm, um seine Zeugenschaft zu verhindern, stumm, wie Rustan den alten Klimperer, den ungebetenen Warner, oft gewünscht hat. Diese Stummheit aber erscheint dem Träumer unheimlich und beängstigend. Die unartikulierten Laute des Klagenden mahnen ihn an die Stimme des Mannes vom Felsen. Es ist nicht des Derwisches, nicht Osmins Stimme

sondern ein quälendes Requisit des Traumes. Der Name des Greises wird nicht genannt, so wenig wie der Karthans oder Osmins. Wenn die Bühnenweisungen ihn Kaleb nennen, so mag darin ein Versuch zu finden sein, die völlige Identifizierung mit dem Derwisch, der ja auch im Traume erscheint, zu verhindern und etwa eine Mischung mit der Gestalt des Jägers Kaleb zu bezeichnen.

Noch oberflächlicher ist Karkhan gezeichnet; wohl auch ein Nachbar, wenn es auch nicht gesagt ist. Seine beredte Zunge schildert Rustans Tyrannei; er ist der Mund des Stummen. — Kämmerlinge, Hauptleute, Diener erscheinen, wenn es nötig ist, wie Maschinen ohne inneres Leben.

Zwei Gestalten stehen an der im Traume schwankenden Grenze des rein Dämonischen. Zwar der Mann vom Felsen hat noch menschliche Züge; sein Vorbild ist Osmin, der Verweichlichte, Verwöhnte, aber er gleicht ihm nur von weitem:

Jeder Blick mit neuer Lüge,
Zeigt mir anders seine Züge,
Was je gräulich und verhaßt,
All in sich sein Anschaun faßt.

Osmin wird zum Sinnbild alles Verhaßten. Grillparzer gibt hier dem träumenden Rustan einen Charakterzug, der ihm selbst eignete. Auch in Rustans Mund paßte die Frage, die Grillparzer 1821 an sich selbst richtet: „Woher kommt es denn, daß ich immer einen Menschen haben muß, den ich anfeinde, auf den ich alles Schlechte, Widrige und Abgeschmackte übertrage, das mich in der Welt anekelt, und dann den Menschen eigentlich hasse und (obwohl nur in Gedanken) verfolge, als ob er wirklich all das Hassenswerte in sich vereinigte, ob ich mir gleich bei kaltem Blute gestehen muß, daß ich ihm in manchem unrecht tue. Und das ist immer nur ein Mensch." Dieser Mensch ist für Rustan Osmin, der ihn beim Jagen gehöhnt, als die Jäger zusammengekommen waren,

Um am Rand der klaren Quelle
Mit des Weidsacks kargem Vorrat
Und Gespräch sich zu erlaben.

Bei der Quelle finden sie sich im Traume wieder, an der Zanga tafeln will; seine Weidmannskunst macht den Mann vom Felsen zum Retter. Der Träumer erkennt seine Unfähigkeit, wie er auch im Wachen eigentlich Osmins Überlegenheit anerkannte:

Und fürwahr, hat er nicht recht?
Was hab' ich getan noch, um mich
Solchen Werks zu unterwinden?

Aber auch Osmin hat geprahlt, auch er blickt über seinen Stand hinauf und im Traume wird er dafür gestraft. Der König hat ihn verbannt und er irrt in der Wüste,

Freigestellt das nackte Leben
Jedes Meuchelmörders Dolch.

Dieser furchtbare Unbekannte erscheint dem Schläfer immer, wenn's zu spät, wie die Reue nach der Tat. Immerfort wechselt er wie sein Antlitz so auch seine Gesinnung gegen Rustan. Seine Briefe, seine letzten Worte enthüllen seltsame Beziehungen zu Rustan und den Seinen. Der Todfeind wird ein freundlicher Warner, die Briefe des Ermordeten mahnen zur Rückkehr. Er spricht zuerst die Lehre aus, die endlich Rustan aus dem Traume zieht: „Was ist Ruhm, der Größe Glück?" Der Träumer hat die Ähnlichkeit zwischen sich und Osmin erkannt. Soweit Rustan an seiner eigenen Begabung zweifelt, ist ihm das Schicksal des Mannes vom Felsen vorbildlich: auch er hat „nach zu Hohem, nach Verbotnem getrachtet". Der Rustan, der diesen bleichen, planlosen Wanderer als Brücke zur Größe braucht, war nie des Lohnes wert, der Träumer, der bei dem elenden Schicksal des Fremden an sein eigenes denkt, hat den Glauben an eine große Zukunft bereits verloren.

Für die Hexe hat Rustan keine andere Quelle als die Märchen, die er Mirza so oft erzählt hat, er braucht auch keine andere. Das ist kein Mensch, das ist Gestalt gewordener Gedanke, kein selbständiges Wesen, sondern Symbol. Man darf hier nicht einwenden, daß Grillparzer für die

Hexen in „Macbeth“ absolute Realität gefordert hat; diese Hexe ist wahrhaftig nur Rustans Gedanke wie Macbeths Gedankendolch. Wir sehen sie nur, weil wir den ganzen Traum mit Rustans Augen erblicken. Es ist die Gelegenheit zum Bösen, die böse Tat:

Ob gleich alle zu mir flehen,
Scheut doch jeder mein Gesicht.

*
* *

Die Traumgestalten stammen aus Rustans Umgebung, die Traumhandlung entspringt dem Charakter und der Stimmung des Träumers. Schritt für Schritt läßt sich die Entwicklung dieses Charakters durch den Traum hindurch verfolgen, bis er zu der reifen Resignation gelangt, die dem alternden Manne mehr als dem Jüngling im Munde ziemt, die wir aber als Resultat der Traumerfahrung verstehen. Die Voraussetzungen für den Traum lehrt uns das Rahmenstück kennen. Sanft und gut lebt Rustan an der Seite des Oheims und seiner Geliebten, seiner Liebe kaum bewußt. Knabenhaft sehnt er sich oft nach Abenteuern und Kämpfen und lauscht den Erzählungen der Nachbarn, aber sein Sinn ist doch in den Schranken der Häuslichkeit beschlossen. Da tritt Zanga in sein Leben. Der ehemalige Krieger träumt sich wohl selbst ein Leben zurecht, auf freien Beutezügen an der Seite des Jünglings, in halber Freiheit, altgewohnte Gefahren kostend. Er facht den Funken ererbten Heldensinnes zur Flamme, er stachelt den Ehrgeiz Rustans, malt ihm goldene Pfade zur Höhe des Ruhmes. Er verhöhnt des Liebenden treues Herz, schilt seine Anhänglichkeit, seinen knabenhaften Gehorsam, reizt ihn zu Unverträglichkeit und Rechthaberei. Die Früchte reifen bald. Rustan fühlt sich nicht mehr wohl in dem engen Hause, die Ratschläge des Oheims dünken ihm Tyrannei, Mirzas treuen Freund, den alten Derwisch, schilt er einen törichten Klimperer. Von Osmin verhöhnt, fühlt er doppelt tief seine Beschränktheit, jenes

„Dreiundzwanzig Jahre und nichts für die Unsterblichkeit getan" bedrückt auch ihn. Er fordert Urlaub. Das Geständnis Mirzas kann den Ungestümen nicht zurückhalten, das warnende Lied des Derwisches nicht bekehren — aber ein Element des Zweifels, der Unentschlossenheit regt sich in seinem Herzen, das er nicht ganz mit einer leichten Handbewegung verscheuchen kann. Ganz leise meldet sich das Gefühl, er sei doch nicht fähig, seine Wünsche zu verwirklichen. Diese Bangigkeit wird übertäubt von dem jubelnden Gedanken, das erste Ziel der Sehnsucht erreicht zu haben, frei zu sein von den Banden der alltäglichen Geschäfte, frei von Geboten und Verboten, frei auch von dem Gefühle der Verpflichtung gegen Oheim und Base. Dieser Rustan träumt.

„Freiheit!" ist denn auch das erste Wort dieses Traumes, nachdem der Entschlummernde das Thema gemurmelt, das all sein Denken erfüllt: „König! — Zanga! — Waffen! — Waffen!" Der Traum beginnt heiter und jubelnd, Tatenfreude erfüllt die Brust des Jünglings, der den Morgen der Befreiung vorkostet. Aber bald ziehen jene Zweifel an der Richtigkeit des Entschlusses, tief begründet in Rustans Natur, durch Oheim, Base und Warner verstärkt, den Träumer unwiderstehlich in ihren Bann und erschaffen quälende Bilder. Was lang als Wunsch geschlummert, tritt wachend vor ihn hin: aber auch die verborgensten Regungen seiner Brust erwachen, die Zweifel an der eigenen Kraft, die Schattenseiten ungezähmter Ehrsucht. Er will Sieger sein um jeden Preis, aber er ist kein Held. Nicht der Weg — das Ziel ist sein Wunsch. Das ist nicht Heldenart, es ist die Weise knabenhaften Ehrgeizes. Ihm fehlt die Kraft, auf steilem geraden Steig aufzuklimmen, er wählt krumme Pfade und alle bösen Dämonen seiner Brust werden frei und begleiten ihn auf dem Sündenweg zur Größe.

Wie die Träume des gesunden Vollschlafes, so heiter, morgenglückstrahlend, so bestimmt, gar nicht dämmerhaft, empfangen Berg und Quelle, Laub und Bäume den Jauchzenden,

ausgeschmückt mit den fliegenden Bannern der Freiheit. Rustan selbst ist der Treibende, der Wagende, Zanga ein lästig verzögernder Gefährte. Aber schon hier beugt sich der Schläfer willig dem überlegenen Sklaven, aus dessen Kopf ja alle Pläne Rustans stammen, er ist es, der den Plan auch im Traume entwirft. „Wo der Weg nach Samarkand?“ hat Rustan voll Eifer den Kämmerling gefragt. Auf dem Wege nach Samarkand sieht er sich im Traume. Aber der unreife Jüngling fragt nur nach dem Was, nicht nach dem Wie. Er will fort von der Heimat, nach Samarkand, will das Land erretten, des Königs Tochter befreien. Wie all das geschehen soll, darüber macht er sich noch keine Gedanken. Die völlige Planlosigkeit spiegelt sich in den langen Reden Zangas. Mit Sprichwörtern und Redensarten hält er den drängenden Rustan auf, er sorgt für Speise und Trank und will nicht vom Fleck. Sein Benehmen ist nur eine Folge der Ratlosigkeit des Träumers, der Zanga für das Retardierende seiner eigenen Phantasie verantwortlich macht. Aber der Traum ist ein williger Diener. Rustan will nach Samarkand zum König; nicht stark genug, den Schauplatz zu verändern, zaubert der Gedanke den König herbei. Das muß motiviert werden. Rustan wünscht, den König zum Verpflichteten zu machen; so erträumt er sich eine Situation, wo er seine Tapferkeit zur Geltung bringen kann: der König auf der Jagd, von einer Schlange verfolgt, ein Bild, das Rustan aus manchem Märchen kennt. Aber schon hier die erste Regung der Angst im Traume. Aus dem zufälligen Anlaß zur Flucht des Königs und zu Rustans Rettertat wird die Schlange zu einer dräuenden Gefahr für den Träumer. Er wirft den Speer und fehlt, wie das so recht dem Traume eigen ist. Die Schlange wälzt sich näher, Rustan flieht. Ein Retter erscheint. Auch diese Rettung ergibt sich notwendig aus der Situation und entspricht dem Wesen des Traumes. Die geträumte Gefahr kann dem Träumer natürlich nie den Tod bringen. Die Angst verliert ihre

Wirkung, wenn sie länger als wahrscheinlich dauert. Entweder räsoniert der Träumer: das ist unwahrscheinlich, unwahr, Traum; dann erwacht er. Oder die Beseitigung der Gefahr wird auf natürliche Weise erklärt, ein Retter erscheint. So auch hier. Aber schnell erkennt Rustan, der Retter könne sein Nebenbuhler werden; sogleich wird ihm der Helfer verhaßt, er stattet ihn widrig aus, legt ihm Hohnworte in den Mund und läßt ihn gleich wieder verschwinden, ja er leugnet seine Existenz. Er läßt Zanga verlockend die Pracht und Macht des Königs preisen, um das mahnende Gewissen zu übertäuben. Es ist selbstliebende Zensur Rustans, wenn er den Gedanken, sich für des Königs Retter auszugeben, den Mann vom Felsen zu negieren, im Traume dem Sklaven zuschreibt und sich gegen das Gebilde seines eigenen Hirns sträubt. Aber er wehrt sich nur schwach; denn es ist sein Wunsch, den Mann vom Felsen ins Reich der Phantasie zu schieben, wenn auch sein sittliches Bewußtsein noch gegen solches Prahlen mit fremden Taten protestiert. Die Erscheinung Gülnarens bringt alle Bedenken zum Schweigen. Die Tochter und der Wunsch, sie zu erringen, ist vom Wachen her enge mit der Vorstellung des Königs von Samarkand vergesellschaftet. Diese Assoziation führt Gülnare herbei und mit ihr den Gedanken an ihre Bedrängung. So ist sie selbst Botin von dem Nahen des Khans von Tiflis, spricht selbst aus, was Rustan für sich erhofft. Er sieht den Weg für seine ehrgeizigen Pläne offen. Aber noch ist sein Gewissen wach, wach ist die Angst, die an die eigene Größe nicht glauben will und Verderben wittert. Er fürchtet das Wiedererscheinen des Unbekannten, fortwährend denkt er an ihn und der Träumer bequemt die Vorstellung des Fremden der Anwesenheit des Königs und der Seinen an, indem er diese wiederholt die näheren Umstände der Tat erörtern läßt, wobei Rustan zwischen Hoffnung und Furcht hin- und hergeworfen wird. Im Traume ist das wirklich der Fall, was der Aberglaube im Leben annimmt: die Gedanken rufen

ihren Gegenstand herbei. Kaum hat der König und sein Gefolge Rustan verlassen — damit dieser „die besten Kleider" antun und sein Bündel in den nächsten Fluß werfen kann — da erscheint zum zweitenmal die bleiche Schreckgestalt, zu spät für den reuigen Rustan, unwillkommen dem rücksichtslosen Streber. Rustans Ehrgeiz hat ihn für ein Gebilde der Phantasie erklärt, die Angst flüstert aus Zangas Munde: „Er lebt, ist leibhaft, trinkt!" Aller Haß Rustans wendet sich gegen den Retter. Teuflische Fratzen träumt er in die Züge, die ihm erst noch dem glatten Osmin gleich schienen. Der Fremde wird ein Dämon, der Rustan zuruft, was sein eigenes Gewissen fordert: Zurück! So steht er als Warner da, als furchtbarer überirdischer Warner; Rustan will gehorchen, will heim. Wieder siegt die Ehrsucht über das Gewissen, er will sein Ziel erreichen um jeden Preis. Die Angst steigt, der Gegner wächst ins Riesenhafte, Rustan fühlt sich dem Abgrunde zu gedrängt — einer von beiden muß sterben. Und abermals schiebt der Träumer die Verantwortung für seine Tat auf Zanga, den er rufen läßt: „Braucht den Dolch, ihr seid bewaffnet!" Ob dem Furchtbaren erschauert der Schläfer, er will den Mord ungeschehen machen, das erwachte Gewissen beseitigt jeden mildernden Umstand. Kein Dämon ist der Fremde mehr, kein Unhold, er ist die Stimme für Rustans Gewissen, er flüstert Worte, die dem Träumer so traut sind, er nennt Mirza, er erinnert Rustan an die Unschuld der Kindheit, die er erst jetzt völlig getötet, da er ein Mörder geworden. Wenn Rustan jetzt erwachte — er wäre in der Stimmung, die Reise aufzugeben und still bei seiner Mirza zu bleiben. Aber noch nicht ganz ist das Streben nach Ruhm in ihm erloschen. Er betäubt die mahnenden Stimmen in der Tiefe seiner Brust und gaukelt sich von neuem lockende Bilder vor. In wirksamem Kontrast zu der gräßlichen Szene mit dem Fremden erklingen Jagdfanfaren, der König und Gülnare erscheinen an der Brücke und winken und rufen. Der Ehrgeiz hat gesiegt. Aber mit

Opfern mußte der Sieg erkauft werden. Der erste Schritt zum Bösen ist getan: Lüge und Mord leiten zur ersten Staffel. Und angstvoll denkt der Träumer an eine mögliche Entdeckung. „Ausgehalten und — geschwiegen!" so wendet er sich an Zanga, wohl auch an sich selbst.

Nicht von der Schlacht träumt Rustan, nicht vom Ersiegen. Der Weg zum Ziel interessiert ihn nicht. Nur rasch läßt er sich's vom Sklaven referieren, der hier wieder den selbstkritischen Rustan sarkastisch vertritt. Denn so ist es wohl zu erklären, daß Rustan hier — wie bei dem kurzen Monolog Zangas im ersten Akt — auf der Bühne fehlt. Ganz ist das nicht in den Rahmen des Traumes einzufügen und Grillparzer selbst gibt dem Monolog durch das Prolog-artige und die witzig-satirischen Pointen einen Anhauch romantischer Ironie. Jedenfalls traut sich Rustan auch hier nicht die Kraft zu, den Feind zu besiegen. Der Ruf seiner vermeinten Tat bringt die Völker unter Waffen. Zehrt er so vom Ruhm des Erschlagenen — er bewährt ihn schlecht. Er stürzt vom Pferde und so siegt der Tote ohne ihn. Die Überzeugung von der eigenen Unfähigkeit und die Angst vor dem eigenen Wagemut bringt den Träumer zu so unrühmlichen Phantasien. Rustan ist zufrieden mit dem Scheinsieg. Alle Traumgestalten läßt er an sein Heldentum glauben, ja er selbst glaubt daran und pocht auf sein Verdienst, nur Zanga ist ironisch und klarsehend — er spricht Rustans eigene Kritik aus. Rustans Streben ist nach dem Throne, nach Gülnarens Hand gerichtet, aber Angst und Verzagtheit verschwinden nicht. Der kleinmütige Rustan türmt Hindernisse auf, die der ehrgeizige aus dem Wege räumt; die beiden Seelen in der Brust des Helden erneuen so Ebènes und Topazens Wechselspiel in der Voltaireschen Erzählung. Läßt jener Gülnare kühl und ablehnend erscheinen, so träumt dieser ein freundliches Lächeln auf ihren Mund, läßt jener den König nach den vorgeblichen Eltern Rustans forschen, so legt dieser dem Herrscher unbedingte Vertrauensseligkeit bei und

beseitigt jeden Verdacht. Die Erfüllung der Wünsche winkt, der König verspricht dem Retter Tochter und Reich. Aber Rustans Angst ist nicht beruhigt. Qualvoll bringt ihm seine Phantasie immer von neuem das Bild des Erschlagenen vor Augen und mit dem Raffinement eines geschickten Untersuchungsrichters schmuggelt der Traum die eigenen Gedanken in den Mund des Königs. Die klanglose Stimme, der düstere braune Mantel, das bleiche Antlitz — auch der König hat sie gesehen und glaubt er zu träumen, Rustan hält den eigenen Traum für Wahrheit. Und indem er an den Mann vom Felsen denkt, zaubert er dessen Rächer herbei. Seine Angst vervielfältigt die Stimme, die so furchtbar vom Felsen klang, wieder hört er sie und wieder schiebt er seine Gedanken dem König unter, von dem sie mit zwingender Überzeugungskraft zu ihm zurückkehren. „Die ewige Betrachtung des Geschehnen wälzt sich verwirrend um des Schuld'gen Haupt umher.“ Mit einer grandiosen Kunst, die an Tieck erinnert, läßt Grillparzer die Worte wiederkehren, ebenso klanglos und beängstigend wie die Stimme des Mannes vom Felsen:

. . . klein und bleich,
Eingehüllt in braunem Mantel
Und die Stimme —

Immer von neuem klagt dazu diese Stimme, die nicht verstummt, solange der Träumer an sie denkt. Wieder ist es der König, der für Rustans Gedanken eintritt. Er greift nach dem Becher und will das Bild wegwaschen, das ihn wie Rustan peinigt, das dieser wegträumen will. Noch einmal klammert sich Rustan an den Gedanken der erreichten Größe, er hört aus des Königs Munde die Verheißung seines Glücks; aber zu stark ist die Angst vor Entdeckung, das Bild des Mannes vom Felsen läßt sich nicht entfernen, die Katastrophe tritt ein. Und nun läßt Grillparzer, läßt der Träumer alle Künste spielen, daß der Verdacht nicht den Täter treffe. Der verzagende Rustan läßt den König an die Stimme des Mannes vom Felsen denken und halb-

vergessene Träume wach werden; aber wie ein schlauer Verbrecher schiebt der Traum die Täterschaft auf den König, dem der Dolch gehörte. Das Gewissen schafft den Ankläger herbei; der triumphierende Rustan träumt ihn stumm. Der König ahnt alles; aber die Traumgestalten sind langmütig, der Träumer verschafft sich immer wieder Gnadenfristen. Er will alles auf Zanga wälzen, er will rein werden vor seinem Gewissen. Noch aber ist der Ehrgeiz allmächtig. Zanga spricht Rustans Gedanken aus: Noch ist nicht alles verloren, das Heer ist treu. Rustan bereut nicht die Tat, er beklagt nur die erbärmliche Situation. Sein weiches Herz zeigt ihm einen Ausweg: zurück in die Heimat fliehen. Aber die Herrschsucht siegt und fest ist sein Entschluß, auszuharren einer dräuenden Welt zum Trotz:

Wer es wagt, mich zu vertreiben,
Stehe fest auf seinem Grund.

Das richtet sich gegen den König, der um das Verbrechen weiß: er muß sterben. Rustan wagt sich diesen Gedanken nicht zu gestehen. Der Traum schafft eine Gestalt zu bösem Rat und böser Tat. Nicht Rustan — ein Dämon tötet. Und um den Wunsch noch mehr zu verhüllen, will er sich selbst glauben machen, daß der Trank zum Selbstmord bestimmt sei. Die Hexe bringt den Gifttrank und lehrt den Träumer seine Wirkung kennen. Sie ist aber nur „die Tat von seinen Gedanken“ wie jener schwarze Liktor in Heines „Wintermärchen“. In furchtbarer Selbstverhöhnung läßt der Träumer die Alte das geradezu aussprechen:

Ei, du möchtest wohl den Trank,
Aber auch, daß man dich zwänge!

Rustan will ihr den Becher reuig zurückgeben, aber die geheimsten Wünsche brechen im Traume zutage, der Becher wandelt sich in seiner Hand in den harmlosen Becher des Königs, der fatale Becher steht auf dem Tische. Rustan ist überwältigt; denn plötzlich wird es ihm klar, zu welch furchtbarem Frevel sein Streben führt. Der Becher verschwindet

unter Zangas Tuch. Rustan bebt vor der Tat zurück. In banger Erwartung harrt er des Königs, den eben diese Erwartung herbeischafft. Und mit ihm die Zeugen des Verbrechens, die nun nicht mehr nur in der Erinnerung den Träumer quälen; leibhaft erscheinen Mantel und Dolch und klagen Rustan des Mordes an. Die Traumangst steigert sich; der König unterzieht Rustan einem strengen Verhör. Aber dieser weiß jede Schwäche zu nutzen, die er selbst in seine Gestalten legt. Der König hat dem Toten Unrecht getan und so meint Rustan mit Recht den Fürsten zu mahnen: „Tu nicht Gleiches dem Lebend'gen.“ Sowenig er selbst sich für den Retter des Landes halten darf, dem König gegenüber pocht er immer noch auf seine Taten. Und wie er alles verloren sieht, läßt er den Herrscher nach dem Weine fragen und den Becher erscheinen. Aber wieder packt ihn Reue, er warnt vor dem Trank und setzt sich selbst ins Unrecht, indem er dem König Worte der Vergebung leiht. Wie bei der Ermordung des Mannes vom Felsen fehlt dem Träumer nun jede Entschuldigung. Des Königs Ermordung ist nicht mehr Notwehr. Rustan tötet ruhig und bewußt. Mit festem Entschlusse weist er Zanga zur Ruhe, der zaghaft an sein Gewissen rührt. Ja mit höhnender Ironie läßt der Traum die Diener Wein bringen, da's zu spät ist, und den König rühmen: „Hier ja steht mein Freudenwein.“ Aber das bange Herz des Schuldigen pocht immer lauter. Einen Augenblick konnte ihn die neue Schandtat freuen, bald erwartet er mit fiebernder Angst das Ende. Dem Bebenden entsteht ein neuer Ankläger, ein neuer Warner. Die furchtbare Stimme des Mannes vom Felsen schweigt nicht mehr. Sie spricht aus den Briefen des Toten. Wieder wird der Unbekannte wie auf der Brücke ein wohlgesinnter Warner, die Stimme für Rustans eigene gute Natur. Die enge Verbindung des Mannes vom Felsen mit dem König, der nun die Briefe liest, erinnert den Träumer an Osmin. Mit dieser Erinnerung aber taucht die Heimat auf, wieder flüstert der Fremde vertraute Worte, wieder

nennt er Mirza. Und mit den Worten erscheinen die Bilder. Mirza kommt dem Verlornen entgegen und zeigt ihm das verlassene Glück, an ihrer Seite erinnert der Derwisch an die Worte des Liedes, dem Rustan vor dem Einschlafen gelauscht. Diese Gestalt führt ihn zu der ähnlichen Kalebs zurück. Die Angst faßt ihn wieder. Er glaubt sich dem König in seinem wahren Stande verraten, aber er beruhigt sich gleich wieder aus des Königs Munde. Der Fürst wird ihm immer gefährlicher, jetzt, wo er den Brief des Mannes vom Felsen liest, wo jedes Blatt neues Unheil enthalten kann. Der Traum läßt den König noch einen Schluck tun, läßt ihm den Blick trübe werden, damit sein Leben und Rustans Angst bald ende. Noch ist der König nicht stumm, die furchtbare Schrift nicht fertig gelesen. Aus den Worten des Verbannten ersteht er selbst in erschreckender Deutlichkeit, er stellt sich dem Mörder entgegen, ein Warner und Droher zugleich. Das Entsetzen übermannt Rustan. Und jetzt, im Augenblick der wahnsinnigsten, atemversetzenden Angst, wird es ihm plötzlich klar, daß unmöglich ein Toter erwachen, Mirza in dem Zelte des Königs erscheinen könne, daß die Ähnlichkeit zwischen Kaleb und dem Derwische übernatürlich sei. Während er noch fest an die Traumgestalten des Königs und Kalebs glaubt, erkennt er die beiden Erscheinungen als Halluzinationen, als Gespinste seines zerquälten Gehirnes, seines bebenden Gewissens. Um so furchtbarer ist die Wahrheit, mit der ihm der König und Kaleb erscheinen. Sein erregtes Gewissen sieht den Mord vollendet, wie nach der Tat auf der Brücke faßt ihn rasende Angst. Er läßt den König die Untat ahnen: „Was war im Becher? Rustan! Rustan! Was im Becher?“ und mit einem erzitternden „Herr, weiß ich’s?“ sinkt er in die Knie. Wie im Fieberdelirium verändern sich dem Schläfer die Dinge. Der Becher, der dem des Königs zum Verwechseln glich, ändert seine Gestalt, sinnlos wilde, wirre Zeichen stehen darauf, und der König ist es wieder, der — diesmal zu Rustans Entsetzen — das ausspricht,

was der Träumer erschaut. Und als wühlte Rustan begierig in seiner Todesangst: er läßt jenes gespenstische Weib wieder erscheinen, der zweite Becher ist da, das Verbrechen am Tage. Wie wahnsinnig sucht Rustan den Becher mit dem Mantel zu decken — voll blutiger Ironie: das Symbol des zweiten Mordes mit dem des ersten — echt traumhaft gelingt es ihm nicht. Erst wie's zu spät ist, wie der König das Verbrechen erkannt hat, faßt er die Becher, da sind sie nur mehr einer. Die Vernunft ist völlig ausgeschaltet, zwei und eins verwirren sich dem Träumer, er spielt mit Wahnsinnsideen wie die traumhaften Märchen Tiecks. Der König, der Alte, das Weib, alle sind verschwunden, Rustan quält sich in ratloser Angst mit den Bechern. Er denkt an den König, an die Folgen der Tat, Zanga bringt die Nachricht von des Königs letzten Worten. Wie im Alptraum kann Rustan nicht vom Fleck, überall schafft er sich Hindernisse der Flucht, Zanga ist wieder der Unglücksverkünder, der sie bemerkt. Rustan will lieber sterben, als schimpflich enden. Aber er hat nicht den Mut des Selbstmörders — und der Streber in ihm, den der Kleinmütige vorläufig besiegt hat, hofft noch immer. So gaukelt sich der Träumer wieder Rettung vor. Alles bleibt verborgen. Statt Tod und Schmach — Macht und Ruhm. Nur e i n Zeuge seiner Tat lebt, Kaleb. Seinen Wunsch, ihn zu töten, schiebt er den Kriegern unter. Aber die Zaghaftigkeit, die Unentschlossenheit, die seinen ganzen Traum durchzieht, bewegt ihn ohne ersichtlichen Grund, die Tötung Kalebs zu verhindern. So erhält er sich selbst den gefährlichsten Zeugen. Fürs erste ist alle Gefahr beseitigt. Er wird wieder siegesgewiß. Die Stimmung grenzenloser Verzweiflung ist wie nach des Fremden Ermordung ungenutzt vorübergegangen. Im wachen Rustan hätte sie alles Streben nach Ruhm getötet; in dem Träumer lebt stärker als jedes andere Gefühl die Herrschsucht. Aber das Gewissen läßt sich nicht mehr völlig betäuben. Wohl erträumt der Ehrgeiz Rettung und Triumph; hat er aber

dem Mörder des Fremden das „Ausgehalten und geschwiegen“ auf die Lippen gelegt, jetzt drückt der gerettete Rustan mit den Zeichen wilder Verzweiflung die Stirn gegen den Boden.

Die gedrückte Stimmung hält an, jedes Selbstvertrauen ist geschwunden. Die Angst steigt und schafft einen Rächer des Königs und Kalebs in Karkhan. Unsicher und ängstlich steht Rustan auf der Höhe seiner Macht, in steter Gefahr, das mühsam Gewonnene zu verlieren. Jedes Mittel zur Bekämpfung der Verschwörung scheitert, aller Hohn, alles Pochen auf die Gewalt hilft nichts gegen die geschäftige Arbeit des gepeinigten Hirns, das immer aufs neue dem Schläfer Qualen ersinnt. Rustan will die Verschwörer aus den Gemächern der Fürstin schaffen, er hat Angst, daß sie kommt und ihre Klagen hört. Und so lange läßt der Traum den Hauptmann hilflos die Gefangennahme verzögern, bis Rustans Angst stark genug wird, daß sie Gülnare herbeibringt. Noch aber steht er fest, alle Anklagen scheitern an Kalebs Fernsein. Rustans Gedanken sind nicht in der Halle der Fürstin; er begleitet Zanga zu Kaleb, der jetzt getötet werden soll. Und wieder hat der angstvolle Gedanke gerade die schlimmste Wirkung: das Bild des Gefürchteten erscheint. Ein Volksaufstand muß die Gegenwart des unerwünschten Zeugen motivieren. Nur ein Gedanke tröstet den Träumer: der Zeuge ist stumm. Aber furchtbar kommt es ihm zur Erkenntnis, daß auch dem Stummen ein Mittel sei, seine Gedanken mitzuteilen, und Gülnare spricht dies in breitem Triumphe aus. Und nun macht Rustan alle Stadien des Angsttraumes durch, wie er erst, auf sein Schwert vertrauend, den Alten unbeachtet läßt, wie ihn doch immer wieder die Furcht packt, wie er verbietet, daß er schreibe; alle Winkel der Phantasie durchstöbert der Traum, um es zu verhindern: die Feder entfällt der Hand des bedrohten Greises, Zanga verwundet ihn. Erschreckt über den neuen Frevel, jagt sich Rustan von Zanga los, bis das Bewußtsein erwacht, auch der Neger sei ja sein Mitwisser. Er sucht die

Furcht zu übertäuben; triumphierend fragt er Gülnare, ob ihr sonst ein Mittel, zu beweisen ihre Klagen. Aber die Angst ist nicht mehr zu bannen. Selbst verwirrt, trachtet er den Stummen zu verwirren, indem er in rasender Hast nach dem Opfer sucht, das er verdächtigen könnte; er ringt gegen die Gebilde des fiebernden Hirns, bis endlich die Willenskraft versagt und ihm aus dem stummen Munde ein halb erratenes „D—U“, ein fürchterliches „Rustan!“ entgegenschallt. Und nun zum zweitenmal kommt ihm die Erkenntnis, das müsse Traum sein. Ein Stummer, der redet, ist so unmöglich wie jener Tote, der auferstanden war. Das ermüdete Hirn erlahmt. Die Anwesenden ballen sich ihm zu einem dunkeln Knäuel zusammen. Aber die Angst flüstert ihm zu, es sei alles Wahrheit und läßt Zanga das Vernommene bestätigen. Noch ein Mittel hat Rustan, sich vor dem vermeinten Untergange zu retten: er sondert Zanga von dem Schwarm der Traumgestalten und erklärt sie für Trug und Wahn. Noch glaubt er an die Wirklichkeit seiner Wanderung, seines Glücks. Aber diese Gestalten um den Alten — das ist nichts Wirkliches. Es sind Nachtgebilde, Krankenwahnwitz. Und hat es Zanga auch vernommen, so liegt auch er im Fieber, beide sind krank. In diese absolute Verwirrung tönen drei Glockenschläge. Rustan dehnt sich, Morgenluft weht um seine Stirn, er taucht für einen Moment aus dem Traume, er wird sich bewußt, daß er träumte. Er weiß sich im Hause Massuds, im Hause Mirzas. Aber über diesem Gedanken schläft er wieder ein, der Gedanke nimmt Gestalt an, Mirza bringt dem Verwundeten Labung. Das löst den Bann, der über der Gruppe gelegen. Noch ein Moment der Halbklarheit, Rustan fühlt das neue Eintauchen. Dann setzt sich der Alptraum fort. Alles wendet sich drohend gegen ihn. Die Herrschsucht spricht ihr letztes Wort; er will in einer Wüste leben, aber herrschen. Umsonst! Wie so oft im Traume, schwindet auch ihm alles, worauf er sich zu stützen dachte. Die Krieger verlassen ihn, Zanga ist entflohen. Gülnare tritt ihm mit

Mirzas Zügen entgegen. Rustan weicht zurück: „Alle, nur nicht dich!“ In Todesangst ruft er nach Pferden, nach Zanga.

Und Zanga erscheint, in einer neuen Umgebung. Beide auf der Flucht. Immer größer wird die Angst. Wieder fühlt sich Rustan an den Boden geheftet, er kann nicht weiter, er ist verwundet. Das Gewissen rührt sich. Alles sucht der Träumer auf den Helfer abzuwälzen, aber mit furchtbarer Klarheit durchleuchtet dieser, durchleuchtet Rustan sein eigenes Herz.

> Nicht weil's Frevel, weil's gefährlich,
> Macht's der frommen Seele bang.

Er erkennt nun, daß ihm der Mut gefehlt, daß sein Sinn eng, das Auge nur weit. All diese Erkenntnis spricht Zanga höhnend aus. Rustan hat dem Verführer nie recht getraut, sein besseres Ich hat den Träumer immer vor dem Neger gewarnt. Jetzt in der letzten Not tritt die Feindschaft offen hervor. Das Ärgste traut er dem Schwarzen zu, auch Verrat am eigenen Herrn. Er will die Waffe gegen den Sklaven brauchen. Der Angsttraum zaubert Zanga ein Schwert in die Hand; Rustan ist waffenlos. Er sucht den Weg zur Flucht, Zanga weist ihm die Richtung. Und wie mit einem Zauberschlage taucht bei dieser Handbewegung die Gegend aus dem Dunkel. Jener erste Frevel tritt aus der Vergangenheit Nacht, der Mann vom Felsen dräut dem Schläfer entgegen — die wohlbekannte furchtbare Gegend erscheint. Die Angst steigt zur Raserei. Von allen Seiten flimmern Flämmchen. Es sind die ersten Schimmer des anbrechenden Tages, die den Schläfer treffen, dazu vielleicht verstreute Strahlen aus der Lampe Mirzas, die horchend an der Tür steht.[1] Rustan umtanzen sie wie die Geister der Erschlagenen. „Krieger sind's, die Fackeln tragen“, deutet Zanga, dessen Worte den letzten Rest von Besinnung enthalten, der dem

[1] Diese und einzelne andere treffende Bemerkungen zur Analyse des Traumes macht Lichtenheld in seiner Schulausgabe. Vgl. auch Zimmerts Schulausgabe.

Träumer noch verblieb. Der Lärm des Tages beginnt und Rustan meint drohende Trompetenklänge zu vernehmen, ironisch jene Jagdfanfaren erneuend, die den Abenteurer an derselben Stelle zur Höhe lockten. Die Brücke übt eine entsetzliche Macht, rings um den Träumer zuckt fahles Licht, schwankende Gestalten drehen sich im Wirbeltanz, Zanga dehnt sich zu einem gräßlichen Dämon. Noch einmal sucht sich der Träumer aus Zangas Mund zu beruhigen. Schlangen, schwarze Flügel, fahler Lichtschein, sie wandeln sich dem bildenden Auge in Bänder, Falten und faules Holz. Umsonst all diese Selbstvertröstung. Wie Irrlichter tauchen rund um den Fieberdurchrasten Krieger und Fackeln auf, Zanga drängt ihn zur Brücke: drohend umringen ihn die Verfolger, der Schwarze wächst teuflisch in die Höhe und will den Sünder fassen. Aus dieser furchtbaren Situation, vom gräßlichsten Alptraum bedrückt, macht Rustan eine Bewegung im Schlafe. Der Traum deutet den ausgelösten Streckreiz in einen Sturz von der Brücke — und Rustan erwacht von diesem Sturze. Und nun setzt der Dichter mit grandioser Kunst seiner Schilderung die Krone auf, indem Rustan das Wort „Verloren!", das er verzweifelt ausstößt, wie im Echo auch aus Zangas Munde zu hören meint und sich so den Trost schafft, er sei den Klauen des Teufels entronnen.

Alles verwirrt sich dem Erwachenden. Er glaubt sich aus dem Strome gerettet, gefangen. Zanga erscheint mit einer Lampe in der Hand, Rustan hält sie für einen flammenden Blitzstrahl. Seine Reue strömt in wilden Grimm gegen den vermeintlichen Verführer aus. Er verjagt den bestürzten Sklaven und macht sich fluchtbereit. Da erscheinen Massud und Mirza, die er für den König und Gülnare hält, da diese ja nach dem Bilde der Verwandten geschaffen wurden. Aber er erkennt sie bald als Oheim und Base. Er weiß keine Lösung für dieses Rätsel. Wie Orest hält er sich und sie für tot. Da blickt er um sich und erkennt die Heimatshütte. Mirza schaut ihn liebend an, ihn, den Ver-

brecher. Und der Tor, der in seinen Träumen kein liebendes Herz gebildet, hier findet er Liebe, nichts als Liebe. Da taut sein Herz auf und seine Augen. Massud und Mirza führen ihn zur Besinnung zurück, zur Erkenntnis, alles sei ein Traum gewesen. Und nun begreifen wir, wie die unendliche Macht dieses erlösenden Gedankens, dieses unbegreifliche Entschweben von ach! so gegenwärtigen Verbrechen, wie all das Glück und die Beschämung den Jüngling auf die Knie zwingt, wie er der Sonne, die ihm Gewähr für seine Reinheit gibt, glühenden Dank und inbrünstiges Gebet um „des Innern stillen Frieden" entgegenschickt.[1]) Alle Not ist getilgt, alle Schuld — und nur leise zittert ein furchtbares Grauen durch, ein Grauen vor dem eigenen Herzen, das solche Taten erschuf. Aber Rustan ist jung und selbstgewiß und so darf er um Mirzas Hand bitten. Er wehrt die letzten Schauer des Traumes ab und lauscht mit dem gewährenden Oheim dankbar dem Sange des Derwisches, der nun auch sein eigenstes Glaubensbekenntnis enthält. Alle Macht, alle Größe ist gefährlich, ist vergänglich. Aber was diese furchtbare Nacht überdauert hat, wird ewig sein, ist wahrhaft:

„Die Liebe, die du fühlest."

* * *

Es ist Grillparzer gelungen, das Traumartige zu treffen und durch dritthalb Akte festzuhalten. Die Figuren des Traumes sind uns wie dem Schläfer vertraut und doch fremd, die Traumhandlung ergibt sich aus Rustans Charakter und seiner Stimmung und rast mit furchtbarer Konsequenz

[1]) Eine interessante Tagebuchstelle aus dem Jahre 1808 beweist — was jeder Hörer der Sonnenbegrüßung schon empfunden hat — daß sie Grillparzers eigenste Gefühle wiedergibt: „Ein schöner Morgen begeistert mich und erhebt mich über alle Leidenschaften. Ich glaube nicht, daß ich an einem schönen Morgen mit rachgierigen oder wollüstigen Gedanken die Sonne aufgehen sehen könnte."

ihrem Ende zu. Vor allem aber hat es der Dichter verstanden, eine Reihe von charakteristischen Eigenschaften des Traumlebens in seiner Schilderung zu lebendiger Anschauung zu bringen.

Schon Tieck und Zach. Werner, die jüngeren Romantiker und vor allen E. Th. A. Hoffmann haben mit großer Kunst ihre Dichtungen in ein ungewisses Dämmerlicht getaucht, schon sie lassen ihre Gestalten ein wesenloses Scheindasein träumen. Aber es bezeugt Grillparzers ungeheure Überlegenheit in der Plastizität der Darstellung, daß die dämonischen Wirrungen in dem Traume einer handelnden Person ihren Platz finden, der Dichter also besonnen und objektiv über all dem Spuk steht und souverän mit ihm schaltet, während bei den Romantikern das Kunstwerk selbst in dem Nebel unfaßbarer Schauerdinge verschwimmt, die menschlichen Personen sich in Schemen auflösen und dem Dichter unversehens entgleiten, der mitunter in den selbsterschaffenen Hexentanz mitgezogen wird. Wenn im „Blonden Ekbert" das Bellen des Hundes, das eintönige Singen des Vogels, das Keifen der Hexe des Ritters Leben begleiten, wenn er, von der ersten Schuld ewig im Kreise umhergetrieben, nichts anderes sieht als immer wieder die Hexe in wechselnder Gestalt, bis er endlich die völlige Einsamkeit seines Daseins erkennt und das schreckliche Verbrechen erfährt, das er unwissend begangen — da greifen wir uns schließlich selbst an den Kopf und finden keinen Ausweg aus diesem sinnlosen Graus. Grillparzer isolierte seinen verwirrenden Traum und schied mit hellen, klaren Zügen die bäuerlich-idyllische Wirklichkeit von der heroisch-märchenhaften Phantasmagorie. Hier aber konnte er nun frei mit den Mitteln schalten, die ihm seine eigene Traumerfahrung, jene literarischen Vorgänger und poetische Intuition zur Verfügung stellten.

Die furchtbare Macht, die ein Eindruck durch wiederholtes Auftreten auf unser Gemüt gewinnen kann, übt auch

auf Rustan ihre Wirkung. In dumpfer Beständigkeit treten düstere und bedeutungsvolle Gegenstände wieder und wieder vor sein Auge. Was dem Schläfer einmal furchtbar erschienen, das schreckt ihn immer wieder mit der Wucht der schuldbewußten Erinnerung.

Der Schrecken, wild und wilder,
Zeigt gar sonderbare Bilder.

Die Angst erzeugt den gefürchteten Gegenstand. Der Mann vom Felsen kommt, immer wenn's zu spät, an die Quelle wie in das Zelt des Königs, seine Stimme erneut sich in Kalebs Klagerufen, sein Leichnam liegt auf dem Sande des Flusses, seine Warnerworte tönen aus dem Briefe, den der König liest, und schließlich muß Rustan bei dem eigenen Untergange an das gleiche Los des Fremden denken. So unwillkommen schlüpft auch die Hexe aus den Falten des Zeltes und verrät Rustans Verbrechen dem ermordeten König. Kaleb erhebt sich immer wieder als Ankläger, erst Sühne heischend für den Mord des Sohnes, dann Zeuge der Ermordung des Königs. Und ebenso erscheint Mirza bei dem Königsmorde wie bei der Entdeckung des Täters. Die Gegend, in der Rustan zum erstenmal schuldig wurde, taucht wiederholt aus der Erinnerung auf. Die Rettung des Königs wird immer wieder erörtert, denn unauslöschlich steht dem Mörder die Szene vor Augen und in der höchsten Not erblickt er wieder die Brücke, die der erste Weg zum Glücke war. Und der Sturz in den Bergstrom, schon zu Beginn des Traumes drohend und dann am Mann vom Felsen vollzogen, schließt den Traum katastrophisch ab. Das in der Schicksalstragödie zu Tode gehetzte fatale Requisit, hier bekommt es seine psychologisch tief begründete Bedeutung. Der Dolch, der Rustan als erster Lohn gereicht wurde, den er dem Mann vom Felsen als Abfertigung übergeben wollte, hat eine Spitze, „sie auch zahlt“: der Unbekannte stürzt zu Tode getroffen in den Strom. Aber der Dolch erscheint wieder. Aus der Brust des Toten findet er den Weg zu Rustan

und zeugt gegen den Verbrecher. Mit dem Dolche verknüpft ist der braune Mantel, das gespenstische Kleid des Fremden. Ihm gilt die erste Frage des Königs, wie ein Körperteil ist er mit dem Mann vom Felsen in der Vorstellung des Träumers verbunden. Rustan greift danach, um den Unbekannten zurückzuhalten, der König spricht von dem Mantel mit scheuem Grauen, Karkhan nennt ihn und damit das Zauberwort, das des Königs Erinnerung weckt, das Verworrene klärt, das Zerstreute verbindet. Und schließlich erscheint er leibhaft und klagt Rustan des Mordes an, bis endlich das furchtbare Kleid den verratenden Becher decken soll. Denn auch dieser erscheint als Ankläger wie Mantel und Dolch. Auch er schien verschwunden und taucht im ungelegensten Moment auf. Der Traum fällt immer wieder in dieselben Vorstellungen zurück, die den Träumer quälen und ängstigen.

Noch furchtbarer aber ist es, wenn Personen und Dinge sich dem verwirrten Auge verändern, wenn das Harmlose plötzlich gefährlich wird, Menschen sich in Dämonen verwandeln. So wechseln die Becher ihr Wesen. Rustan will der Hexe ihren Becher zurückgeben; es ist der des Königs, der Hexenbecher bleibt zurück, völlig dem echten gleich. Aber im entscheidenden Moment verliert er sein harmloses Wesen, fremde Zeichen stehen darauf, es ist ein unterschobener; und der echte Becher, der in dem weiten Gewande der Alten wie der falsche unter dem Halstuche Zangas verschwand, ist zur unrechten Zeit wieder da und nicht zu verbergen. Auch ins Harmlose ändern die Dinge ihr Aussehen. Die erste Angst erträumt sich gespenstische Gegenstände, die ruhigere Überlegung deutet sie auf natürliche aus. Schlangen scheint zuerst, was der Träumer bald als Bänder erkennt, die Falten hat er für Flügel gehalten, den Moderschwamm für ein seltsam leuchtendes Wesen, die Fackeln der Krieger für Irrlichter und Geister. Rastlos schwanken die Traumgestalten von Form zu Form. Zanga wandelt sich in einen Dämon,

der Mann vom Felsen scheint Osmin und wieder nicht, Kaleb gleicht dem Derwisch und dann wieder jenem Jäger, bald hat Gülnare Mirzas Züge, bald scheint eine Dienerin der Muhme zu gleichen, der König sieht dem Oheim ähnlich und doch unterscheidet Rustan beim Erwachen die Verwandten von den Personen des Traumes.

Dem Traume eigen ist auch das unvermittelte Auftreten der Bilder. Die Schlange und der fliehende König, der Mann vom Felsen, Gülnare, Kaleb, die Hexe, im vierten Akt wieder Gülnare und Kaleb — alle treten sie überraschend in den Gesichtskreis des Träumers. Die lockersten Assoziationen sind eben imstande, neue Bilder herbeizurufen. Auch die Visionen im dritten Akt kommen dem erschreckten Rustan unerwartet, Zangas dämonische Attribute, die Becher, Mantel und Dolch, springen plötzlich aus der Verborgenheit hervor.

Dem Wesen des Traumes entspricht es, wenn wir Rustan wiederholt ohne Erfolg Anstrengungen machen sehen. Die Vorstellungen des Träumers sind von dem Gefühle der Hemmung seines Willens, seiner Muskeltätigkeit begleitet. Er will laufen, schreien, gehen und kann es nicht. So wirft Rustan die Lanze nach der Schlange, ohne zu treffen, so gibt er der Alten den Becher zurück und der Becher ist doch wieder da (was der Traum durch die Gleichheit der Becher eben nur erklärt), so sucht er vergebens den Becher mit dem Mantel zu decken. Endlich gelingt es, da werden beide Becher wieder eins und das Hirn des Träumers zermartert sich an der Unmöglichkeit, die Zahl festzustellen. Wiederholt versucht Rustan zu gehen und bleibt doch an demselben Orte; der Traum motiviert das, indem er Rustan in seiner Bewegung innehalten läßt, um zu lauschen. So im Zelte des Königs bei der Lesung des Briefes, so im vierten Akt, als Kaleb schreiben soll. Wenn Rustan fliehen will, so ist er an den Boden gefesselt, unübersteigliche Hindernisse hemmen die Flucht und schließlich hindert ihn eine Wunde. Wenn der König den

Becher mit dem Freudenwein wiederholt an die Lippen setzt, ohne zu trinken, so hat der Träumer die eigene Energielosigkeit auf ihn übertragen. Und in der Figur Kalebs hat er das entsetzliche Gefühl objektiviert, das den Traum so oft begleitet, das Gefühl, daß die Stimme dem Impuls nicht folgt, daß die Sprache versagt.

Wie in jedem Traume, so ist auch im Traume Rustans das ethische Gefühl des Schläfers fast geschwunden. Nicht seine Missetaten bereut er, er leidet bloß unter ihren Folgen. So schreitet er von Mord zu Mord, aus dem Jüngling, der wie der Genius in „Mahomets Gesang“ sich der Schwachen annehmen wollte, wird ein finsterer Wüterich. Nicht völlig schläft der sittliche Wächter, aber er kann nur modifizieren, nicht hindern. Er schiebt anfangs Zanga und die Hexe als Täter unter und wie Rustan schließlich selbst aktiv auftritt, Karkhan gefangen nimmt und Gülnare bedroht, da zeigt sich die Mißbilligung jenes Wächters in Rustans Brust nur mehr in dem zunehmenden Unbehagen des Träumers, in dem Einbrechen des Mißgeschicks.

Es ist Grillparzers Meisterwerk, wie er das Wachsen der Angst, die zunehmende Beengung geschildert hat. Von dem Jubelakkord zu Beginn bis zu dem Angstschrei am Schlusse des Traumes wirkt hier alles mit lebendigster Anschaulichkeit. Die Sorgfalt des Dichters erstreckt sich bis auf die Beleuchtung und die Dekoration. Morgensonne zu Anfang, freie Gegend. Wie die jauchzende Freiheitsstimmung abnimmt, verengt sich der Schauplatz. Aber noch blickt Rustan aus dem Königszelt auf einen offenen Platz in Samarkand. Wohl schließen sich in den Szenen der größten Angst die Vorhänge des Zeltes, um immer neue Unglücksboten einzulassen oder warnenden Gestalten Raum zu geben, wohl verwehren feste Mauern die Flucht, aber in der letzten Szene des dritten Aktes, als die Angst überraschender Erlösung weicht, da erscheint wieder die Stadt, vom Monde hell beleuchtet. Der Morgenglanz hatte einer schwülen Abendstimmung

Platz gemacht, immer düsterer war es in dem Zelt geworden, bis der Träumer die Dunkelheit ängstlich empfindet und den König nach Licht rufen läßt. Aber nur auf den König und auf Kaleb fällt das Licht, auf die Gruppe der Ankläger; tiefes Dunkel deckt den größten Teil des Zeltes, furchtbar hell tauchen quälende Visionen auf und verschwinden — bis endlich die Szene wieder in hellem Lichte erstrahlt, das der Träumer der Tageszeit gemäß als Mondlicht deutet. In einem Saale spielt die nächste Szene, feste Mauern umschließen das Bild, weite Stiegen und zahlreiche Zimmer erschweren den Ausgang, der enge Raum ist mit Menschen gefüllt, die für Augenblicke im Dunkel verschwimmen. Und schließlich umfängt den träumenden Rustan finstere Nacht, in der geheimnisvolle Lichter drohend tanzen und im fahlen Scheine taucht dieselbe Gegend auf, die wir mit dem Träumer anfangs in strahlendem Sonnenlichte gesehen.

* * *

Die Schilderung von Rustans Traum mußte einige Modifikationen durch die Rücksicht auf die Aufführbarkeit erleiden. Es wurde notwendig, Rustan an einigen wenigen Stellen von der Bühne zu entfernen und so eine Situation zu schaffen, die im Traume so gut wie nie vorkommt, während anderseits der Träumer selten so aktiv an der Handlung beteiligt ist wie Rustan, da er zwar immer anwesend, aber nicht immer für sein eigenes Auge Objekt ist. Es war notwendig, die Personen viel mehr sprechen zu lassen, als dies im Traume geschieht, wo fast alles in Handlung umgesetzt wird. Es war nötig, Pausen eintreten zu lassen, die bei der Aufführung nicht kurz genug sein können.

Eine Reihe von Traumerscheinungen kann die Bühne nicht völlig naturwahr darstellen. Was wir im Theater sehen, ist alles fest und bestimmt. Verschwimmendes, Unklares wird gar nicht verstanden. Das Bühnenbild kann

daher das Veränderliche, Schwankende der Traumgestalten nicht wiedergeben. Da muß das Wort und die Gebärde alles machen. Von dem Manne vom Felsen heißt es etwa:

Jeder Blick mit neuer Lüge
Zeigt mir anders seine Züge.

Es ist einzig in der Kunst des Rustan-Darstellers begründet, wenn wir hier unter dem Eindrucke des dämonisch Wechselnden miterschauern, der Schauspieler, der den Mann vom Felsen spielt, ist dieser Anforderung gegenüber machtlos. So ändern die Becher ihre Gestalt, ohne daß wir es beobachten können. Des Königs Worte und Gebärden müssen uns von der Veränderung überzeugen.

Ebensowenig kann der Dichter das plötzliche Auftauchen von Gegenständen anschaulich darstellen. Zwar hatte hier die Wiener Volksbühne das Menschenmögliche geleistet und Grillparzer war ihr dankbarer Schüler. Die Verwandlungen in den Geisterstücken, wie etwa die des Schutzgeistes in einen Ritter, deren sich Grillparzer aus den „Zwölf schlafenden Jungfrauen" noch spät erinnerte, waren vorbildlich für Zangas Verwandlung. Aber etwa die Requisiten, die plötzlich erscheinen sollen, aus der Versenkung heraufzureichen, wäre doch allzu possenhaft gewesen. So kann sich der Dichter nur helfen, indem er die Gegenstände, die im Laufe der Szene auftauchen sollen, von Anfang an auf der Bühne sein läßt. Er kann sie verborgen halten, wie Zangas Säbel, Bänder und Flügel, er kann sie in Dunkel tauchen, wie das leuchtende Holz und die Gegend der letzten Szene, er kann ihr Verschwinden und Wiederauftauchen motivieren: die Hexe steckt den Becher in ihr Gewand und schlüpft hinter den Vorhang, sie kommt wieder hervor und rollt den Becher, Rustan deckt den Tisch mit Zangas rotem Halstuche zu und reißt dieses im entscheidenden Moment fort.

Ebenso bleiben der König und Kaleb während der Erscheinungen im Zelte sichtbar, obwohl der Träumer in

diesem Augenblicke nur die Vision sieht, und Rustan weist auf der Bühne mit den Fingern auf beide Greise, deren Ähnlichkeit der Träumer erst in der Sukzession der Bilder bemerkt.

Ein Theaterrequisit sind schließlich die Wolkenschleier und das Erscheinen der ersten Szene des Traumes auf der hinteren Wand der Hütte. „Lebende Dekorationen“ nennt Grillparzer selbst die beiden Genien, die im Traume keinen Raum haben können.

Nahm Grillparzer hier weise Rücksicht auf die Bühnenmöglichkeit, so nützte er anderseits die hohe Entwicklung der Dekorationskunst, wie sie sich im Gefolge der Zauberpossen und -Ballette in Wien vollzogen hatte, aufs reichste aus. Die Schlange, die sich wie in den „Argonauten“ um den Baum windet und späterhin über die Bühne kriecht, hatte schon in der „Zauberflöte“ das Publikum Schikaneders begeistert, in den zwanziger Jahren wiederholte sie in Horschelts Kinderballett ihre Künste. Aus derselben Sphäre stammt die Brücke mit dem fließenden Wasser darunter. Verwandlungen, wie die im vierten Akt, bei der es auf äußerste Präzision ankommt, waren den Theatermeistern jener Zeit geläufig. Aber freilich, man merkt es dem Stücke an, daß es ursprünglich für das Theater an der Wien gedacht war. In das Burgtheater mit seiner kleinen Bühne und seiner knauserigen Leitung paßte das „Spektakelstück“ wirklich nicht. „Die Maschinerie ist der allerschwächste Teil unserer Hofbühne oder vielmehr der allerstärkste — denn alles wird so vollholzig und plump hergestellt, daß man sich unmöglich in eine Zauberwelt versetzen kann“, schreibt Costenoble, der sich für den Erfolg des Stückes nur unter der Voraussetzung verbürgen zu können meint, „daß die Maschinerien ohne Störung funktionieren“. Trotzdem die Direktion den Kostenanschlag nicht völlig genehmigte, hatte das Drama großen Erfolg, der „Traum ein Leben“ wurde geradezu ein Kassenstück. Grillparzer selbst hat betont, daß

die Aufführung nicht schwer ist. Er warnt bloß die Darsteller der älteren Rollen, zu viel oder zu wenig zu tun. „Das übrige fügt sich und die Gewalt der Handlung reißt das Ganze mit sich."

* * *

„Der Traum ein Leben" ist außer dem Lustspiele das einzige Grillparzersche Stück, das ein durchweg freundliches Ende nimmt. Alle Konflikte sind im Traume durchgekämpft, das Erwachen löst alles in Frieden und Harmonie. Rustans Wünsche haben sich als verderblich erwiesen, er verzichtet gern und mit einem befreienden Aufatmen wendet er sich dem stillen Glücke zu, das ihn in der Hütte erwartet. Der heißeste Wunsch des Dichters geht an seinem Rustan in Erfüllung: Ein Glück zu finden in frohem Bescheiden an der Seite eines guten und stillen Weibes. Der erwachte Rustan genießt, was für Grillparzer nur ein schöner Traum war, Rustans böser Traum war für den Dichter Leben und Wirklichkeit. Größe und Glück schienen ihm unvereinbar. Er kostete wie Rustan alle Qualen des Ruhmes, aber ihm gab das Schicksal kein Erwachen. Alle Sehnsucht seines Herzens hat er in das Gebet gelegt, das Rustan dankerfüllt dem anbrechenden Tage entgegensendet. Die Erfüllung blieb ihm versagt.

Aber es gäbe ein einseitiges Bild von dem Wesen Grillparzers, wenn man bloß diese Sehnsucht nach Stille und Weltflucht ins Auge faßte. „Es schelte nicht den Ruhm, wer ihn besitzt", mahnt er sich selbst aus Sapphos Munde. Wiederholt hat er sich mit männlichem Selbstgefühl als den dritten deutschen Dichter nach Schiller und Goethe bezeichnet. Mit trotziger Kühnheit hat der Alternde Anerkennung seiner Größe, Belohnung seiner Verdienste gefordert, mit stolzer Drohung hat er darauf hingewiesen, daß eine nachkommende Zeit Rechenschaft begehren werde, wie die vorausgegangene Talente höherer Art behandelt habe. Und derselbe Dichter,

der von seiner Muse sagt, ihr Lied sei nur Sehnsucht und Schmerz gewesen, findet Verse von männlicher Kraft und Wucht wie diese:

Drum schrecke andre, was da droht,
Mich nicht!
Und einst im Sterben sei mein Tod
Noch ein Gedicht.

Karl August Böttigers Reise nach Wien im Herbst 1811.

Mitgeteilt von
H. A. Lier.

Schon wiederholt habe ich auf die reiche Fundgrube hingewiesen, die in dem auf der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden aufbewahrten handschriftlichen Nachlaß des bekannten Schulmannes und Archäologen Karl August Böttiger für die Geschichte des gesellschaftlichen, literarischen und künstlerischen Lebens Wiens in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts zu finden ist. Meine bisherigen Veröffentlichungen, die sämtlich in der „Neuen Freien Presse" erschienen sind, bezogen sich nur auf Briefe, die von hervorragenden Wiener Persönlichkeiten an Böttiger gerichtet waren. Aber Böttiger kannte Wien nicht bloß aus den Schilderungen und Angaben anderer, sondern er hatte sich selbst gründlich in Wien umgesehen, als er sich im Herbste des Jahres 1811 etwa vier Wochen in der Kaiserstadt aufhielt, wohin er zunächst in der Absicht gereist war, die Vasensammlung des Grafen Lamberg zu studieren. Über seine Erlebnisse und über die geradezu erstaunlich vielen Beziehungen zu den einflußreichsten Männern und Familien der Wiener Gesellschaft hat er sich unter der Bezeichnung „Memorandumbuch" meist kurze Aufzeichnungen gemacht und offenbar mit Rücksicht auf eine gelegentliche spätere Veröffentlichung von den hauptsächlichsten Persönlichkeiten seiner Bekanntschaft, wie von dem Grafen Fries, der Karoline Pichler, Wilhelm von Humboldt, Sonnenfels und anderen, eingehendere Charakteristiken entworfen und intime Mitteilungen über

ihre speziellen Verhältnisse und Lebensgewohnheiten hinzugefügt. Diese Aufzeichnungen Böttigers gedachte sein Sohn nach dem Tode des Vaters in den von ihm bearbeiteten „Literarischen Zuständen und Zeitgenossen“ durch den Druck bekannt zu machen, sah aber von diesem Plane ab, da die ersten beiden Bände dieser Publikation wegen der darin enthaltenen Indiskretionen vielfach Widerspruch fanden. Heute ist ein solcher kaum noch zu fürchten, vielmehr fordert der Reichtum an interessanten Notizen und die Vielseitigkeit des Inhaltes geradezu zur Mitteilung auf. Denn diese Tagebuchblätter Böttigers werfen viele interessante Streiflichter auf Leute, die um die angegebene Zeit in der Wiener Gesellschaft maßgebend waren, über die wir aber bisher zum Teil wenigstens nur dürftige Angaben besitzen. Hätte Wurzbach diese Quelle gekannt, so hätte er seine Forschungen in so manchen Punkten wesentlich bereichern und um manchen wissenswerten Zug erweitern können.

Zunächst kann hier nur an die Veröffentlichung des „Memorandumbuches“ gedacht werden, die spezielleren Charakteristiken müssen auf eine spätere Mitteilung verschoben werden. Doch wird in den Anmerkungen wenigstens das Wichtigste hinzugefügt werden, was sich Böttiger auf einem besonderen Bogen unter dem Titel „Notizen von alten und neuen Bekannten in Wien“ angemerkt hat. Bei den meisten Namen, die Böttiger anführt, war es möglich, sie zu identifizieren; einzelne aber sind nicht aufzufinden gewesen und werden selbst den speziellen Kennern der Wiener Geschichte aus jener Zeit Rätsel zu lösen aufgeben. In die Anmerkungen aber wurden nur solche Personen aufgenommen, deren Bekanntschaft nicht allgemein vorausgesetzt werden kann. Böttiger hatte eine unglaublich schlechte Gelehrtenhand, kürzte ab und ließ oft ebensoviel erraten, als er wirklich niederschrieb. Alle diese Flüchtigkeiten sind stillschweigend verbessert und die absolut unleserlichen Stellen, von denen schon der Sohn einige nicht entziffern konnte, kenntlich gemacht.

Memorandum-buch

zur Uebersicht der Reise nach Wien vom 5. August bis 12. September 1811.

Ueberblick der Reise.

Sie dauerte vom 5. August bis 12. September 1811. Mein trefflicher und um mich vielfach verdienter Reisegefährte war der Hauptmann von Kretschmar, in dessen bequemem und dauerhaftem Reisewagen wir die ganze Reise gemacht haben. Die Station zu 2 Meilen und zwei Pferden kostete im Österreichischen 10 Papiergulden, oder ongefehr 13 gr., da die Banknoten damals auf 1300 standen. Wir thaten wohl, bei einem Dresdner Bankier 3000 Gulden in Papier zu nehmen und hatten beide Creditbriefe an Gaymüller u. Cop.[1]) in Wien. In Wien hatte uns der sächs. LR. Griesinger[2]) am Schulhofe n. 446 beim Feldkriegscommissär Brend ein Logis auf 4 Wochen für 190 Papiergulden gemiethet, wo wir zwei gut meublirte Zimmer nebst 2 Betten im 3ten Stockwerk fanden und ein Mädchen und einen Bedienten (Carline und Anton) zur Bedienung hatten, denen wir beim Abschied 40 fl. Trinkgeld gaben. Unser Wagen wurde in eine militärische Wagenremise in der Vorstadt unentgeldlich untergebracht.

Wir reiseten den 5. August Nachmittags um $3^1/_2$ Uhr aus Dresden, kamen gegen 10 Uhr Abends in Peterswalde an der Grenzmauth an, wurden sehr glimpflich behandelt, ohngeachtet wir uns mit Rauchtaback und Caffee auf die ganze Reise überflüssig verproviantirt hatten, kamen den 6. August früh um 4 Uhr in Teplitz an, fanden von da bis auf die nächste, höchst unwegsame Station über Billin einen abscheulichen, durch den Regen sehr verdorbenen Weg, weiter hin aber immer bessern und von Slan an die beste Chaussée. Abends um 10 Uhr in Prag im Bade[3]) auf der kleinen Seite. Wir mußten, weil alles besetzt war, die erste Nacht im großen Saal hinten campiren und besprachen uns Abends noch mit dem O.L. C. Michaelis, der vor uns nach Wien reisete.

Den 7. August.

In Prag. Graf Franz v. Sternberg[4]), in der Abreise begriffen, noch beim Familienfrühstück gesprochen. Professor Mader[5]) in Teplitz abwesend. Caffeekauf auf dem Tändelmarkt. Besuch beim Professor Bergler[6]) im Universitätshause. Bergler ist ein Tyroler und war lange in Italien. Er ist schon alt und kann seit 2 Jahren Abends nicht mehr zeichnen. Er ist ein sehr fruchtbarer Skizzist, aber unkorrekt. Doch hingen gute Zeichnungen in seinem Zimmer nach Domenichino, die Geißelung des h. Gregor und eine Anbetung nach Bronzino. Für den Herzog von Dessau hatte er eine brave Copie Maximilians I. nach einem Dürer in der Prälatur des Strahofs gemacht. Ein Altarblatt: Wenzel der die Kinder lehrt.[7]) Diogenes mit der Laterne in der Hand. Die Stände stifteten und erhalten die Zeichnungsschule, deren Protektor Franz von Sternberg, Direktor Bergler ist; 20 Malerzöglinge, denen es aber oft an Papier und Crayons gebricht: das übrige Dilettanten und Handwerker. Die Prämienstücke werden aufgehangen und sollen sogar in Kupfer gestochen werden. Bergler hat die altböhmischen Legenden in Bilder gebracht nach der Chronik des Hagecius.[8]) Die meisten sind verkauft. Wir sahen nur noch vier davon im academischen Zeichensaal. Herzog Adalbert wählt sich eine Wäscherin am Brunnen zur Frau, Libussa einen Bauer zum Mann u. s. w.

In der Königl. Bibliothek[9]) zeigte uns der Custos Gustav Müller die berühmte böhmische Liturgie mit Wiclef, Huß und Luther auf den Titel gemalt. Wiclef schlägt den Funken an, Huß faßt ihn mit Zunder auf, Luther (sehr verwischt) zündet die Fackel daran. Ich verglich eine schwierige Stelle im Codex des Plinius[10]), die schon Melanchthon und Gelenius[11]) verglichen. Das Decanatsbuch, wo Huß als Rector erscheint.[12])

Besuch beim Bibliothekar Posselt[13]), kränkelnd im Zimmer, von seiner dürren Haushälterin bewacht.

Mittag im rothen Haus für 5 P. Gulden gespeist. Kein Platz mehr an der Table d'hôte. Schlechte Kost, noch schlechterer Wein. Das beste ist der Lachs, den ich nicht esse.

Gegen Abend Spaziergang am Ratschin und zu der Prämonstratenser Abtei auf den Strahof. Herrliche Aussicht vom Klostergarten. Der Pater Canonicus Dlabacz [14]) empfängt uns beim Ausgang, führt uns freundlichst zurück, erst in sein Zimmer, wo er uns in sechs Quartbänden sein vollendetes Lexicon der Künstler Böhmens, das Cornova [15]), revidirte, vorzeigte und den Artikel Skreta vorlas, uns den aus mehreren Foliobänden bestehenden, von ihm verfertigten Catalog der Kloster Bibliothek sehen ließ und in einem andern Zimmer seine eigene zahlreiche Büchersammlung aufschloß. Nun in die große Bibliothek. Sie macht jetzt ein Viereck. Seltene Handschriften, Missale mit wunderschön erhaltenen Gemälden. Evangelium im 14ten Jahrhundert unter Carl IV. geschrieben. Da hat Johannes blos den Adler. [16]) Naturalienkabinet. Böhmische Fische. Russische Dame gelüstet. [17]) Der herrliche Hauptsaal, worin auf den morgenden Tag schon alles zu einer Prüfung zurecht gemacht war. Schöne Classiker und Geschichtswerke. Erster Druck von Pilsen. Kaiser Franz und die Kaiserin erstaunen beim Eintritt in diesen Pracht-Saal. Der Kaiser fragt: Wozu hier Medizin? Pater Dlabacz erinnert sich mit Vergnügen des Besuchs von Minister Nostitz [18]) und will uns im künftigen Jahr in Dresden besuchen.

Abends einige Augenblicke im Theater mit dem Kaufmann Fiedler, mit dessen Familie ich das Abendbrot genieße und dann von ihnen beim herrlichsten Mondschein über die Brücke nach Hause begleitet werde.

Der andere Morgen wurde mit Umpacken und Einpacken zugebracht. Ein bettelnder Abbé stattet seinen Besuch ab und erzählt seine Jammergeschichte. Der Schlüssel zum Radaufschrauben wird vermißt.

Vom 8. bis 10. August.

Tag und Nacht fortgesetzte Reise von Prag bis Wien 40 Meilen. Donnerstags früh um 10 Uhr ausgefahren. Sonnabend Nachmittags um 1 Uhr in unserm Logis in Wien. Begrüßung der Elbe gegen Abend bei Collin. Regengüsse bis über Iglau hinaus. In Deutschbrod Caffeestunde früh. Die zweite Nacht durch Znaim. In Hollabrunn die erste Spur des letzten Kriegs. Gute Bewirthung in Enzersdorf. Erbärmliche Pferde auf der letzten Station. Der Theil von Böhmen hinter Prag bis an die mährische Grenze gleicht einem von leicht schüttelnden Wellen bewegten Meere. Sanfte Hügel steigen auf und ab. Fast nirgends Bäume oder Waldung. Unermeßliche Kornfluren. In Mähren wird alles gebirgiger und waldiger, aber der Iglauer Kreis hat den undankbarsten Boden. Einige Bergwerke. Am besten gedeihen die Tuchfabriken in Iglau. Wir fuhren an großen Fabrikgebäuden an der Landstraße vorbei. So wie man in Niederösterreich eintritt, wird alles üppiger und fruchtbarer. Rebengelände wechseln mit Getreideland. Die Dörfer gewinnen ein städtisches Ansehen. Auf der letzten Station sieht man von Kornneuburg aus gegenüber die Gebirgsgipfel, an die der Kahlenberg stößt. Kloster Neuburg thront unten im Thale an der Donau. Der Stephansthurm winkt in der Ferne hinter den Donauinseln. Man fährt, wenn man über die lange Taborbrücke gekommen ist, noch eine Stunde über die Donauinseln. Endlich Eintritt in die Linie der Leopoldstadt. Sehr glimpfliche Visitation der Mauthner. Das Menschen- und Wagengewühl wächst mit jeden 100 Schritt vorwärts. — Am Sonnabend Abend noch mit Freund Griesinger und Hartman [19]) einen Durchflug durch die Stadt. Ueber die Burg und den Josephsplatz, wo die Statua equestris [20]) zum ersten Mal begrüßt wird, auf die Bastei bei der Burg. Es war ein trüber Abend und wenig Spazierlust. An der Eisbude am Graben wurde Eis genossen. Verabredungen.

Den 11. August. Sonntag.

In die Predigt bei Wächter.[21] Erster Besuch des Denkmals von Canova in der Augustinerkirche. Die reizende Schönheit der in die Gruft ziehenden Gestalten und vor allem der Genius entzücken mich, aber die trauernde Austria an Leopolds Grab von Zauner[22] rührt mich.

Erster Besuch beim Grafen Lamberg.[23] Blick auf die Gemälde. Der Vasenhimmel thut sich auf. Der Abate[24] trägt seine Hypothese über das vorhomerische Alter der Vasen vor. Mittags gespeist beim Traiteur[25] Meynier auf der Körnergasse. Nachmittag in einem Fiaker in die Alservorstadt zu Caroline Pichler, in die Josephsstadt bei Dr. Kraus[26], wo ich den jungen Stölzer[27] aus Görlitz finde, zur Frau von Arnsteiner[28] vor Mariähilf. Sonnenfels.

Den 12. August.

Schnelle und höfliche Abfertigung auf der Polizei. Abgabe unserer Creditbriefe bei Gaymüller, wovon ich nie Gebrauch machte. Griesinger führt mich beim Abbé Neumann[29] im Antikenkabinet ein. Mittags beim Restaurateur. Besuch beim Bergrath Herder[30], er lebt nur seiner Frau und seinem Wolfgang. Besuch bei Glatz[31]. Abends Julius Cäsar im Theater an der Wien.

Den 13. August.

Erster Besuch bei Frieß.[32] Nachmittags gespeist bei Arnsteiner.[33] Frieß bietet mir seine Loge im Burgtheater an, die ich auch fleißig benützt habe. Besuch bei Harrach.[34]

Den 14. August.

Früh erster Besuch von dem Baron Hammer.[35] Er giebt mir eine treffende Charakteristik von Metternich (er lügt sich durch und vergißt alles, davon wollte der lang getäuschte Freund [nämlich Hammer] nach England gehen, wurde aber durch Harrachs Zureden und Sinzendorfs[36] großmüthiges Anerbieten zurückgehalten).

Besuch von Genz.[37]) Das Sinken des englischen Papiers kommt bloß vom schlechten Curs auf dem Continent. Man muß Metall für den Continent zu theuer kaufen. Weder auf die spanischen Piaster, noch auf die spanischen Truppen ist viel zu trauen. Die Spanier sind zu wenig Soldaten. Das österreichische Papiergeld hängt noch heute ganz in der Luft. Man hätte alle 1200 Millionen Banknoten ihrem Schicksale blos überlassen sollen.

Mittags bei Frieß dinirt. Ausgewählter Männerzirkel. Vorher 3 Stunden bei Lamberg im Museo.

Nachmittags die kaiserliche Bibliothek mit dem Grafen Harrach besucht. Das älteste Psalterium von 1457 in Mainz 1468 d. 14 August (heute also!) fertig geworden. Plinius auf Pergament. Wie prächtig gleich in der Incunabel! Mexicanischer Codex[38]), den Humboldt mitgeteilt erhielt. Gemälde in den persischen Handschriften, die Hammer copiren ließ. Die von Hammer geretteten orientalischen Handschriften.[39]) Hammer zeigt sie mir mit großer Freude. Langlez[40]) versteht nichts als kleinliche Cabalen. Die zwei Dioscoridesse mit Gemälden.[41]) Die tabula Peutingeriana, nach welcher von Scheyb seine Ausgabe machte, mit Eugens eigenhändigem Brief[42]) an die Fugger in Augsburg. Das Senatus consultum advorsus Bacchanalia.[43]) Man verspricht mir einen Abdruck davon. (?)

Die Bekanntschaft von Bartsch, dem Custos der Kupferstiche.[44])

Abends im Leopoldstädter Theater, nach einem Spaziergang im Augarten, der Fleischhauer aus Oedenburg[45]), eine Parodie von Kotzebues Onkel in Lissabon. Der bucklichte Comicus Schmidt. [Schuster?][46])

Den 15. August. (Festtag, Mariä Himmelfahrt.)

Den Morgen bei Lamberg, welcher mir die Faseleien Harncarvilles[47]) über eine Vase vorließt, worauf er die Hersilia und Volumnia aus Coriolans Geschichte zu erblicken glaubt

Mittagsmal bei der Caroline Pichler. Hier lerne ich den Prof. Haschka[48]) kennen, den Lehrer der Pichler in der lateinischen Sprache, einen äußerst gutmüthigen und harmlosen Mann, quantum distat ab illo, quem olim autorem mordacissimorum carminum in famoso libello menstruo: „Eudaemonia“ [49]) dicto et ab Hofmanno. lucis osore, edito cognoram.“

Nachmittag Spazierfahrt zu Kraus und in die Gumpendorfer Linie zu Hofrath Becker[50]) und Hornbostel[51]), die beide in Dornbach sind. Im Vorbeifahren Besuch bei Treitschke[52]) und dem Hauptschauspieler Grüner[53]) im Theater an der Wien. (Gewissenslüge wegen der Bärte zu Julius Cäsars Zeiten, die ich später doch auf modernen geschnittenen Steinen bei Chev. Mallia finde.) Sommernachtstraum soll einstudiert werden. Von da ins Burgtheater, wo ich Eduard in Schottland[54]) sah. Die Weißenthun[55]) bessere Gesellschafterin als Schauspielerin. Ziegler[56]) steif!

Den 16. August.

Früh Besuch von Hammer, Becker, Hartmann. Wir gehen alle zusammen zu Retzer.[57])

Dann zu Lamberg. Heute Gemäldeschau mit der Gräfin Einsiedel[58]) und mehreren Fremden.

Mittags Diner bei Frieß. Hier finde ich den Major Schwarz, den Hauptmann von Vieth, den Hauptmann Meyer (Verfasser der Dyanasore).[59]) Beschauung der Antiken im Erdgeschoß. Der Minotaurustödter Theseus von Canova.[60]) In der Bibliothek finde ich das Museum Worsleyanum.[61]) Ein herrlicher Rembrand und eine unvergleichliche Landschaft von Pynacker in des Grafen Zimmer. Schöne Mosaiken. Wachsblumen. Zauners Hymen[62]) mit Birkenstocks[63]) Inschrift.

Mit Meyer in die Kinskysche Bibliothek.

Abends die Aschenbrödel[64]) im Theater an der Wien. Ich erhalte mit Noth noch ein Plätzchen im Orchester.

Grüner und Ochsenheimer[65]) setzen sich zu mir. Die 8 Trompeter. Aschenbrödel Demmer.[66]) Die Dame Buchwieser und Meyer. Hasenhut[67]) als Stallmeister. Ballets. Turnier. Schluß-Scene.

Den 17. August.

Früh Besuch bei Armbruster[68]) und Ohms in der obersten Polizeistelle n. 38 Herrenstraße. Große Liberalität der Censur.

Besuch des Antiken-Cabinets mit der Gräfin Einsiedel.

Spazierfarth mit Harrach zu Herrn von Barth[69]) in seinen Garten. Unvergleichliche Cameen und Intaglien. Der Sohn der Niobe[70]), zum Umdrehen gemacht. Daneben Kürbisse und Rüben.

Diner beim Grafen Harrach, bloß mit dem lieben Hammer.

Abends Spaziergang auf der Burgbastei.

18. August. 2ter Sonntag in Wien.

Früh langer Besuch bei Lamberg mit Hartmann. Erster Versuch, Bemerkungen auf der Stelle niederzuschreiben, gelingt nicht. Mittags holt mich Schreivogel[71]) ab und bewirthet mich in Dornbach, großer Umfang des Parks. Spaziergang auf einem Tempel. Das holländische Dorf. Alle Najaden trauern mit vertrockneten Urnen, alle Dryaden klagen wegen verdorrter Bäume. Nur ein lebendiger Quell sprudelt noch auf einer Wiese, bei dem wir Griechen und Raizer Taback schmauchend finden und die gymnastischen Spiele Wiener Mädchen und Handwerksburschen am Abhange eines Eichenwaldes mit ansehn. Die sinnige, geistvolle Rottmann, Schreivogels Freundin. Der kränkelnde, doch redlich gesinnte Wieland (Ludwig, der älteste Sohn des Dichters). Der Landkartenzeichner Riedl, Prof. Kininger[72]) mit den ... Augen [?]. Mechetti[73]) und seine hochschwangere Frau. Herrliches Mittagsmal mit gewaltigen Krebsen. Bequeme Eßlust der Wiener. Alles verfällt in diesem schönen Park, wider Lascy's[74]) Willen und Testament.

Den 19. August.

Früh mit Retzern im großen Universitätssaal über Theses disputiren gehört. Den Instinkt verwirft der Erzbischoff, Graf von Hohenwarth.[75] Besuch bei diesem 80jährigen Greis mit Retzern. Sein Wort: „Wir erheben uns nur allmälig von einem Faulfieber." Dolliner[76], Zeiler.[77])

Bei Frieß das Museum Worsleyanum zu lesen angefangen.

Mittags Diner beim Bankier Arnsteiner. Oberst und Major von Hohenzollern. Englische Miß. — Tous les rois que vous avez fait, pleurent. Der alte Baron von Spielmann.

Im Theater an der Wien das Hausgesinde.[78] Hasenhut spielt den betrunkenen Bedienten, der sich vergiftet zu haben glaubt, unübertrefflich. Harlekin die Spione. Ein tüchtiger Pierrot. Moderner Tanz im alten Costüm, höchst lächerlich.

Den 20. August.

Diner bei Bankier Bruchmann[79] auf der Landstraße. Bekanntschaft mit dem Regierungsrath von Hartl.[80] Seine liebenswürdige Nichte. Frau von Bruchmann ist nie über den Prater hinaus gekommen.

Den 21. August.

Früh ein Besuch von Joseph Schmidt[81], den Abtrünnigen von Pestalozzi. Institute sollen nur für Arme, als Waisenhäuser, gelten. „Man soll den Lappen aufflicken, wo ein Loch ist, nicht auf gutes Tuch!"

Teutsche Ordenskirche auf der Singerstraße. Besuch bei Bruchmann und Herrn von Hartl mit Hammer. Familiengemälde von Abel.[82] Horaz in Tivoli. Unterredung mit Hartl. Die Bauern haben viel Geld. Unsicherheit der Landstraßen. — Antikencabinet.

Besuch beim Antiquar Benzig, der nichts verkaufen will. Diner beim Grafen Frieß. Fürstin von Hohen=

lohe, Schwiegermutter des Grafen. Reise auf den Schneeberg. Löser darro.[83]) Alle Güter liegen in der Nähe von Wien.

Besuch bei Armbruster. Über den Kaiser und die Kaiserin. Cottas falsche Speculation mit Eugens Briefen[84]). Eckel[85]), Engel.[86]) Hartl der große Windbeutel.

Mit dem Grafen Carl Harrach Besuch im Blindeninstitut. Director Klein.[87]) 22 Zöglinge, 8 erhält der Staat.

Besuch beim Professor der Anatomie Prochaska.[88]) Über die Organe. 20jährige Arbeit mit Injectionen.

Den 22. August.

Laxenburg. ... Ein Ungarischer Veteran mit der Ehrenmedaille zeigt die Ritterburg, wo Vorzeit und Jtzt sonderbar vermischt sind. Schöne Wasserpartie. Caroussel zum Namenstag der Kaiserin durch den Palatiner[89]) und 110 Husaren seines Regiments im Circus vor 20.000 Zuschauern. 6 Wiener lehnen sich auf mich. Menschen auf den Bäumen. Sehnsucht nach Bier schlecht befriedigt in einer Bierstube am Kohlmarkt.

Den 23. August.

Früh Besuch von Superintendent Wächter. Er hatte extemporiren müssen.[90]) Gesunkener Wohlstand. 6000 Fabrikanten abgedankt. Er als Ungar reiste mit dem Hofrath Becker nach Ödenburg und Preßburg. Besuch von Canovas Denkmal in der Augustinerkirche. Beschauung der Zimmer im Albrechtischen Palais. Zwei Juden gehen frei mit! — Besuch im Antikenkabinet.

Diner bei Humbold. Portrait der Humboldischen Töchter von Schick.[91]) Die Parcen an dem Pallast Massimi. Reiches Portefeuille der Frau von Humbold.

Bei Armbruster und Harrach mit dem Kanzler Niemeyer.[92]) Abendbesuch bei Peter Frank.[93])

Den 24. August.

Im Belvedere bei Füger und mit ihm in die Kaiserl. Gallerie. Diner beim Grafen Lamberg. Schnorrs Kunstwerkstätte.[94]) Besuch in der geheimen Staatskanzlei. Der heilige Veit. Abends mit dem Superintendent Hilchenbach[95]) bei Frau von Brevilliers.[96])

Den 25. August. Sonntag.

Partie nach Schönbrunn mit Griesinger. Betbank der Kaiserin Maria Theresia. Denkmal der Königin von Neapel. Wasserruine. Gloriette. Botanischer Garten. Palmen, Schmarozerpflanzen. Menagerie. Elefanten. Wärter. Kängurus. Monstrum.

Diner im Augarten für 20 Gulden. Von da neben der Brigitten-au in den Prater. Contemplation der Praterparade. 1000 Wagen. Circus Gymnasticus. 3 Kaffeehäuser. Ginguetten, Polichinel, Ringelrennen, Zielwerfen, Schaukeln. Der Bratspieß dreht sich. Abends Besuch bei Herder. Verabredung zu einer Spazierfarth zum Herrn von Rechberg[97]) auf den Galitzinberg, die aber durch die Krankheit Rechbergs vereitelt wurde.

Den 26. August.

Partie nach Pottendorf an der Leitha. 4 Meilen von Wien an der ungarischen Grenze, eingeladen von Hartl. Treitschke kann nicht mit fahren. Hammer begleitet uns und giebt dem Schiffer auf dem Kanal ein 25 fl. Billet statt ein 2 fl. Wunder der Maschinerie. Thornton [?]. Kinderhaus. Einschreiben ins Fremdenbuch. Treffliche Bewirthung vom wackern Hartl. Besuch in dem halbverödeten Garten des Fürsten Esterhazy in Pottendorf.

Den 27. August.

Drechsler[98]) möchte gern seine Gedichte drucken lassen. Besuch der ganz ausgeräumten Jesuitenkirche mit Retzer. Der Morgen in Beschauung der Gemmensammlung des russischen Staatsraths und Cheval. Mallia[99]) zugebracht. 100 Käfer-

steine als Paternoster. Eine Tablette voll Spintrien.[100]) — Besuch beim Grafen Zinzendorf und Professor Zauner.

Diner beim Grafen Fries. Spanischer Widder für 20.000 fl. gekauft in Holitsch.[101]) Baron Dobbelhofer. Diana-fore Meyer fragt, wie weit wir in Elend gekommen sind. Mit Hammer zu Wappler und Kupfer.

Besuch bei Caroline Pichler. Abend bei der Frau von Brevilliers, die nur den Mond sieht.

Den 28. August.

Diner beim Minister Grafen Zinzendorf[102]) mit Harrach. Memoir über sein Leben. Cataster. Strebers[103]) Bekanntschaft auf dem Antikenkabinet. Viscontis Iconographie Grecque studiert bei Pilat in der geheimen Staatskanzlei.

Abends die Aschenbrödel im Theater an der Wien.

Den 29. August.

Beschauung beim Grafen Lamberg. Viscontis Iconographie. Diner beim Regierungsrath von Hartl (Alter Jesuit, sein Erzieher, hat lateinische Verse gemacht). Die Bruchmannische Familie. Ochsenheimer. Schwarz. Treitschke. Steiners[104]) chemischen Druck für musicalische Noten mit Hartl besehn. Spazierfarth mit Hammer zur Frau von Eskeles[105]), Frau von Pereira[106]), Frau von Arnsteiner. Sonnenfels läßt neue Statuten für die Academie der Künste sehr glänzend drucken.

Den 30. August.

Früh Beschauung der Säle in der Academie der Künste, in der ehemaligen Jesuitenschule. Preise in der Sculptur, Landschaftsmalerei, Historienmalerei, Kupferstecherkunst. Zauner führt uns herum. Priamus bittet flehend um Hectors Leichnam. Ulrichs verwundete Venus. Gypsform des Amazonensarkophags, der 30 Centner wog und 1809 von den Franzosen weggeführt wurde. Kaiser Joseph und Fürst Kaunitz von Lampi. — Meisterstücke in der Schlosser, Tischler, Schwertfegerarbeit. Besuch im Antikenkabinet.

Diner beim Herrn von Degen[107]) auf der Alser-vorstadt. Petzl aus Regensburg gebürtig, Hausfreund. Krause Erzieher des Sohnes von Degen. Schöne Bibliothek.

Besuch bei Armbruster und Frau von Humbold, wo ich die Hofräthin Herz aus Berlin treffe.

Lorenz Stark[108]) im Burgtheater von Schwarz[109]) vorgestellt.

Den 31. August.

Lambergs Vasensammlung. Worsleyanum. Beim Traiteur. Mit Hammer nach Baden. Spaziergang im St. Helenenthal. Bekanntschaft des Fürsten Prosper Sinzen-dorf.[110]) Merkwürdiger Onyx. Mondscheinwandel. Farth nach Vöslau. Langes Warten. Ermüdung.

Den 1. September. Sonntag.

Früh um 5 Uhr Spaziergang im Garten. Frühstück mit der Familie. Der Graf[111]) führt uns zu den Ruinen von Merkenstein. Romantische Anlagen. Terrasse, auf welcher wir das ganze Land bis Steiermark und den Schneeberg übersehen. Ruhe in der Mooßgrotte am Fuße des Berges. Spaziergänge durch den Garten. Das Monument des Vaters. Obstmagazin. Pferde und Kuhställe. In brennender Mittags-glut Partie nach Schönau. Tempel der Nacht. Herrliche Wassergräben und Brücken und Inseln. Insel der Liebe. Leda pflückt. Die zierliche Führerin mit der Fackel voran. Operndecoration. Großes Diner bei Frieß. Graz, Meier, Baron von Gontard, Dobbelhofer. Unterredung mit der Fürstin wegen der Erziehung über Tisch. Profusion köstlicher Weine. Constantia. Nach der Tafel Besuch im illuminirten Weinkeller. In 3 Stunden nach Wien und grade in den Prater zum Feuerwerk. Der genußvollste und ermüdendste Tag!

Den 2. September.

Einkäufe mit Beckern in Hornbostels Magazin.

Diner bei Frau von Eskeles in Hitzing mit Schrei-vogel. Eine hochinteressante Frau. David und Mariane

ihre lieben Kinder. Abends Cabale und Liebe. Die Geigerstochter trefflich gespielt von Dlle Krüger.[112] Der alte Krüger ein trefflicher Comicus.

Den 3. September.

Früh in den Antiken. Mittags beim Seidenfabrikant Hornbostel an der Gumpendorfer Linie mit Ribini [113]) gespeist. Abendspaziergang in der Mariahilfer Vorstadt durch Kaunitzischen Garten. Souper bei Ruprecht [114]) mit Becker und Sartori.[115]) Bekanntschaft mit dem Hofrath von Hormayer. Mit Hartmann den Prof. Fischer [116]) besucht.

Den 4. September.

Einkäufe. Die Kupferstich- und Handzeichnungen des Herzogs Albert. Unterredung mit dem Herzog. — Besuch bei Gentz. Diner bei Frieß. Rafaels Catharina von Arragonien. Beim Kunsthändler Mechetti ein in Stal brillantirtes Necessaire für 2000 Papiergulden. Coeurs reunits. Nachmittag Besuch vom D. Sartori, kaiserlichem Bücherrevisor. Abschiedsbesuch bei Herrn von Humbold, wo ich den Grafen Otto [117]) treffe. Volkommenheit der amerikanischen Sprachen. Mithridates. Brief aus Cadix [118]) im Burgtheater. Der kleine Korn.[119]) Abends Souper beim Herrn von Herder, wo ich Ferber [120]) finde.

Den 5. September.

Frühbesuch von Liebich [121]) und Schaumburg [122]) Beim Grafen Lamberg. Besuch bei Ribini, Hofsecretair bei der K. K. Canalcommission. Viel von Birkenstock. Sein Gedicht auf die Schlacht bei Lunmir [?] vorgelesen. Pilat, Vergleichung der Basilika. Besuch bei Bartholdy.[123]) Karte von Griechenland von Palma zu Triest. Diner beim Grafen Harrach mit Hammer und Baron Ulrich. Bruck wo Harrach geboren ist. Wunderbarer Besuch im Harrachschen Majoratshause auf der Freiung. Liebe Schwester des Grafen. Besuch bei Carl Unger [124]) in der Josephstadt im Auge Gottes.

Den 6. September.

Frühbesuch von Retzer und Hammer, der mir den Hafiz bringt. Besuch beim Bankier Scheitlin[125]) mit Merkel aus Nürnberg. Abschiedsbesuch bei Hartl, Bruchmann, Schreivogel. Besichtigung der Porzellanfabrik. Der wackere Rath Joris.[126]) Diner auf den delicaten Donaufisch (den Talleyrand beim Aussteigen aus dem Wagen begehrte) [Loch im Papier] bei Degen. Herr von Held.

Den 7. September.

Empfang der Vasenzeichnungen von Abbé Mazzola. Abschied von Lamberg. Besuch in der Bibliothek des Grafen Apony beim Bibliothekar Gruber[127]), wo ich den genesenen Lech finde. Besuch bei Herrn v. Hammer wo ich auf orientalisch beräuchert werde. Sein Memnonium[128]) [unleserlich!] Bibliothek für die Kreuzzüge. Aegyptische Hunde. Manuscriptenschatz. Besuch bei Herrn von Gentz. Mumienbeschauung bei Baron von Penkler.[129]) Abschiedsdiner beim Grafen Fries. Der edle Harrach begleitet mich zum Director Neumann, der mir die Gemmenabdrücke schenkt. Abschied von Armbruster und bei der Familie Unger. Herzliche Unterredung Abends mit Hartmann.

Den 8. September Sonntags — bis 12. Sept. Donnerstags.

Abfarth von Wien früh um 10 Uhr, Griesinger, Hammer, Hartmann nehmen Abschied am Wagen. Von Mondschein und Cometenlicht begleitet, bei ununterbrochen trockenem und heitrem Wetter fahren wir Tag und Nacht ununterbrochen fort, finden hinter Hollabrunn einen Reisegefährten, einen Oeconomieinspector Camper, der mit uns bis Prag reist. Vor Deutschbrod Abends spät der Unfall mit der aus dem Wagen springenden Schachtel. Ich dichte des nachts, während mein lieber Reisegefährte schläft, eine Elegie an Neumann. Herrliche Straßen, aber zum Theil elende Postpferde (2 Pferde die Station 10 Papiergulden, thut 13 gr. Die Postillone bekommen 7—8 fl.). Wir kommen den 10. Sep-

tember Abends um 6 Uhr in Prag an, sehen, wie wir über die Brücke fahren, die Schwimmübungen der Prager Garnison in der Moldau, bekommen nur mit genauer Noth unsern Paß sogleich visirt. Wir fahren bei sinkendem Abend, kaum mit etwas Brot und Birnen versehen, wieder aus Prag. Jahrmarkt in Slan. Judensuppe. Nachmittags den 11. Sept. um 3 Uhr sind wir in Töplitz, diniren, trinken Caffee, wovon wir so wie vom Taback noch gute Provision wieder zurückbringen, fahren Abends um 6 Uhr aus Töplitz, in einer lauen, schönen Nacht über den Nollendorfer Berg, müssen eine Stunde in Peterswalde warten, fahren aber herrlich bis Zehista, wo wir früh um 5 Uhr eintreffen und sogleich die empörende Grobheit und Unersättlichkeit der Sächsischen Postillons in vollem Maaß empfinden (es stehen 8 Pferde im Stall, man sagt es sind keine da), und kommen so gesund und fröhlich früh um 8 Uhr den Donnerstag den 12ten September zu unsren Laren. Mein trefflicher Reisegefährte, dem ich für seine treueste Sorgfalt und mühsame Besorgung aller ökonomischen Angelegenheiten stets aufs innigste verpflichtet bleiben werde, verläßt mich eine Stunde vor Dresden, um seinem lieblichen Weinberg zuzueilen!

Seelige, unvergeßliche 39 Tage!!!

Anmerkungen.

[1]) Soll jedenfalls Geymüller heißen. Es ist das Bankhaus gemeint, von dem Castelli, Memoiren meines Lebens, Wien 1861, III, 104 ff. berichtet.

[2]) Georg August von Griesinger, königl. sächsischer Legationsrat, gehörte zu den Freunden Böttigers und stand mit ihm in lebhafter Korrespondenz. Drei Bände Briefe an Böttiger haben sich erhalten.

[3]) Das „Hotel zum Bade" war nach S. W. Schließler, Prag und seine Umgebungen, Prag und Teplitz 1812, S. 8, außer dem Hotel „zum Erzherzog Karl" das einzige Hotel ersten Ranges auf der Kleinseite.

[4]) Franz Josef Graf von Sternberg-Manderscheid (1763—1830) war bekannt als Kunstfreund und schenkte seine Sammlungen dem vaterländischen Museum in Prag.

[5]) Josef Ritter v. Mader (1754—1815), berühmter Mathematiker.

[6]) Josef Bergler, Historienmaler (1753—1829), leitete seit dem Jahre 1800 die Kunstschule in Prag und war später Direktor der patriotischen Kunstfreunde. Sein Atelier galt seinerzeit als eine Sehenswürdigkeit, welche die nach Prag kommenden kunstsinnigen Fremden aufzusuchen pflegten.

[7]) Ein für die Schloßkirche des Fürsten Kinsky zu Budenitz bestimmtes Gemälde: „Der heilige Wenzel die böhmische Jugend in den Pflichten des Christentums unterrichtend" erwähnt Wurzbach.

[8]) Die „Böhmische Chronik" des Hagecius ab Hagen wurde seit 1596 mehrfach übersetzt. Bergler bearbeitete einen ganzen Zyklus aus der böhmischen Geschichte, und zwar drei große Ölbilder und 70 Blätter Zeichnungen.

[9]) Soll heißen: Universitätsbibliothek. Der damalige Kustos hieß J. B. Müller und war zeitweilig mit der Leitung der Bibliotheksgeschäfte betraut. Vergl. Josef A. Hanslick, Geschichte und Beschreibung der Universitätsbibliothek, Prag 1851, S. 164.

[10]) Plinius II., Historia naturalis. Pergamentkodex des 14. Jahrhunderts. Vergl. Hanslick a. a. O. S. 605.

[11]) Soll heißen: Goclenius.

[12]) „Acta decanorum facultatis philosophicae universitatis Pragenae", eine für die Geschichte der Prager Universität höchst wichtige Quelle. Bl. 100 hat sich Huß eigenhändig eingeschrieben. Vergl. Hanslick a. a. O. S. 608.

[13]) Franz Posselt (1753—1825) war seit 1810 Vorsteher der Bibliothek. Vergl. Hanslick S. 164.

[14]) Gottfried Johann Dlabacz, Bibliothekar und Chorherr des Prämonstratenserstiftes Strahow (1758—1820), gab ein „Allgemeines historisches Künstlerlexikon für Böhmen" in drei Bänden heraus. (Prag 1815—1818. 4°.)

[15]) Ignaz Cornova, böhmischer Historiker (1740—1822).

[16]) Während er sonst mit dem Kelch abgebildet wird.

[17]) sic!

[18]) Gemeint ist jedenfalls Gottlieb Adolf Ernst von Nostitz und Jänkendorf, seit dem Jahre 1809 sächsischer Konferenzminister, als Dichter bekannt unter dem Namen Artur von Nordstern.

[19]) Gemeint ist Karl Friedrich August Hartmann (1783—1828), 1804—1806 Hauslehrer bei Böttiger, gestorben als zweiter Bibliothekar an der Hamburger Stadtbibliothek. Vergl. Hans Schröder, Lexikon der hamburgischen Schriftsteller. Hamburg 1852, III., 114—117. Band 72 des Böttigerschen Nachlasses enthält die Briefe Hartmanns an Böttiger.

[20]) Die Reiterstatue Josefs II., deren künstlerischen Wert Böttiger in einer eingehenden, offenbar zum Druck bestimmten Darlegung bezweifelt.

[21]) Johann Wächter, Superintendent der Wiener evangelischen Gemeinde A. K. (1767—1827).

[22]) Franz Zauner, Edler von Falpatan, Bildhauer in Wien (1746—1822), der Urheber der obengenannten Josefsstatue.

[23]) Anton Franz de Paula Graf Lamberg, der bekannte Kunstfreund und Gemäldesammler (1740—1823). In Böttigers Nachlaß befinden sich sechs Briefe von seiner Hand aus den Jahren 1798—1812.

[24]) Wahrscheinlich der Abbé Mazzola, den Lamberg in seinen Briefen mehrfach erwähnt.

[25]) „Bei den Traiteurs speist man für einen gesetzten Preis, jedoch nicht zu einer bestimmten Stunde und an einer gemeinschaftlichen Tafel, sondern zu einer selbstgewählten Zeit, zwischen 12 und 4 Uhr, und allein oder in selbstgewählter Gesellschaft." Vergl. Joh. Pezzls Beschreibung von Wien, 7. Aufl., Wien 1826, 8°, S. 243.

[26]) Über Kraus, den er auch Krause schreibt, hat sich Böttiger zum 11. August notiert: „Sein Schwiegervater Fischer ist Sekretär beim Herzog Albert. Er war Hofmeister beim Fürsten Lignowski. Sein Institut hat jetzt 29 Zöglinge von 8—16 Jahren, wozu er drei Gehilfen und einen Maitre hat. Sein eifrigster Wunsch, auswärtige Zöglinge zu bekommen, ist noch nicht erhört worden. Anziehende Lage seines Gartenhauses zu Anfang der Josefstadt n. 49. Unbestimmbares seiner Pension bei dem jetzigen Schwanken des Papiergeldes. Unbeschreibliche Traurigkeit nach der Schlacht bei Wagram."

[27]) Vielleicht ein Sohn des mit Hartmann bekannten Görlitzer Senators und Schöffen Chr. Aug. Stölzer. Vergl. J. G. Otto, Lexikon der Oberlausitzer Schriftsteller, Görlitz 1803, III., 337, und Supplement 1821, S. 425.

[28]) Franziska Freiin von Arnstein, die wegen ihrer Schönheit und Anmut berühmte Gattin des Freiherrn Nathan Adam von Arnstein, den Böttiger fälschlich stets Arnstein e r nennt.

[29]) Franz Neumann, Direktor des Münz- und Antikenkabinetts in Wien (1744—1816).

[30]) Siegmund August Wolfgang Freiherr von Herder, der spätere königl. sächsische Oberberghauptmann, damals zum Besuch in Wien.

[31]) Jakob Glatz, berühmter Pädagog und Jugendschriftsteller, zweiter Prediger und Konsistorialrat der evangelischen Gemeinde in Wien († 1831).

[32]) Moritz Reichsgraf von Fries, bekannter Kunstfreund und Sammler, Chef des Hauses Fries & Comp. (1777—1825).

[33]) Über Baron von Arnstein bemerkt Böttiger a. a. O.: B. v. A. zieht sich immer mehr vom Geschäfte zurück, hat aber doch noch 2 Millionen im Vermögen und nur die Pereira zur Erbin. Es ist

bequem in seiner Sommerresidenz in 6 Häusern an der Mariahilfer Linie auf dem Wege nach Schönbrunn. Ich fand ihn mehremale in Hemdermel am Spieltisch. Frau von Arnsteiner wird alt und mit den Jahren heftig und bissig. Sie ist sehr bitter auf die große Nation und ihren Autocrator. Die alte Gastfreundschaft leidet große Einschränkung. Die Hofräthin Herz aus Berlin wohnt bei ihr. Eine englische Miß als Gesellschafterin. Sie führt uns selbst in ihren Kuhstall und Taubenhof. So oft ich Abends komme, sitzt sie am Spieltische. Sonnenfels und seine Frau und der alte Baron von Spielmann. (Gemeint ist der bekannte Staatsmann Anton Baron von Spielmann, der damals schon im Ruhestand lebte. † 1813.)

[34]) Karl Borromeus Graf von Harrach, Arzt (1761—1829), hatte Böttiger schon auf seiner Reise nach Deutschland in Dresden kennen gelernt. Eine Charakteristik Harrachs gab Böttiger in der „Zeitung für die elegante Welt" 1812, Nr. 68.

[35]) Josef Freiherr von Hammer-Purgstall (1774—1856), der berühmte Orientalist.

[36]) Gemeint ist Prosper Fürst Sinzendorf (1751—1822).

[37]) „Ritter von Gentz findet zum erstenmal, daß man auch in Wien den Sommer angenehm zubringen könne. Hat eine böse Kritik zu Reyers Buch über den sächsischen Handel (Karl Reyer, Ansichten der neuesten französischen und sächsischen Handelsverhältnisse. Dresden 1811) gemacht. Wir finden uns bei Humbold und Fries. Er arbeitet an einem Werk über das englische und österreichische Papiergeld. Das Bewußtsein des Sieges ist bei der englischen Marine ebenso groß als bei Napoleons Landarmee, folglich ist sie auch ebenso unüberwindlich. Note zu Luden . . ."

[38]) Gemeint ist die mexikanische Bilderschrift der Wiener Hofbibliothek. Vergl. Ignaz Fr. von Mosel, Geschichte der kaiserl. königl. Hofbibliothek zu Wien, Wien 1835, 8°, S. 306.

[39]) Vergl. über diese Rettung Wurzbach VII, 270.

[40]) Louis Matthieu Langlès, französischer Orientalist und Konservator an der Pariser Nationalbibliothek.

[41]) Böttiger hat die zwei handschriftlichen Kräuterbücher des Pedanius Dioscoridez über Arzneikunde im Auge. Vergl. von Mose a. a. O. S. 320 ff.

[42]) Der Brief des Prinzen Eugen, der in der Hofbibliothek aufbewahrt wird, ist an den kaiserlichen Antiquar Heräus gerichtet. S. von Mosel S. 306.

[43]) Soll heißen: „Senatus consultum de Bacchanalibus coërcendis", das älteste Schriftdenkmal der Hofbibliothek, eine Tafel aus Erz. S. von Mosel S. 305.

[44]) Adam von Bartsch, der Verfasser des bekannten „Peintre-Graveur".

45) Posse in drei Aufzügen von Kringsteiner und J. A. Gleich.

46) Der mit Bleistift in Klammern hinzugefügte Name Schuster ist richtig. Der berühmte Komiker Ignaz Schuster spielte den Herrn von Springerl im „Fleischhauer aus Ödenburg“.

47) Vergl. Harncarville, Antiquités étrusques, grecques et romanes. Paris 1787, 4°, S. 75 2c.

48) Lorenz Haschka, Dichter der österreichischen Volkshymne: „Gott erhalte Franz den Kaiser“ (1749—1827).

49) Eine mir nicht zugängliche Zeitschrift: „Eudämonia“ erschien in Frankfurt 1795—1798.

50) Aus Griesingers Briefen an Böttiger geht hervor, daß Rudolf Zacharias Becker, fürstlich schwarzburg-sondershausenscher Hofrat (1759 bis 1822) gemeint ist.

51) Christian Georg Hornbostel, Seidenfabrikant (1778—1841).

52) Georg Friedrich Treitschke, der Verfasser des Textes von Beethovens „Fidelio“ (1776—1842).

53) Karl Franz Grüner, eigentlich Akács, seit 1807 am Theater an der Wien, bekannt aus Goethes „Regeln für Schauspieler“.

54) Historisches Drama von Kotzebue, damals häufig im Burgtheater gegeben.

55) Johanna von Weißenturm, geb. Grünberg, von 1789—1842 Tragödin an der Burg.

56) Friedrich Julius Wilhelm Ziegler spielte von 1783—1822 Helden, Liebhaber und Tyrannen an der Burg.

57) Josef Friedrich Freiherr von Retzer, Schriftsteller (1754—1824). Über ihn hat sich Böttiger notiert: „hängt sein Bild über Voltaire. Läßt sich dedizieren.“

58) Gemahlin des sächsischen Kabinettsministers Detlev von Einsiedel, dessen Ankunft in Wien Griesinger an Böttiger am 24. Juli 1811 meldet.

59) Der eingeklammerte Zusatz rührt von Böttigers Sohn her. Über diesen Meyer, der vermutlich mit Fr. Wilhelm Mayer, den Verfasser des Romans: „Dya-Na-Sore, der Wanderer“, 5 Teile, Leipzig 1800, identisch ist, bemerkt Böttiger: „Hauptmann von Meyer (vulgo der di-ana-sore Meyer. Sind Sie recht elend?). Machte Reisen durch die Levante, um die Schlachtfelder der Alten an Ort und Stelle zu sehen, zeichnet die Tempel von Selinunt und Girgenti, wovon er mir mehrere Zeichnungen wies, an Ort und Stelle, ist einer der größten Fußgänger, legt den Garten des Fürsten Paar an, Hausfreund bei Fries, Bibliothekar beim Fürsten Kinski, wo ich das Werk über Aegypten sah. Meyer will einen Auszug daraus liefern, wovon er mir den geschriebenen Prospect giebt.“

60) 1783 vollendet, das erste größere Werk Canovas in Rom.

[61]) „Museum Worsleyanum, or a collection of antique basso-relievos, bustos, statues and gems." London 1824. Fol.

[62]) Einen Hymen aus karrarischem Marmor erwähnt Wurzbach LIX, 205.

[63]) Johann Melchior Edler v. Birkenstock, Schulmann (1783—1809).

[64]) Oper von Isouard. Siehe J. F. Castelli, Memoiren meines Lebens. Wien u. Prag 1861, I, 244.

[65]) Ferdinand Ochsenheimer, Schauspieler, Theaterdichter und Entomolog in Wien (1767—1822).

[66]) Josefa Demmer. Vergl. Castelli a. a. O. S. 242 und 244.

[67]) Anton Hasenhut, genannt Thaddädl, beliebter Wiener Komiker (1766—1841). Vergl. Castelli S. 252.

[68]) Johann Michael Armbruster, Jugend- und Volksschriftsteller (1761—1814), bei der Zensur beschäftigt.

[69]) Josef Barth, Anatom und Kunstkenner (1745—1818). Über ihn Böttiger im Stuttgarter Morgenblatt 1815, Nr. 83, 84.

[70]) Ilioneus. Über das Schicksal dieses an den Kronprinzen Ludwig von Bayern verkauften Torsos s. Frankfurter Konversationsblatt 1855, Nr. 126 und 127. Er stand bei Barth auf einem Gestell, das zum Umdrehen gemacht war.

[71]) Josef Schreyvogel, wie er sich selbst schrieb, war damals Leiter eines Kunst- und Industriecomptoirs, das in demselben Hause, wo Arnstein sein Comptoir hatte, untergebracht war. Im übrigen hat sich Böttiger über Schreyvogel folgendes notiert: „Schreyvogel associirt sich mit Riedl, der selbst gut Landkarten zeichnet und das Landkartenfach übernimmt, denkt aber künftig auch andere Kaufmannsgeschäfte zu machen. Ihn ekelt es vor allem Verkehr mit Buchhändlern. Selbst Perthes in Hamburg wird schlecht und honorirt seine Anweisungen nicht. Er hat den Wiener Künstlern seit zehn Jahren an 200.000 fl. zu verdienen gegeben. Niemand thut in Wien etwas für ihn. Artaria schwänzelt und gewinnt durch List und Bouffonerie alle Kunden, Fries, den Herzog Albert u. s. w. Plan zu einer Gallerie der vorzüglichsten Gemälde in Wien in Kupferstichen. Kininger wohnt bei Schreyvogel im Hause, ist aber entsetzlich eigensinnig und verwirft mehrmals seine Arbeiten auf Schreyvogels Kosten. Jetzt sticht er Herkules und Alceste nach Angelika Kaufmann. Kiningers Stärke ist, daß er selbst sehr gut zeichnet und erfindet. Im untern Stock seines Wohnhauses zum rothen Thurmthor zu, ist die Kupfer- und Notendruckerei. Senn [Kupferdrucker], der bisher bei ihm wohnte, verließ ihn und zog mit seiner Frau, der Wirthstochter aus Dessau, nach Dessau (oder Leipzig, uxorius). Er ist Hausfreund der Frau Eskeles (s. unten) und bei ihr entstand auch sein Sonntagsblatt, woran Wieland und Lindner (jetzt in Weimar bei Bertuch) fleißig halfen. Sie ist die Dame, an die alles ge-

richtet wird in diesem Blatte. Damals war wöchentlich ein literarischer Club bei Schreyvogel. Damals kaufte er auch die Camesinaische Handlung, um Buchhandel dabei treiben zu können. Diese hat er diesen Sommer wieder verkauft. Seit 16 Jahren lebt er mit der Frau von Rottmann, einer liebenswürdigen, gebildeten Wienerin, die von ihrem Mann sich trennte, aber nicht geschieden werden kann. Ihre Kinder sind die seinigen. Den Sommer bewohnen sie ein Landhaus in Gersthof, welches auch an Geymüllers Besitzungen stößt. Geymüller ist der Freund Schreyvogels und läßt ihn nie sinken. Ich brachte den 2ten Sonntag sehr angenehm mit Schreyvogel, der Rottmann, Riedl, Kininger, Wieland, der Mechetti und ihrem Mann in Dornbach zu, ein wahres Phäatenmal im Gasthof, wo an 300 Menschen, die Männer meist in Hemdermeln, speisten, und speisten wir mit Schreyvogel einmal bei der Eskeles in Hitzing."

72) Vinzenz Georg Kininger, Kupferstecher (1767—1851), wurde von Schreyvogel mit der Ausführung verschiedener großer Blätter beauftragt.

73) Peter Mechetti, damals Kunsthändler, war der Schwiegersohn der ebengenannten Rothmann, nicht Rottmann.

74) Soll heißen Lacys. Gemeint ist natürlich der Feldmarschall Franz Moritz Graf von Lacy, der Freund und Lehrer Kaiser Josefs II.

75) 1808 bis 1820 Fürstbischof von Wien.

76) Thomas Dolliner, Rechtslehrer in Wien (1760—1839).

77) Franz Alois Edler von Zeiller oder Zeiler (1751—1828), einer der hervorragendsten österreichischen Juristen.

78) Komische Oper in einem Akt.

79) Über Bruchmann, den Wurzbach nicht erwähnt, hat sich Böttiger folgende Notiz gemacht: „Bruchmann auf der Singerstraße hat die Geschäfte der großen Natorpischen Handlung an sich gebracht und ist der erste Droguerie- und Colonialwarenhändler in Wien, der wenigstens 500.000 fl. in Silber im Vermögen hat. Sieht etwas finster und zurückschreckend aus, ist aber äußerst gefällig . . . Seine runde, freundliche Frau ein wahres Bild einer Wienerin."

80) An derselben Stelle heißt es über Josef Hartl, Edlen von Luchsenstein (1760—1822): „Regierungsrath von Hartl hat die Aufsicht über mehrere Wohlthätigkeitsanstalten und das Wiener Zucht- und Arbeitshaus, dirigirt die Geschäfte des Fürsten von Schwarzenberg, dessen unbeschränktes Zutrauen er genießt, überläßt die chemische Druckerei, die er von einem Lehrling des Münchner Unternehmers lernt, zum Notendruck einem andern, kauft ein Gut in Steiermark, stiftet einen Pensionsfond für die Schauspieler, hat oft Unterredungen mit dem Kaiser, ist ohne Familie und Frau, bloß zwei Nichten, die die weiblichen Honeurs des Hauses machen. Als wir bei ihm speisten, war Ochsenheim, Schwarz und Treitschke mit zu Tische."

[81]) Josef Schmid war Zögling und später Lehrer an Pestalozzis Institut zu Iferten.

[82]) Josef Abel, Historienmaler, † 1818.

[83]) Soll heißen Löserdarre, eine Krankheit der Rinder (Rinderpest).

[84]) Im Jahre 1811 erschien bei Cotta in Tübingen die Sammlung der hinterlassenen Schriften des Prinzen Eugen.

[85]) Gemeint ist der berühmte Numismatiker Johann Josef Hilarius Eckhel († 1798) und

[86]) Johann Christian Engel, der Geschichtschreiber Ungarns († 1814).

[87]) Johann Wilhelm Klein (1765—1848) war der Begründer der Erziehungs- und Versorgungsanstalt für Blinde in Wien.

[88]) Georg Prochaska (1749—1820), hervorragender Anatom und Patholog.

[89]) Palatin von Ungarn und Inhaber des Palatinal-Husarenregiments war der Erzherzog Josef.

[90]) Vermutlich in der Predigt, die Böttiger angehört hatte.

[91]) Christian Gottlieb Schick, Stuttgarter Maler (1776—1812).

[92]) August Hermann Niemeyer, Theolog und Kanzler der Universität Halle († 1828).

[93]) Johann Peter Frank, Arzt († 1821).

[94]) Gemeint ist Ludwig von Schnorr.

[95]) Karl Wilhelm Hilchenbach (1749—1816).

[96]) Soll heißen: Brevilier. Diese Dame war einst Schülerin Böttigers und hatte damals ein Pensionat in Wien, wie aus Griesingers Briefen an Böttiger hervorgeht.

[97]) Vermutlich der bayrische Gesandte Alois Franz Graf von Rechberg-Rothenlöwen.

[98]) Vielleicht ist Anton Ferdinand Drexler (1774—1822) gemeint, der im Jahre 1812 „Versuche in einigen Dichtungsarten" auf eigene Kosten erscheinen ließ.

[99]) Über den am 11. November 1812 im Alter von 56 Jahren in Wien gestorbenen kaiserlich russischen Staatsrat Johann Baptist von Mallia, den Wurzbach nicht erwähnt, macht Griesinger am 25. November 1812 Böttiger folgende Mitteilung: „Mallia war in Maltha geboren, und machte auch dort als Ritter des Ordens seine Caravanen, oder unblutigen Kreuzzüge zur See gegen die Ungläubigen. Er trat in Russische Dienste, wo er sich im Kriege gegen die Türken auszeichnete, der Belagerung von Oczakow beiwohnte und einer der Ersten bei der Eroberung von Ismail die Brücke erstieg; dafür erhielt er auch den Georgs-Orden. (Qual coglione sono stato io! pflegte er öfters zu sagen, wenn die Rede von seiner militärischen Laufbahn war; zu deutsch: ich war dort ein großer Thor mich so Preis zu geben!) Er machte sich bei Potemkin durch

seine Gewandtheit beliebt und wurde zu vielen schwierigen Aufträgen von ihm gebraucht. Seit ungefähr 20 Jahren war Mallia bei der Russischen Gesandtschaft in Wien angestellt, von wo er nur 1802 und 1803 eine Reise nach Frankreich und England machte. Er war ein jovialer, guter, anspruchsloser Gesellschafter (etwas bonvivant und ein großer Liebhaber des schönen Geschlechts), freigebig gegen Bedürftige, zuverlässig in seinen Zusagen, discret mit dem, was ihm anvertraut wurde, ein sicherer Freund seiner Freunde und keines Menschen Feind. Er, der fast alle Hauptstädte durchreist hatte, behauptete, nirgends die Annehmlichkeiten gefunden zu haben, welche Wien gewährt, und er war fest entschlossen, diesen Aufenthalt nie wieder zu verändern. Er sammelte an seinen geschnittenen Steinen seit ungefähr 12 bis 15 Jahren, begünstigt durch die Epoche, wo in Italien während der Kriege manche Cabinete verschleudert wurden und auswanderten. Die Sammlung der Nicolini und der Spinthrien ist vielleicht einzig: unter das wahrhaft Antike und Vorzügliche hat sich freilich auch manches Moderne und Mittelmäßige eingeschlichen. Mallia hatte nicht die eigentlichen gelehrten Vorkenntnisse, die ein Eingeweihter in der Kunst besitzen muß, aber durch viele Uebung und manche theure Lectionen hatte er seinen Blick geschärft und einen richtigen Tact erworben. Den Geldwerth seiner Sammlung zu bestimmen, ist sehr schwierig, weil hier auf Liebhaberei vieles ankommt, aber vermuthlich hat er 30 bis 40 tausend Dukaten darauf verwendet. Er besaß auch einige Bronzen, besonders einen Triton, der durch das schöne Ebenmaß seiner Glieder hier allgemeine Bewunderung erregte von dem Graf Metternich einen Abguß in Gips für die hiesige Kunst-Akademie besorgen ließ. — Mallia war seit ungefähr sechs Monaten vor seinem Tode mit der Verfassung eines Catalogs seiner Steine beschäftigt, er wollte ein Choix de pierres gravées du cabinet du Chev. Mallia herausgeben und sich den Beistand des Herrn Hofr. Böttiger in Dresden erbitten, um den Text dazu zu verfassen. Drei seiner vorzüglichsten Steine sind von Mansfeld in Kupfer gestochen worden. (Wie Mallia zu seinem Vermögen kam, ist noch ein Problem; er hatte beträchtliche Gewehrlieferungen für den Russischen Hof zu besorgen, die ihm viel eingetragen haben mögen. Einige wollen auch vermuthen, es seien Englische Guineen für verschiedene Dienste in seinen Beutel geflossen.) Mallia hatte keine nahe Anverwandte, und jeder Kunstliebhaber wird sich freuen, daß die Sammlung nach seinem Tode nicht zersplittert wurde, und nun als Eigenthum eines großen Souverains ferner beisammen bleibt."

[100]) Spintriata sind obszöne Darstellungen.

[101]) Gemeint ist das Dorf Holitsch in Mähren, wo sich eine große Merinoschäferei befand.

[102]) Über den Grafen Karl von Zinzendorf (1739—1813) hat Böttiger sich angemerkt: „Graf von Zinzendorf, Großcomthur des deutschen

Ordens, wohnt im deutschen Ordenshause in der Annengasse. Ich speiste bei ihm mit Graf Harrach. Er führt mich in seine Bibliothek. 20 Quartbände Handschriften von seinem Bruder, dem Kriegsminister in Sachsen. Sein Reisejournal durch alle europäischen Reiche. Große Unterhandlungen mit Joseph II. wegen Katastrirung der Ländereien. Ansichten von Triest hängen in seinem Zimmer. Er war sechs Jahre Gouverneur von Triest. Familienporträts im kleinen Kabinet vornheraus. Etwas pedantisch und daher unbrauchbar zu einem Staatsminister. Man macht sich zuweilen über ihn lustig. Baron Ulrich, Ordenssekretär."

[103]) Vermutlich Franz Ignaz von Streber, Vorstand des Münzkabinetts in München.

[104]) Gemeint ist Siegmund Anton Steiner (1773—1838). Im Jahre 1803 kaufte er die von Sennefelder gegründete chemische Druckerei.

[105]) Über Wilhelmine v. Eskeles, die Gemahlin des Bankiers Eskeles, schreibt Böttiger: „Frau von Eskeles, die jüngere Schwester des Arnsteiner, die geistreichste und interessanteste Frau, die ich in Wien kennen lernte. Baron Eskeles, wahre Stütze des Gesammthauses Arnsteiner und Eskeles, trennt sich. Er ist ein unermüdeter und bewunderungswürdiger Arbeiter und hat große, liberale Ideen, leidet aber sehr an periodischer Migräne. Als ich bei Frau von Eskeles in ihrem lieblichen Sitz in Hitzing zu Mittag speiste, war er krank in der Stadt. Frau von Eskeles fällte die richtigsten Urtheile über Göthe, Wieland, Schiller. Mit ihr allein konnte ich ein Gespräch über Literatur fortsetzen. Hausfreund ist ein alter irländischer Oberster, ein trefflicher Mann von Kraft und Biedersinn. Sie hält viel auf Gall, der ihr Leibarzt war. Gall verspricht ihr Hundchen auszustopfen und zeigt dessen Schädel als Beispiel des Kunstsinns vor. Daniel, Mariane ihre zwei liebenswürdigen Kinder. In den vielen Zimmern nur zwei Bilder, das Portrait ihres Vaters, des alten Itzig, und ihrer Mutter."

[106]) „Frau von Pereira, vormals Henriette Arnsteiner. Pereira, ihr Mann, ist zu bequem, um eigentliche Geschäfte zu machen, zu geizig, um ein Haus zu machen, ein unleidlicher Geldzähler, faßt und versteht seine Frau nicht . . . Reichard nennt sie in seinen Briefen die prächtige Frau. Sie wohnt in Hitzing. Ihr Stolz sind ihre zwei Kinder. Sie buhlt mit der neuen Philosophie."

[107]) Josef Vinzenz Degen, Ritter von Elsenau (1763—1827).

[108]) Lorenz Stark oder die deutsche Familie, Schauspiel in fünf Akten von F. L. Schmidt.

[109]) Karl Schwarz gab 1814—1828 zweite Väter an der Burg, scheint aber doch schon früher dort aufgetreten zu sein. Vergl. über ihn Castelli a. a. O. II, 182—185.

110) „Fürst Prosper von Sinzendorf will Hammer entschädigen, damit er bleibe und nicht nach England gehe. Sein Jesus, seine merkwürdigen Apostel. Beschauung seines Pallastes in der Stadt, große Schätze in großer Unordnung. Antike Büste. Zwei Marmorgenien an seinem Bett."

111) Nämlich Fries.

112) Anna Feodorowna Krüger, Pflegetochter des k. k. Hofschauspielers Karl Krüger, seit 1809 an der Burg, starb schon 1814.

113) Johann Daniel Ribini (1760—1820), Schriftsteller.

114) Gemeint ist der Schriftsteller und Hortolog Johann Baptist Rupprecht (1776—1846).

115) Franz Satori, Schriftsteller und Bücherrevisor (1782—1832).

116) Vermutlich Johann Martin Fischer, Bildhauer (1740—1820).

117) Graf Otto von Moslowar, französischer Gesandter in Wien.

118) Drama in drei Akten von Kotzebue.

119) Der berühmte Hofschauspieler Maximilian Korn.

120) Es ist der mit Böttiger befreundete sächsische Oberkonsistorialpräsident Heinrich Viktor August Freiherr von Ferber gemeint. Vergl. Griesingers Briefe.

121) Johann Karl Liebich, Schauspieler (1773—1822?) und

122) Karl Schaumburg, Wiener Buchhändler.

123) Jakob Levi Bartholdy (1779—1825), seit vier Jahren in Wien.

124) Johann Karl Unger, Schriftsteller, Korrespondent Böttigers

125) Über Scheitlin hat sich Böttiger angemerkt: „Scheitlin, Bankier aus Nürnberg, wo er noch einen Bruder hat und wohin er vielleicht selbst einmal zurückkehrt, einer der edelsten und zuverlässigsten Männer in Wien. Er und Schmitner und noch ein dritter Kaufmann, dessen Name mir entfallen ist, werden in Wien immer das Comité de Sureté genannt, weil man sich ganz auf sie verlassen kann. Er wagt weniger ... (?) Speculationen. Wie Schade, daß wir erst am Ende unseres Aufenthaltes mit ihm bekannt wurden." Er wohnte Hohe Beckerstraße Nr. 800. „Der aus Nürnberg anwesende Bankier Merkel bringt uns zu ihm."

126) Peter Joris, Direktionsadjunkt in der k. k. Porzellan- und Spiegelfabrik.

127) Die gräflich Apponyische Bibliothek, die der Leitung Karl A. von Grubers unterstand, befand sich auf der Hohen Brücke Nr. 143.

128) Hammer gab in Wien 1823 heraus: „Memnons Dreiklang", eine Sammlung von drei indischen Dramen, welche Böttiger im „Wegweiser im Gebiete der Künste und Wissenschaften" vom 29. März 1823 lobend anzeigte.

129) Josef Freiherr von Penkler verkaufte nach Wurzbach im Jänner 1813 eine Mumie an das kaiserl. Münz- und Antikenkabinett.

Zum hundertsten Geburtstage Moritz von Schwinds

(21. Jänner 1904).

Briefe des Malers an Frau Therese und Fräulein Marianne von Frech.

Mitgeteilt von

Alois Trost.

Es ist eine Festgabe von ganz besonderem Reiz, die wir hiemit unseren Lesern zur Feier von Schwinds hundertstem Geburtstage darbringen. Mit all den Briefen des großen Malers (es sind ihrer über zweihundert), die bisher veröffentlicht wurden, haben die hier folgenden den literarischen und biographischen Wert gemein, in einem aber unterscheiden sie sich von ihnen: sie sind an Damen gerichtet. Von einem anderen geistreichen Briefschreiber ist mit Recht gesagt worden, daß er „jedem seiner Korrespondenten eine andere scharf geschliffene Facette eines Brillanten zukehrte". Und wenn auch Schwind keine so komplizierte Natur war wie Alexander von Villers und ihm jedwede Art von Pose im Schreiben wie im Leben immer ganz fern gelegen ist, so wirkt doch — bewußt oder unbewußt — die Persönlichkeit des Adressaten unverkennbar ein auf Stil und Inhalt auch seiner Briefe. Die vorliegende Korrespondenz ist in ihrer Eigenart um so wertvoller, als Schwinds Briefe an Josefine von Wertheimstein leider verloren gegangen zu sein scheinen.

* * *

Die überwiegende Mehrzahl der vorliegenden Briefe ist dem Herausgeber dieses Jahrbuches von Fräulein Marianne

von Frech zur Veröffentlichung an dieser Stelle übergeben worden. Die wenigen anderen, durch die die Korrespondenz ergänzt werden konnte, werden der Güte der Herren Professor Richard Heuberger, Dr. Viktor von Miller zu Aichholz und Graf Anton Prokesch von Osten verdankt. Dieselben Herren hatten auch die Liebenswürdigkeit, bei Fräulein Marianne von Frech, die derzeit hochbetagt in Gmunden lebt, Erkundigungen über die Familie der Adressatinnen einzuziehen, auf Grund deren wir das Folgende zum Verständnis der Briefe mitteilen können.

Der Gatte der Frau Therese von Frech war aus Achern in Baden gebürtig und Offizier. Zur Zeit des Wiener Kongresses führte er eine Abordnung von Breisgauern nach Wien. Er blieb dann dauernd hier, soll eine Stellung im kaiserlichen Forstwesen bekleidet haben, starb aber bald. Seine Frau war die Tochter eines Herrn von Oelmeyer, kaiserlichen Forstmeisters in Purkersdorf. Von den beiden Töchtern war die eine mit einem englischen Offizier Banfield (Schwind schreibt den Namen gewöhnlich falsch Bemfield oder Bamfield) vermählt. Die andere Tochter, Marianne, war gleich ihrer Mutter sehr musikalisch und pflegte auch die Malerei, Jakob Alt war darin ihr Lehrer. Die kunstliebende Familie verkehrte viel mit dem Kreise, dem Schwind, Schubert, Bauernfeld, Lenau, die Spaun und andere angehörten. In Wien wohnte die Familie im Trienterhofe, des Sommers in einer Villa zu Dornbach. Später siedelte Frau von Frech mit ihrer unvermählten Tochter für immer nach Traunkirchen über. Schwind war ein Knabe von dreizehn Jahren, als ihn Fräulein von Frech auf einem Hausballe kennen lernte.

* * *

Eine Reihe Schwindscher Briefe ist bereits vor Jahren an dieser Stelle veröffentlicht worden.[1] Daß dies nun

[1] VI. Jahrgang (1896), 45 Briefe an Bauernfeld, herausgegeben von H. Holland.

hiemit zum zweitenmal geschieht, bedarf schon deshalb keiner weiteren Entschuldigung, weil das Jahrbuch den Namen Grillparzers an der Stirn trägt. Denn die beiden Männer verbindet nicht nur die engste Landsmannschaft und nicht minder so mancher verwandte geistige Zug — man denke nur an die den Beiden gemeinsame musikalische Begabung und fast übergroße Musikliebe, auch sei daran erinnert, wie viel „Romantisches" in Grillparzers Dramen, auch in denen antiken Stoffes, enthalten ist — auch persönlich sind sich Maler und Dichter nahe gestanden.

Grillparzer und Schwind sollen sich nach einer Angabe, die vielleicht auf gute Tradition zurückgeht, im Hause Fröhlich kennen gelernt haben.[1] Die erste sichere Nachricht steht bezeichnender Weise in Verbindung mit der ersten bedeutenden Arbeit Schwinds, dem „Hochzeitszug des Figaro". In einem Briefe des Malers an Franz Schubert vom 25. Juli 1825 heißt es: „Ich weiß nicht, ob ich Dir geschrieben habe, daß ich bei Grillparzer war. Er zeigte viele Freude über meine „„Hochzeit"" und versicherte mich, in zehn Jahren werde er sich noch jeder Figur erinnern. Da wir in Ermangelung eines Weimar'schen Herzogs, der zu schützen und zu zahlen vermag, nichts begehren können, als das geistige Urtheil bedeutender Männer, so kannst Du Dir denken, wie vergnügt ich nach Hause ging. Uebrigens bezeugte er sich sehr freundlich und gesprächig, großentheils über die mangelhafte und erkünstelte Richtung gewisser Künstler und Gelehrten die wir kennen. Daß er die „„Hochzeit des Figaro"" ganz so ansieht wie ich, war mir kein kleiner Triumph" usw.

Grillparzer erzählt in seiner Selbstbiographie, wie er auf seiner Reise nach Deutschland 1826 in München Cornelius kennen lernte. Im folgenden Jahre kommt Schwind ebendahin und führt sich bei dem damals allgewaltigen Meister mit einem Empfehlungsbrief Grillparzers ein. Der lange Brief

[1]) Fäulhammer S. 73.

an Schober vom 3. und 11. September 1827 berichtet ausführlich über diese erste Begegnung und über ein Abendessen bei Cornelius, wo wieder viel von Grillparzer die Rede war.[1])

Das nächste Hauptwerk Schwinds, bei dem sich Beziehungen zu Grillparzer nachweisen lassen, ist Ritter Kurts Brautfahrt. Freunde und Bekannte hatten ihm geraten, von der Komposition als etwas allzu Phantastischem und Unmöglichem abzulassen. „Hin- und hergetrieben zwischen diesem entmutigenden Ausspruch und dem dunkeln aber sicheren Bewußtsein, es doch zu können, gehe ich zu Grillparzer und setze ihm meine Gemütsverfassung auseinander. Als ich fertig war, erwiderte Grillparzer: „„Wer wird denn auch das Mögliche machen wollen."" Dies Wort fiel wie ein zündender Blitz in meine Seele, ich beschloß die Arbeit dennoch zu unternehmen und gieng frohen Mutes von dannen. Und als der Ritter Kurt vollendet war, da staunte alle Welt." [2]) Es sieht daher fast aus wie ein Zeichen der Dankbarkeit, wenn auf diesem Bilde unter den Bildnissen der Freunde des Malers auch das Grillparzers erscheint.[3])

In ganz ähnlicher Weise wie beim Ritter Kurt wirkte Grillparzer ermunternd auf Schwind bei seinem letzten vollendeten Hauptwerk, der Melusine. Ein Brief an Mörike, vom 26. Dezember 1867, erzählt dies so reizend, daß wohl die ganze Stelle hieher gesetzt werden darf. „Ich habe mich dummer Weise wieder in eine große Arbeit eingelassen — wie Grillparzer sagt — so lange Sachen, worunter er Trauerspiele versteht. Ich habe den alten Herrn — 76 Jahre — in Wien besucht, und mit ihm von dieser Arbeit, der Geschichte der Melusine, gesprochen mit der Bemerkung, daß

---

[1]) Holland S. 31 und 39.

[2]) Haack S. 55 ff. (wohl nach Mitteilung von Schwinds Schüler Julius Naue) und Führich S. 29.

[3]) Ebenso erscheint die Figur des Dichters auf der „Symphonie", der großen Zeichnung „Aus dem Leben Franz Lachners" und auf dem „Schubert-Abend".

das Wunderbare dermalen außer Credit sei. Sagt er darauf: Ich habe ein Gespräch in vier Versen gemacht, das heißt:

Laßt mir doch das Wunderbare!
Gar mancher hat's vor mir geehrt.
Allein das Menschliche — das ist das Wahre;
Das Wahre — aber kaum der Mühe wert.

Nicht übel. Das ist Schade, daß Sie den Mann nicht kennen . ." [1])

Als Zeugnisse der Wertschätzung Schwinds für den Dichter seien auch zwei Stellen aus einem Briefe an Bauernfeld angeführt (München, 5. März 1832): „Hat denn Schober gar nichts veranlaßt, was auf Grillparzers Werke Bezug hat. Du mußt wissen, daß ich mich Goethes, Shakespeares und Kleists erfreue, nun möchte ich auch das noch haben" und „Ist denn das Stück von Grillparzer nicht gedruckt? Empfiel[t?] mich ihm doch ja besonders, ich denke immer daran, ihm irgend ein Vergnügen zu machen, aber es kommt nie dazu." [2])

Die letzten Worte berühren eigentümlich, wenn man erfährt, daß die Arbeit, über der den Maler der Tod überraschte, eine Reihe von Illustrationen zu Grillparzers Dramen war. Zur Entstehungsgeschichte dieser Zeichnungen, die im Auftrage von Wiener Damen als Geschenk zum 80. Geburtstage des Dichters ausgeführt werden sollten, möge man die interessanten Briefe Bauernfelds an die Baronin Sophie

---

[1]) Bei dieser Gelegenheit sei als wenig bekannt erwähnt, daß Schwind um dieselbe Zeit, am 23. Mai 1867, den rheinischen Poeten Wolfgang Müller von Königswinter zu Grillparzer führte. Vgl. W. Müller von Königswinter, Zur Erinnerung an Moritz von Schwind (Rodenbergs Salon, VIII. Bd. [1871, II]). Müller hatte den ihm von früher her bekannten Maler bei der Arbeit in der Loggia des Opernhauses aufgesucht. „Als wir schieden, brachte er mich zu Grillparzer, dessen persönliche Bekanntschaft ich ihm verdanke. Alle andern hatten mir abgerathen, er machte mir Muth den Nestor der österreichischen Poeten zu sehen, der ihn nun doch überlebt hat."

[2]) Gern zitiert er auch in anderen Briefen Grillparzers symbolisches Gedicht „Bitte" und wendet seinen Sinn auf sich an: „Hätt' ich doch auch mit Schrot geladen."

Todesco nachlesen, die von dem Herausgeber des vorliegenden Jahrbuches an derselben Stelle (1900) veröffentlicht worden sind. Schwind spricht in dem letzten Brief an Bernhard Schädel, der wenige Wochen vor seinem Tode geschrieben ist, von 26 Blättern. Einige dieser Skizzen sind seit kurzem im Schwind-Zimmer des Wiener Städtischen Museums ausgestellt, andere besitzt die Berliner National-Galerie.[1]

I.

München 15. Febr. 841.

Liebe Fräulein Mimi!

Es müßen einmal zwei von den Damen des Trienterhofs in die traurige Lage versetzt werden, die dritte um einen Brief, von dem unterthänigst gefertigten zu beneiden, ich kann nicht helfen, und so habe ich nach langer schmerzlicher Wahl beschloßen, Ihnen als der in Leiden am wenigst geübten, diesen Jammer zu ersparen. Dient zur Nachricht, daß nachdem ich an meinem Namenstag in Carlsruh eingezogen, mit einem kleinen Fräuln Frech, die aber von Verwandten in Wien nichts weiß, getanzt, mich in die Großherzogin verliebt, und zwei Lunetten gemalt, ich erstens einen Abstecher nach Frankfurt gemacht und Mitte Dezember mein Hauptquartier nach München verlegt habe. Meine Wohnung ist so groß wie der ganze Trienterhof, ein Clavier habe ich, einen der es spielt, und eine Geige, außerdem mahle ich ein Serail von Tugenden, die im Ständehaus in Carlsruh die Wände verzieren oder verunstalten werden, jenachdem die Götter aufgelegt sind. Diese Feder wird an

[1]) Vgl. Lionel von Donop, Katalog der Handzeichnungen in der Königlichen National-Galerie. Berlin 1902. S. 515. — Daß auch bei dem Bilde „Hero und Leander" in der Schackschen Galerie Schwind „nach seiner eigenen Angabe mehr das Trauerspiel des ihm befreundeten Grillparzer als das Gedicht des Musäus vor Augen gehabt" habe, hat schon Graf Schack mitgeteilt. (Meine Gemäldesammlung, 5. Auflage, 1889, S. 76.)

Schlechtigkeit höchstens von meinem carnife übertroffen, es geht überhaupt gar nicht mehr so bequem und versorgt bei mir zu als da ich im Trienterhof war. Es geht mir nach allen Seiten hin so niederträchtig so verdrießlich, und was ärger ist als das so langweilig, daſs ich es nicht mehr aushalten kann So viel von mir. Von Wien weiß ich gar nichts, und es könnte jemand ein recht gutes Werk thun, wenn er mir so eine Art Index Aphorismen Notitzen und dergleichen zukommen ließe. Soll ich aufrichtig sein an wem ich erfahre daß man nicht achtet was man hat, und es schätzen lernt wenn es weg ist? Rathen Sie wenn es Ihnen der Mühe werth ist.

Frau v. Gutherz wird in weiß Gott was für Lagen sein, und auf das was ich ihr zu sagen hätte nicht sonderlich achten, bitte also mich zu protegiren und ihr bemerkbar zu machen daß ein Mann Gottes kommen wird welcher Gutjahr heißt, und unter einem von mir angegangen wird, den Ritter Curt bei ihr in Empfang zu nehmen, einzupacken, und nach München zu schicken, danke schönstens für gewährten Unterstand.

Wüßte ich, ob Sie sich entschließen können mir zu antworten so folgten jetzt eine Menge Fragen, um An oder Abwesenheit Apotheker Sachen [hier die Zeichnung einer Blume] Vater oder Mutterfreude etc.

Wissen Sie daß es um einen Tag gefehlt hat so hätten wir uns in München getroffen? Gehen Sie heuer in das Badner Land? Thun Sie es, es ist gar zu schön.

Wenn man gar zu lang außer Berührung ist, so weiß man sich nichts zu sagen, und so bin ich fertig, es sei denn daß Sie hören wollen was Sie ohnedem schon wißen, daß ich bei Ihnen all zu gute und lustige Stunden verlebt habe, als daß ich sie vergeßen könnte. Man kann nicht bald wieder so lang und heimlich plaudern als bei der Frau v. Frech, das ist ausgemacht, und sollte es mir je wieder so gut werden bei Ihnen zu sitzen, so sollen Sie sehen, daß ich wieder fort mache als sey ich nie weg gewesen.

Hiemit liebe Fräuln Mimi und verehrte Damen und auch Herr und Freund Gutherz empfehle ich mich bestens flehe daß mir jemand schreibt, und verbleibe bis auf beßere Zeiten

Ihr Freund und Diener

M. v. Schwind.

II.

Carlsruh 17. Dez. 1841.

Beste gnädige Frau! Hochzuverehrende Frl. Mimi!

Ihre beiden Briefe trafen mich ganz nah daran Ihnen zu schreiben, denn ich gieng schon acht Tage mit dem Gedanken um anzufragen, ob ich ganz vergessen sei oder nur halb. Nun ist sogar die Rede davon, daſs Nachrichten von mir, mit einigem Vergnügen aufgenommen werden. Eine Antwort auf Ihre Briefe würde ganz, wie die Antworts Adresse auf eine Trohnrede ausfallen, eine kurze wiederholende Zustimmung. Nur zwei Sachen möchte ich bemerken, erstens daſs man für Familien-Aehnlichkeit etwas kann, denn es steht jedem frei, von den Familienfehlern soweit frei zu machen, daſs sie nicht mehr auf der Oberfläche erscheinen. Ich kann nicht läugnen, daſs ich mir in der letzten Zeit manchen Vorwurf gemacht habe, ich hätte sollen ich weiß nicht was, anders sein oder thun, so wäre manches anders geworden. Aber da ist jetzt nichts mehr zu ändern. Das kleine Bübl muſs eben viel gut machen.

Dann zweitens glaub ich Ihnen gar gern, daſs des Schob. Unterhaltung Ihnen lieber war als manche die Sie jetzt aushalten müssen. Hätte nur dieser Heidenkerl irgend etwas gelernt, meinethalben denken, wenn er zum arbeiten nicht gemacht war, aber das rechtschaffen und von Grund aus. So angenehm das alles als Zugabe zum Thee ist, was er vorbringt, es tragt schon den Keim eines kläglichen Ausgangs in sich, denn es hat einen egoistischen Grund.

Schön reden kann auch ein Lebenszweck sein, aber es muß mit Ernst, mit und für einen Zweck getrieben sein, der mehr und höher ist als unsereiner. Nach der Wärme und den Hoffnungen unsrer ersten Zeit, die noch ganz anders war, als Sie es mehr gesehen haben kann ich mich noch sehnen, nach der Befangenheit, Grund- und Haltlosigkeit aber keineswegs.

Gar schad ist, daſs Sie im Sommer nicht herauskommen, das wäre ganz prächtig. Ich kann jetzt nicht reisen, denn ich habe über Hals und Kopf zu thun, und es heißt kochen, so lange man den Löffel in der Hand hat. Dazu kommt daſs Carlsruh für mich die interessanteste Stadt von der Welt geworden ist. Es giebt keine schönere Gegend, keine schöneren Straßen, keine schöneren Sterne als hier. Dieses neugebackene Loch enthält alles was ich brauche ob es darum mein wird ist aber noch eine Frage. Wirkungskreis und Frau, den will ich sehen der mehr verlangen kann, höchstens einen Haufen Kinder dazu. Mit dem Mädel ist alles gut, aber jetzt mit der Mutter los, der ich wahrscheinlich zu arm bin. Plagt sich einer sein Leben durch, um sich dann sagen zu lassen, er habe kein sicheres Auskommen oder eigentlich Einkommen. Das wird eine schöne Geschichte werden. Den Erfolg werde ich alsobald melden. Das ist eine Person, wie ich mir noch gar nichts vorgestellt habe, die lebendige Tugend, ein Ding das ich immer für etwas langweilig gehalten habe, aber wahrscheinlich nur weil es nicht für den Augenblick zu verbrauchen ist. Ich wüßte keine unsrer Freundinnen der sie zu vergleichen wäre, ohne jemand einen Vorwurf zu machen. Brächte ich sie einmal nach Wien, so kann es leicht sein, es wird heißen, was hat der Schwind für eine praktische Frau, um nicht zu sagen, „trockene“, wenn es nicht zuerst in die Augen fällt, daſs sie sehr schön ist. Was nutzt aber das, jetzt muſs ich der Mutter expliziren von was wir leben wollen und mit der Antwort des Leporello wird sie sich nicht begnügen. Da möchte einer seinen Schwager bei den

Ohren nehmen. Aber genug bis Sie diesen Brief lesen, hab ich schon einen Korb oder eine Braut.

Den ganzen Tag die Zeit abgerechnet, wo ich nachdenke was ich ihr das letztemal hätte alles sagen sollen, wiederhole ich für den Fall eines schlimmen Ausgangs die Verse von Mercutio:

Ein Mann der der Fortuna Schmeicheln
Und Stöß' mit gleichem Dank hinnimmt.

Den Einschluis bitte ich Bauernfeld zur Beförderung an die Adresse zuzustellen. Ich grüße ihn tausendmal. Ich möchte was das neue Stück betrifft gleich mit ihm tauschen. Beifall habe ich mit dem Ritter Curt übrigs genug aber es kauft ihn niemand. Wenn das nicht bald ein Ende nimmt so werf ich ihn ins Feuer.

Was soll ich von mir schreiben. Ich arbeite was nur Kreuz möglich ist, Aufträge, Spekulationen, inzwischen immer wieder Pläne von Bildern — die niemand brauchen kann, wie's schon in einem solchen Geschäft zugeht. Meine ganze Wohnung steht voll Brettern und Leinwand und Graffelwerk daß ich kaum mehr gehen kann, es ist in nichts keine Ordnung kein Behagen, das nützt aber alles nichts ich mal drauf geht's wie's kann. Der Fuchs ist auf dem Rücken gedruckt jetzt kann ich nicht reiten und zu Fuß sehe ich nicht ins Fenster hinein lauter Lumperei. Abends ennuyre ich mich mörderisch, was macht man mit einem „Schoppen Seewein", mein einziger Freund Sponek ist bis über die Ohren verliebt in eine Schönheit von Achern, da verlangen die Aeltern er soll Hauptmann sein. Die Leute wissen gar nicht was sie alles begehren sollen. Aber genug für heute leben Sie recht wohl und halten Sie mir den Daumen. Die Nettl laß ich recht schön grüßen, unser Herr Gott wird ihr auch noch helfen, und am End' wie lang dauerts —

Ihr

Schwind.

III.

Ohne Datum. [1841 ?]

Beste Fräulein Mimi!

Ich habe Ihren Brief fleißig durchsucht aber wenig von den angekündigten ernsthaften Gedanken gefunden, die ich hätte sollen ernst auffassen. Die [hier die Zeichnung einer Blume] ist eine [hier die Zeichnung einer Gans?] das macht viel aus. Schober? über die Person haben Sie das Kreuz gemacht, die Vorstellung mögen Sie lieben, wenn Sie eben nichts anderes zu thun haben. Wer kann dagegen was einwenden? Ich seh's an mir, wenn einer einmal ein Esel ist, so kann er's nicht haben, wo es ihm gut gienge sonst wäre er ja gescheidt. So unser Freund, der von Eitelkeit dumm geworden ist, ein anderer wirds von was anderm. Wenn Ihnen Ihr Schwager über's Leberl geloffen wäre, das wäre etwas fataler, aber so — 1000 Trähnen weil man nicht hat und Millionen wenn man hätte.

„Stricke Strümpfe für mich" was heißt jetzt das? Prahlerei auf die vielen Dutzend, die sich im Kasten aufhäufen?

[Hier eine Zeile ausgestrichen.]

Wird erst auf Verlangen geschrieben, oder heißtes für mich und nicht für meine Schwester, die mir ihn den einzigen hold lispelnden ihn? entführt hat, oder Strümpfe für mich denn da ich jetzt auf eigenen Füßen stehen will, zerreiße ich mehr, oder Strümpfe für mich die nicht mit andern Strümpfen ohne Zwickl nach Preußen reisen? In suma heißt es aber „ich bin boshaft genug, Sie noch damit zu necken, daß ich (Mimi) lieber mehr Strümpfe habe, als ich je in meinem Leben zerreißen kann, als daß ich einige an die arme Frau in der Singerstraße abgebe, deren 4 Kinder ein Gegenstand allgemeinen Trienter Interesses sein sollten, da sie in den Mantl des heiligen Martin gekleidet einherschreiten, ein Kleidungsstück, das als es neu war, die Ehre hatte von der Frl. M. anprobirt zu werden, späterhin gar mancher Zärt-

lichkeit einen Unterstand gewährt weiterhinaus auf Reisen, im Versatzamt als Bettdecke sich herumschlug, endlich allem Uebermuth adieu sagend sein ruhmvolles fast 16 jähriges Wirken auf eine heilsame Weise, in guten Werken und im Dienste der Armen zu beschließen berufen war. Aber Strümpfe für mich — gut mich gehts nichts an.

Fr. v. Vogl sag ich Ihnen ist eine so gute Frau und so heiter und liebenswürdig, dass ich um dieser allein willen schon sollte in Wien sein, obwohl ich mich wahrscheinlich wieder nicht würde sehen lassen. Solchen Charakteren gegenüber erinnert man sich d. h. ich mich an das was ich war, ein Prozess der mich immer sehr verstimmt macht über das was ich bin. Der Unterschied zwischen jung und alt ist allein schon genug, geschweige denn hoffnungsvoll und getäuscht, lustig und verstimmt, und noch einige ärgerliche Differenzen. Der M. B. braucht nichts ausgerichtet zu werden, es ist nur so über die Gasse. H. habe ich nach Ischl geschrieben!! aber keine Antwort bekommen. Von Ihnen hoffe ich etwas dergleichen.

Ihr ergebenster

M. Schwind.

IV.

15. Febr. 1842.

Liebe gnädige Frau!

Gestern vormittag habe ich mich verlobt, mit Louise Sax Majors Tochter von hier. Weniger konnte ich nicht thun auf die Nachricht dass Helene mit Th. Hornpostl Braut ist. Seit Weihnachten konnte ich aus der Mutter nichts rechtes herauskriegen, biß ich gestern drangieng und in ein Paar Minuten alles erobert hatte. Das gute Mädel fieng an zu weinen um ihren Vater und ihre Schwester, die beide in Zeit von 8 Monaten gestorben sind, sie hat sich aber wieder getröstet. Alle Bekannten halbbekannten und selbst Fremde gratulieren mir ich hätte das bravste Mädel auf weit und breit. Das

auffallende Unglück das sie zu bestehen hatte, machte auch ihr wackeres Betragen bekannt. Ich bin gestern mit ihr ausmarschirt, und sah lauter vergnügte Gesichter. Dieser Mensch also, der soviel Unheil erlebt und angefangen hat, ist also endlich untergebracht. Man spricht von den Beschwerden des Ehestandes, gut, was aber ein alter Junggesell für ein nichtsnutziges ungehöriges abgelegtes Ding ist davon kann ich auch reden. Nicht einmal seinen eigenen wirklichen Verdruss hat man, geschweige denn was anders. Wir haben unter unseren Bekannten niemand dem sie gleich sieht, es sei denn die Nettl sie ist aber größer und hat einen Mund wie einen Caffelöffel so klein. Falls die Frau von Gutherz über meine Untreue trauern sollte, so gestehe ich aufrichtig daß zwischen den Händen ein bedeutender Unterschied ist. Was nützt's ein solches Paar wie der Resi ihrs giebt's nur einmal und es wär schad darum zum Kochen. Ich sag Ihnen mir ist ganz gut zu Muth mein Bild hab ich auch verkauft, und tausend Gulden des Jahrs auf 2 Jahre schriftlich, bis auf weiteres mündlich und wie ich glaube wirklich. Zu thun giebts auch genug und sei über alles bisherige ein großes Kreuz geschlagen, und nichts soll aus dem ersten Theil in den zweiten herüber, als die Freude über die viele Freundschaft die ich gefunden habe. Jetzt glaub ich werde ich erst alle recht gern haben, weil ich alle die verrückten Launen und leeren Wünsche los bin. Meine Zukünftige empfiehlt sich unbekannter Weise und wahrscheinlich auf Wiedersehen im Herbst.

Ihr alter Freund

Schwind.

V.

Carlsruh 29. Juli 1842.

Beste gnädige Frau!

Noch immer bin altes dickes Haus Bräutigam, gewiß einer der betrübtesten Zustände in denen man sich befinden kann. An dem Tag meiner Hochzeit will ich mit einem großen

Schwur alles was Zukunft heißt, aus meiner Rechnung ausstreichen, und über die Vergangenheit ein Kreuz machen wie ein Haus. Wohlverstanden über das was geschehen ist nicht über die Personen, und das heißt wiederum, wenn Sie von der Nettl etwas wissen so lassen Sie mirs ja zukommen. Trotz allen Männern und Kindern und was weiß ich denk ich doch immer gern an sie und das prächtige Leben das wir zusammen gehabt haben. Sie werden denken das sei schlimm für die Braut, dem ist aber nicht so. Das ist ein so gutes und allerliebstes Geschöpf als eins zu denken, und ich bin überzeugt daß ich, wenn nicht von außen Unheil kommt ein ganz gutes Leben führen werde. Mir der ich immer in einem verehrenden und Pagenartigen Verhältniß zu meinen Schätzen war, kommt es etwas spanisch vor, daß ein so schönes und stattliches Mädel ganz in meiner Gewalt ist, aber es ist gar nicht übel, und meinem Alter anpassender, als dumme und unerfüllte Wünsche. So rede ich aber nicht nebst Ihnen nur zu ganz wenig Leuten das heißt meinen Brüdern und sonst niemand, denn ich fange auch an zu bemerken daß man einiges auf dieser Welt für sich behalten muß. Neben aller Weisheit muß ich aber auch gestehen, daß ich bis über die Ohren verliebt bin, und gequält von meiner kranken Leber, geärgert von Warten und meiner ganz prosaischen Schwiegermutter, Scenen aufführe die eines achzehnjährigen vollkommen würdig wären.

Um aber von etwas gescheidterm zu reden als meinen Gedanken, so steht zu vermelden, daß mein Bild anfangt fertig zu werden. Die Plage ist ärger als man sich vorstellt. Ich war auch eine Zeitlang so in Verwirrung, daß ich das dummste Zeug gemacht, und mir vor ändern und wieder ändern nimmer wußte wo mir der Kopf stand. Am 1. Sept. wenn die Verkündigungen ordentlich gehen kann Hochzeit sein, und zwar in der Lichtenthaler Kirche, worauf ein paar Tage in Baden zugebracht werden und dann über Regensburg nach Linz, und von da über Gmunden nach Hallstatt gereist

wird. Wenn Sie so lang in Gmunden bleiben, was ich hoffe so sind die ersten die meinen Schatz sehen werden. Wie werden Sie mich als Ehmann auslachen, aber der Guckuk mag ein alter Junggeselle werden oder bleiben! Von da wird wieder nach Linz zurückgefahren und vielleicht in Ihrer Gesellschaft nach Wien gerutscht. Ich will haben dass meine Frau meine Freunde sieht, damit ich mit ihr davon reden kann, und der Schaden ausgebessert wird dass wir keine gemeinschaftlichen Erinnerungen haben. Auch brauche ich nach so langer Plage wieder eine Erfrischung. Gutherz nimmt sich meiner auf das beste an, erwirkt mir Papiere und läßt mich verkündigen. Ich bin begierig zu sehen, wie sich das ausgewachsen hat. Der unsterbliche Alte hätte es wahrscheinlich unter andern Umständen besser. Von Schober habe ich ein Paar Nachrichten. Eine von Binder, der zu Folge der Grimm über mich ins unheilbare zugenommen hat, und eine von Brechtler dass das Entzücken über Berlin ein noch bevorstehendes Uiberschnappen in Aussicht stellt. Das ist ein rechtes Kreuz. Mir ist leid dass es so ist, aber ich kann mir keine Vorwürfe machen. In meiner Arbeit muss ich padrone sein, sonst geht's nicht, und das närrische Betragen unseres Freundes, der das nicht verdauen konnte, war am Ende nicht mehr zu ertragen. Uibrigens wäre gewiss auch Schoberimus anders lebten wir in einer andern Zeit. Einem Denkenden ist in Oestreich alle Mittheilung abgeschnitten und somit ist er verurtheilt zu Grund zu gehen. Bauernfeld schreibt übrigens auch, die Poesie mit [hier die Zeichnung einer Blume] (jedes Blatt ein Eselsohr) sey gleich wieder losgegangen, was einen sehr übln Eindruck macht. Wenn ich meine Frau habe, will ich wieder anfangen zu singen. Wie tausendmal schöner ist der Gedankenkreis, von dem die Schub. Lieder ein Ausfluß sind, als das dumme Zeug was der jetzige Tag mit seinen Handels Geschichten bringt. Ich wollte Schobers Gedichte wären gedruckt ich würde sie glaube ich gern lesen, wenn nicht die Andeutung dessen was folgte sie mir vergällten. Ich bin unsern Ideen

nicht untreu geworden, obwohl manches anders ausfällt, der Welt und der Wirklichkeit gegenüber, als man's hinter'm Ofen mit der langen Pfeife sich ausdenkt. — Sie kommen noch einmal ins Badner Land, oder ich werde einmal mit Glanz nach Wien gerufen, oder muſs mich mit Schand und Spott dahin zurückziehen, da wollen wir recht dahinter her sein. Ein Mensch der an der Kunst keine Freude hat, ist wie ein Kind das nicht spielen kann ein dummes knechtisches Ding. Es kann sein, daſs ich hier eine sehr schöne Arbeit bekomme, 14 Bilder nämlich, in der neuen Trinkhalle in Baden. Das wäre ein Platz wo man sich könnte sehen lassen. Wird aber nichts daraus, so habe ich schon meine Sachen gerichtet, und arbeite dann mit Hülfe, daſs das Ding ein wenig schneller geht. Ich hoffe die „gedankenlose Kunst" wankt etwas auf ihrem Altare, und welche Freude ihr auch ein Paar Fuſstritte zu versetzen. Auf meinen Schatz kann ich mich glücklicher Weise ganz verlassen, sie macht sich nichts aus ein Paar Gulden weniger des Jahrs. So hätte ich denn wieder einmal geschwätzt nach Herzenslust. Leben Sie recht wohl, und schreiben Sie und Frl. Mimi wieder ein Paar Zeilen. Meine Ankunft in Gmunden wird noch gemeldet. Wäre doch das Schicksal so liebenswürdig und brächte auf lange auf immer in Ihre Nähe. Wenn Sie B. und ihrer Frau Tochter schreiben — alles Schöne von

Ihrem ergebensten

Schwind.

VI.

Carlsruh 25. Mai 1843.

Beste gnädige Frau!

Die erste Frühlingszeit ist längst herum, und nirgends her eine Kunde von Tristan und Isolde, wohl aber eine von durchgebrachtem Vermögen, Schulden die der Gatte zalen muſs, und daran gescheitertem Scheidungsprojekt. So

etwas muſs außerordentlich angenehm sein, und könnte einem alles geiſtreiche auf Zeit Lebens verleiden. Frage ich ob dieſe Göttin ein Unkraut iſt oder nicht. Wie aber alles ſchlimme auch ſein gutes hat, ſo ſehe ich meine beiden Damen Freundinnen wieder in der Hoffnung aufleben, l u i werde ihnen nicht entriſſen. Kann ichs ihnen verargen? im Gegentheil verlangt michs nicht wenig zu wiſſen, wo wie und wozu? endlich einmal wozu? unſer alter vom Berge ſeine Tage hinbringt. Von Herzen wünſche ich daſs man nicht auch wird fragen müſſen wovon?

Sehr habe ich zu bedauern daſs ich drum gekommen bin Ihnen zu erzälen wie ich Ihre Frau Tochter in Wiesbaden getroffen. Stadt Wiesbaden fuhr ich nach Bieberich und hatte das außerordentliche Vergnügen ein paar Stunden lang zum Theil im Regen, dem Naſſauiſchen Militär exerzieren zuzuſehen. Sie ſcheinen ſich was das getragene myſteriöſe heldenhaft ſchwebende ihrer Schritte betrifft den Geiſt im Hamlet zum Muſter zu nehmen. Wenn die Franzoſen vor dieſem Schritt nicht davon laufen, ſo haben ſie gar keine Phantaſie. Das Ziel meiner Reiſe war Frankfurt wohin ich gieng um zu ſehen und geſehen zu werden. Es ſieht aus als wollte ſich's hier nicht mehr lang thun, und da faßt ein kluger Hausvater eine Stadt ins Auge die Geld hat angenehm iſt, und wohin er ſeine Meubln zu Waſſer bringen kann. Eine Stadt die nebſt andern Süßigkeiten auch die hat, daſs Wiesbaden eine Stunde davon iſt, wo Fr. v. Frech doch einmal einen Sommer zubringen wird. Damit ſie nicht im Zweifel ſind woher der Wind weht, ſo erzäle ich Ihnen, daſs ſich für die Baadner Arbeit ein Mitbewerber aufgethan hat, der nebſt rothem Adler Orden, auch die große Eigenſchaft hat 5mal weniger zu verlangen als ich. Mit alle dem kann ich mich freilich nicht meſſen. Dazu iſt es todtſchlächtig hier und armſeelig daſs es nicht in die Länge zu haben iſt.

Zu Hauſe bin ich ſo glücklich, als man ſein kann. Es geht alles als gienge es zwanzig Jahre, und brauchte man

nicht für seine Kunst Umgang, Einwirkung von außen, und Mittheilung, so könnte es mir ganz gleichgültig sein wo ich bin. Wer kann aber fortwährend ausgeben ohne einzunehmen? In 4 Wochen beiläufig soll der Storch kommen, das wird nach allem was ich davon höre ein starkes Stück sein, man hat aber etwas davon. Die Frau ist fortwährend gesund, so kann ich das beste hoffen. Ich wollte Sie könnten sehen, wie schön ich eingerichtet bin. Der Louis ihr Theil Zimmer ist so heimlich und sauber daß es mir jedesmal Freude macht so oft ich mich umsehe. Dazu habe ich meine Junggesellenwirthschaft für mich voll Papier Reißbrettern Pfeifen und dergleichen. Das Clavier ist ein alter Scherben macht mir aber doch großes Vergnügen.

Nun komme ich wie gewöhnlich ans Fragen. Wie geht's in Polen? Da wir Major sind wird der Himmel voll Geigen sein, was macht der alte Priamus? Feuchtersleben schreibt hin und her, Seeligman der unmögliche? etc.

Bitte schließlich einen regnerischen Sonntag zu benützen oder zu verschwenden, und einen jener anmuthigen mexicanischen Briefe gnädigst an mich ergehen zu lassen. Die Depesche in den Ritter haben wir gleich bestellt.

Empfehle mich dem Papperl und verbleibe verharrend auf den Spitzen der Zehen

Meine Damen Ihr unterthänigster und getreuer

Fr. v. Vogl? M. Schwind.

Alles Schöne von der Frau.

VII.

Carlsruh, 2. Sept. 843.

(Feuchtersleben sollte Ihnen melden, ich habe 24 Briefe geschrieben.)

Beste gnädige Frau!

Der Storch ist schon am 6. Juli in der Früh angekommen und brachte unter langem und starkem Lärm einen

kleinen Buben. Er wurde getauft Herrman August, da sich die Frau um die Welt nicht zu meinen Lieblings Namen Wolfgang oder Cristoph entschliessen konnte. Man sagt er sehe mir täuschend ähnlich, wenigstens hat er eine ähnliche Statur, ist dick und fett, und brüllt und läßt sich seiner Mama Milch vortrefflich schmecken. Morgen sind wir ein Jahr verheirathet. Also zum Antworten. Wenn Ihnen meine Briefe Vergnügen machen, so wird das daher kommen, daß ich Ihnen, wo ich weiß verstanden zu werden, lieber und leichter schreibe, als vielen andern. Wir würden auch gewiß bessere Bilder machen, lebten wir in einer Zeit die ein Bedürfnis und Verständnis dafür hat. So sind aber die noch zu gut, die in Gottesnamen gemacht werden. Der Satz wegen lui den Sie erst mühsam aus dem chinesischen übersetzen wollen, scheint doch ziemlich deutsch. Es ist Ihnen und Frl. Mimi leid, daß lui davon geht, wird er festgehalten, sind sie um ihr Theil froh. Oder sollte mittlerweile eine Feindschaft ausgebrochen sein? mir unbekannt.

„Man muß nur waarte kenne!“ rief hier einer aus, als er mit 60 Jahren den Zäringer Orden bekam. So hat auch der Major endlich einen Auftrag diplomatischer Natur! Gustl, dem wie Sie wohl wissen wer en seine Frau gestorben ist, meint das Majorat würde entweder in Triest oder in Constantinopl aufgeschlagen werden. Das ist doch besser als in Polen. So gehts, der alte Priamus ist auch noch am Leben, das wird sie recht gefreut haben, und ich wünschte, der Tod erinnerte sich seiner in Freundschaft, bevor sie wieder so weit von ihm wegmuß. Lui soll in Neapl sein! was Tausend das deutet auf nichts gutes! elle in ein Bad gethan! nach Ungarn abi, der Mann hat sein tüchtiges Hauskreuz, elle wird ein Werk herausgeben, Ungarn unter neapolitanischen Königen von — 38 — 49 oder 50!!

Von mir zu reden könnte mir nichts lieberes geschehen, als ich hätte des Kraft Stelle in Wien oder eine zu ebener Erde im Bellveder. Das deutsche Reich, wenigstens der

Hosenträger von Basel bis Mannheim ist mir höchst langweilig. Ich kann nur dadurch existiren — dass ich mich ganz auf zu Haus beschränke. Die Arbeit im Stiegenhaus wird in 8—14 Tagen abgegeben, und ich bin aller Verpflichtungen ledig, die ausgenommen ein kleines pro memoria an den Minister zu verfassen, worin dargethan wird, dass man mich schlecht behandelt hat. Wäre das Kind schon größer so machte ich mich gleich davon, so aber will ich noch überwintern.

. Sie glückliche Frau mit zwei Töchter und 4 Enkeln . : : . sitzen auf das beste in Traunkirchen, das Wetter wird unterdessen schön geworden sein, und Sie einen Ausflug nach Hallstadt gemacht haben. Wo ist den[n] Mstr. Bamfield? Ich gedenke nach Cölln zu fahren, um doch den [Dom] zu sehen bevor sie ihn um schweres Geld verschandeln. Frl. Mimi könnte ein gutes Werk thun mit einer Ansicht von Hallstadt, wonach meine schwarze Frau täglich seufzt. Es wird nicht anders gehen, ich werde sie den nächsten Sommer müssen hinbringen. Wie? ließe sich da ein Leben einrichten? Empfehlen Sie mich Fr. u. Frl. Tochter, und genießen Sie Ihren schönen Aufenthalt auf das heiterste.

Ihr ergebenster Freund

Schwind.

Von der Frau alles Schöne.

VIII.

Carlsruh, 17. Dez. 1843.

Verehrteste gnädige Frau!

Es dauert mir etwas zu lang, nichts von Ihnen zu hören, ich will also versuchen Ihnen ein Paar Zeilen zu entlocken. Das wichtigste, was Ihnen übrigens Feuchtersleben wird ausgerichtet haben, voran. Schober lui war hier. Ich war Sonntag's früh im Bau und arbeitete sehe mich um, und da steht man mit großem Bart, und beguckt ohne mich

anzureden meine sieben Sachen. Ich habe die Keppeleien lang vergessen, und freute mich sehr ihn zu sehen. Wir zogen bis Mittag mit einander herum, zu Tisch konnte ich ihn nicht laden weil ich samt Frau eingeladen war, schleppte ihn aber doch zu mir, wo er Frau und Kind mit beinah unmöglicher Feierlichkeit in Augenschein nahm. Desgleichen einige Arbeiten, die nun aber einmahl kein Glück mehr bei ihm machen. Nach Tisch hohlte ich ihn im Gasthaus ab, und wir giengen nach Beiertheim, dann wieder zu mir und schliesslich an den Postwagen. Das ganze machte mich mehr traurig als was anders. Das ganze bisherige Leben ohne alle Folgen hinter sich zu haben und in dem Alter noch eine Heimath suchen, daran ist nichts gutes. Die Weiter Reise gieng nach Stuttgart Frankfurt, wo ich später hörte er habe sich bei einem Freund von mir recht gut unterhalten, dann nach preußisch Polen, Berlin und der Winter sollte in Paris zugebracht werden. Östreich wurde für das rechtloseste und unglückseeligste aller Länder erklärt, wo es ihm am schlechtesten auf der Welt gegangen, und als ich Ihren Namen zufällig nannte — geschwiegen. Von der Enderes Geschichte habe ich mittlerweile Nachrichten erhalten — das hätte man früher wohlfeiler und mit mehr Ehre und Nutzen haben können.

Von mir ist zu sagen dass die Frau, die sich bestens empfiehlt und der kleine Hermann wohlauf sind. Letzterer bekommt einen röthlichen Schopf, und ist ein leidenschaftlicher Musik Liebhaber. Dazu produzirt er täglich eine neue Kunst, im zutappen, schwätzen und dgl. kurz macht uns tausend Vergnügen. Die Wirthschaft geht ganz nach meinem Behagen und ich weiss jetzt doch auch was Behagen ist. Die Ungnade des Allerhöchsten dauert fort, und ich thue nichts um sie zu mildern. Diese Leute meinen unser einer müsse mit allem zufrieden sein, und ärgern sich erschrecklich, wenn Sie einen Korb bekommen. Es steht mir übrigens eine tüchtige Bestellung etwas nördlicher bevor, und da kann ich nur doppelt froh sein, mich hier losgemacht zu haben. Nach Frankfurt

ist wegen Quartier geschrieben. Ein Freund schickt Pläne ein ich werde wahrscheinlich fünfhundert Gulden zalen dürfen, soll man da nicht stolz sein?

Im Augenblick mache ich ein Bild mit Zwergen, wovon ich Feuchtersleben einige Stücke geschickt habe, sammt Explikation, es geht wie geschmiert, vielleicht fällt's auch so aus. Wenig hat gefehlt, so wäre ich nach Wien gekommen. Es war mir in der angenehmsten Gesellschaft ein Platz mit Extrapost angebothen. Ich meinte aber mein Bruder Gustl sei wieder auf Reisen, und so blieb ich. Von Frankfurt aus werde ich suchen mit einem Cabinet-Courier zu rutschen, und sei's nur um den Abend bei Ihnen einzubringen, um den ich durch il gekommen bin, und noch einiges dazu. Das Minister Haus ist fort, und mit ihm das einzige das ich außer der Familie besuchte, findet sich aber in Frankfurt wieder, desgleichen Oberkamm, der bayerische Gesandte. Die Künstlerschaft hat dort doch auch eine Phisiognomie, und man kennt Freund und Feind gleich auseinander. Nach Wiesbaden ist dann auch nicht weit, und da die Frau Tochter so weit zu Ihnen gereist ist, machen Sie vielleicht einen Gegenbesuch? Was? In Frankfurt wird für heitere Gäste ein Gastzimmer gehalten. Meine neueste Leidenschaft ist der Erbprinz, der schönste aller Menschen. Wäre der an der Regierung, so gieng's anders. Unsere herrlichen Duellgeschichten werden Ihnen bekannt sein. Vierzehn Tage lang weiss die ganze Statt, dass einer todtgeschossen werden soll und niemand rührt sich — das nenn ich doch Freiheit! Jetzt folgen unausgesprochene Fragen ? ? ? ? denn ich habe keinen Platz mehr dazu. Könnten Sie nicht ein wenig dazu thun meinen Bruder um ein Paar melankolische Stunden zu bringen? Der arme Mann kann mit seinem Unglück gar nicht zu Recht kommen.

Ich habe von Wien gar nichts vergessen und bin weit entfernt mich für immer davon losgesagt zu haben. Fünf Jahre habe ich mir noch vorgesetzt mich zu plagen, dann

hoffe ich, kann ich mir das Leben einrichten, wie ich es brauche. Nun bitte ich an alle Bekannten die es annehmen wollen meine schönsten Grüße, wünsche ein glückseeliges neues Jahr, und hoffe zum 21. Jenn. welcher mein 40. Geburtstag ist einen Brief von Ihnen und Frl. Mimi.

Ihr aufrichtigst ergebener

M. Schwind.

Stephanien Str. Nr. 70.

IX.

Frankfurt 24. März 844.

Liebe gnädige Frau!

Seit Ostern bin ich hier, wohne Mainzer Chaussee Nr. 366, fast ganz im Freien und fange an mich von Carlsruh mit allen seinen Reizen zu erholen. Frau und Bub sind wohlauf, das Geschäfft geht gut, mithin alles in Ordnung. Die Frau Tochter habe ich in Biberich besucht und mich sehr gefreut, Sie wohlauf zu finden, und von Ihnen und Frl. Mimi unserer sehr werthen Freundin wieder einmal zu schwätzen. Der Papagei ist heimgegangen! und der Trienterhof verlassen! Das ist allerdings melankolisch oder sieht wenigstens so aus. Den Paperl wird man ausgestopft haben und die Frl. Mimi hat hoffentlich ein besseres Licht zum malen als im Trienterhof, wozu man nur gratuliren kann. Die Hauptsache ist, dass sie um den Schmerz um den Paperl zu lindern vielleicht aufsitzen und anhero nach Wiesbaden reisen, welches der Frau Tochter gar gut bekommen würde die gesellige Parthie scheint nicht die angenehmste zu sein. Unser einer könnte eben auch davon profitiren, und Ihnen die Stadt Frankfurt mit Merkwürdigkeiten Aepplwein, und einem bescheidenen Absteig Quartier ganz nahe der Eisenbahn anbiethen. Es ist hier nicht übel leben, und ich habe Leute gefunden mit denen Sich leben lässt. Ich würde Ihnen sogar Damen zeigen können, die von seinem Lichte bestrahlt und

erwärmt ihm einen Fackelzug gebracht haben. Noch größerer Triumph war daß lui für 28 Jahre postirte. Setzt dieses eine fast amoureuse Blindheit voraus. Es ist vom Wiederkommen die Rede, und wer weiß ob nicht ein Wieder Sehen ein möglichst ja wahrscheinliches Wiedersehen ein starkes Gewicht in die Schale — für's Kommen — abgiebt. Frankfurt war sogar in der Wahl, behufs eines fixen Aufenthaltes, soll sich aber für Dresden entschieden haben. Was ist geworden aus der in Breslau verscheidenden Frau — dem in Wien neu aufblühenden brennenden Liebstock? Der gute Mann hätte es doch besser verdient. Was weiß man aus Belgrad? Was das alles für grausliche Löcher sind wo die gute Frau hin befördert wird. Frankfurt ist reizend das muß man sagen und bei den vielen Anwesenden Millionen, die Frau saß neulich mit 2 Herrn — à 5 Mill. das Stück — thut 10 Mill. in einer Loge — hoffe ich bald soviel zu erbeuten, daß ich mich nach Wahl und Neigung niederlassen kann, denn das herum Zigeunern habe ich auch satt, und möchte es meiner Frau gern recht appetittlich einrichten. Ein Paar Tage bei uns wohnen würde Ihnen besser zeigen, wie gut ich aufgehoben bin, als wenn ich davon schreibe. Es ist auch nichts zu sagen denn es geht alles ganz natürlich zu, und als ob es so sein müßte. Der Bub hat bereits Schicksale, er schlägt sich die Nase auf schlägt sich Beulen an den Kopf und dergl. mehr. Blattern und Zähne haben ihm nicht viel beschwerde gemacht. Von Kunstsachen ist nicht viel zu sagen. Diese Tage wird sich ermittln was ich für das Staedlische Institut male. Ich habe 3 Gegenstände vorgeschlagen. In München habe ich einiges mit gutem Erfolg ausgestellt. Jedenfalls kann ich Ihnen einiges zeigen wenn Sie kommen. Wir würden auch miteinander nach Cölln fahren undgl. was nicht zu verachten ist, wenigstens nach Mainz zum Zapfenstreich. In musicalibus bin ich gut versorgt. Im Haus wohnt ein Musiker — Schoedl, an dem ich erstens einen Freund mit dem man alles verhandeln kann, und einen

trefflichen Capellmeister besitze. Leben Sie recht wohl gnädige Frau, und kommen Sie lieber als Sie schreiben, und schreiben Sie lieber als Sie schweigen. Sie haben die Wasserfahrt bis Regensburg, das ist mehr als der halbe Weg. Da Sie über Frankfurt kämen — wieder von Würzburg auf dem Wasser, so würde ich um Anzeige bitten um Sie gleich am Ufer in Empfang zu nehmen. Wäre das nicht ein Ereigniß? Meine Frau kann ein ganz Wienerisches Essen kochen.

Schönste Grüße links und rechts, und entreißen Sie sich dem staubigen Dornbach für ein Paar Monate. Fräulein Mimi reden Sie der Mama zu, und stellen Sie Ihr vor das lui um die Wege ist — 28 Jahr jung vor Blüthe. In Weimar bei Hofe gewesen! mit Hoheit! französisch! gesprochen! List's! Freund! Wonne über Wonne!

Ihr ergebenster Diener

M. Schwind.

X.

München 28. Aug. 1848.

Liebe Fräulein Mimi!

Auf so ein freundliches Schreiben wie das Ihre, gehörte wie Sie ganz richtig sagen, nichts anders, als gleich auf der Stelle niedersetzen und antworten. Aber ist es nicht hart, in dem Augenblick als sich ein oft vermißtes Briefschreiben wieder anknüpfen will, (das gute Andenken war nicht gestört) in die böse alternative gesteckt zu sein, entweder zu schreiben was nicht kalt und nicht warm ist, oder seinen Abschied auf immer zu risciren? Denken Sie nur Ihr Brief traf mich als einen — nicht nur Mann des Schattens — als einen Hauptreactionär! Sollte ich das gleich unumwunden hinschreiben, oder die starken Motive zur Bekehrung, die Ihr Brief enthält erst eine Woche lang wirken lassen? Dies geschah. Erstens ist es für mich eine starke Versuchung, wenn eine gewisse Hand im Spiele ist, eine Hand die mir lieber

ist als der ganze Völkerfrühling. Zweitens heißt es „wer kümmert sich noch um seine Toilette“ woraus unfehlbar folgen muss, dass die Damen der betreffenden Partei in ein Paar Monaten in einem paradiesischen Habit herumlaufen werden — ein Umstand der für unser einen sehr einladend ist. Drittens heißt es „G ...... ist ein wahrer Mann des Lichts“. Es ist mir immer vorgekommen, als ob dieser vortreffliche Mann nicht gerade im Geruch besonderer Erleuchtung bei Ihnen gestanden hätte — und jetzt auf einmal ein Mann des Lichts, das könnte ich auch brauchen. Und doch ist die gewünschte Aenderung nicht erfolgt — ja die Verstocktheit ist so arg, dass wenn ich zwischen Jesuitenherschaft und der jetzigen Wirthschaft in Wien wählen müsste, ich die ersten vorzöge, denn es sind doch Männer und Christen, was doch was anders ist, als Juden und Kinder. Und was meinem Wiederwillen an der ganzen Entreprise die Krone aufsetzt, ist die verfluchte Zudringlichkeit mit der sie uns zwei dazu bringt eine ganze Seite mit Politik und Hader anzufüllen. Ich hoffe, wenn unser Herr Gott die Dummheiten genug hat wird er dreinschlagen, und bis dahin muss man sichs gefallen lassen.

Ihr Durchrutschen durch Frankfurt war mir allerdings sehr ärgerlich aber mehr weil ich sie gern gesehen hätte. Das Schreiben hat sich abgewöhnt während Sie in Wiesbaden waren, zu nah um sich zu schreiben und doch außer der Besuchsweite, durch die Krankheit meiner Frau und tausend Kleinigkeiten. Hundertmal dachte ich „schreibst wieder einmal an die Mimi!“ aber es war doch so was um die Wege, als läge Ihnen nichts daran. Zudem wollte ich immer nach Wien kommen da gabs aber immer zur rechten Zeit Kindbett Revolution und Verschickung meines Bruders. Wenn es Sie freut zu hören so kann ich schon sagen dass es mir recht gut geht. Die Professur kostet wenig Zeit und ich habe ein Paar Schüler die mich intressiren — setzt mich aber in den Stand meine sieben Sachen zu malen nach meiner

Lust unbekümmert um Käufer, die jetzt ohnedem alle vor den Strahlen der Freiheit dahingeschmolzen sind. Ich werde nächster Tage um ein Haus weiter ziehen d. h. aus Nr. 37 in Nr. 36 als welches wir gekauft haben. Ein kleines Häusl im Hintergrunde eines Gartens, das wir ganz allein bewohnen werden. Ein Badzimmerl habe ich erweitert und in ein Atellier verwandelt, so dass ich wenigstens sagen kann ich habe mir das Local erobert, das ich brauche und wünschte. Zu den zwei Kindern die Sie in Frankfurt gesehen haben, fand sich in München noch ein drittes Namens Marie, das sehr hübsch und lustig ist, die werden recht Platz haben sich herumzutummeln. Die Geselligkeit in München will sehr wenig sagen. Die Kneipe freut mich nicht mehr, was man sagt ein Haus zu machen, habe ich das Geld nicht, und so geht die Sache ziemlich einsam herunter. Selbst Lachner sehe ich wenig. Ein Clavier besitze ich, aber die Fräul. Mimi fehlt die die Geduld hat, mit mir 4händig zu spielen, oder sich mit der Geige begleiten zu lassen. Ad vocem Geige — habe ich gestern den Rhein fertig gemacht und zur Ausstellung befördert. Wie angenehm es ist eine solche Arbeit zur Thür hinaustragen zu sehen können Sie sich gar nicht denken. Ich hätte lieber gleich gestern einen frischen Carton aufgestellt und etwas neues angefangen. Ich freue mich darauf mich in eine sehr verliebte Arbeit, neuen Costums zu versenken, die ich schon lang herumtrage. Da sich um Kunst niemand kümmert habe ich doch das volle Recht, meinen Ideen nachzuhängen. Desgleichen ist am Brett der Graf von Gleichen mit seinen zwei Frauen.

Die Netti behandeln Sie etwas kurz. Es werden schon noch Zeiten kommen wo sie Ihnen anders vorkommen wird, jetzt werden Sie nicht einmal Lust haben das zu besprechen. Wenn Sie sich vielleicht besonders für die akad. Legion intressiren, so wird es Sie ansprechen zu hören, dass das Oberhaupt einer hiehergeschickten Fahnen Uiberbringungs und Volksaufklärungs Deputation, bereits nach Kaisersheim

in's Zuchthaus abgeführt ist, wo er noch einige Diebstähle abzusitzen hat. So wechselt Licht und Schatten oft sehr plötzlich, und ich hoffe es zu erleben, daß die gute Nettl noch zu Ehren kommt. Es könnte sein daß in unlanger Zeit einer in Traunkirchen ans Land stiege und der wäre ich. Bitte sich nicht daran zu stoßen daß ich eine etwas grauliche Perücke trage. Es kann aber auch sein, daß ich ein wenig in das Thüringische gucke. Ich habe in Weimar gar gute Freunde, und sollte die Gegend der Gleichenburgen durchstudiren. Also nichts für ungut was die Politik betrifft, sonst bin ich so ziemlich der alte. Meine Frau empfiehlt sich allerbestens, und wenn ich der Mama Frech bisher noch nicht erwähnt habe, so habe ich während des Schreibens mehr als einmal gedacht, sie wird mir recht geben. Es würde mich recht freuen Sie beide zu sehen, und Ihre Anwesenheit in Ober Östreich ist ein Gewicht mehr einen Besuch zu machen. Leben Sie recht wohl und wenn ich nicht bald komme, so schreiben Sie recht bald wieder

Ihrem alten Freund

Schwind.

XI.

München 11. Aug. 849.

Liebe Fräulein Mimi

Über Ihren allerliebsten Brief war ich wenig erfreut, denn ich erwartete Sie selbst, und davon ist gar keine Rede wie es scheint. Es wäre schon der Mühe werth meine Wirthschaft anzuschauen. Man sitzt in einem selbstgebauten Atellier und schreibt, abgesondert vom Haus und doch nicht auswärts. Die Pflanzungen brillant, die zwei Bäume schattig. Der Viehstand glänzend, zwei Schafe ein Kater die dazugehörigen Mäuse nebst Amseln und Finken. Die Kinder zum Aufspringen, der Keller sehr wohl versorgt. Die beiden Lachner kommen manchmal Sonntags Vormittag und man

trinkt eine vortreffliche Flasche. Es ist alles was ein Pensionist verlangen kann, und wenn man sich einmal darüber zu getröstet hat, dass man bei besten Kräften vom großen Schauplatz abtreten muss, weil die baaren Auslagen, die ein größeres Bild macht, nicht zu erschwingen sind, so ist das Ding gar nicht übel.

Ich habe gestern eine Arbeit fertig gebracht die zwar aus einigen Bogen Papier und Bleistiften gemacht ist, jedoch als Erfindung manchen befriedigen kann. Heute früh erwachte ich auf das angenehmste umgeben von 6 Zeichnungen die ich schon lange zusammengedacht habe, und die sich freundlichst zur Ausführung empfehlen wollten. In jetziger Zeit, wo ich an Geschichte, oder nur an deutsche Nationalität nicht denken kann ohne wüthend zu werden ist es sehr angenehm, sich in Ideen früherer hoffnungsvoller Tage zu versetzen, und indem man frühere Ideen neu aufnimmt und zur Vollendung bringt, die schönere Zeit wieder lebt. Sie werden wissen wollen was das für Herrlichkeiten sind? Das gestern fertige ist eine Aufführung der Beethov. Fantasie für Clavier, Orchester und Chor. etc. das heute früh gemeldete die Geschichte von 7 Raben. Ich denke das liegt weit genug ab von den weltbeglückenden Ideen der Neuzeit. Das erste vereinigt einige 20 Darstellung[en] das zweite 12—15.

Wäre das nicht der Mühe werth anzuschauen, ungerechnet die schönste Hänglampe auf der ganzen Welt. Ich wollte ich hätte meine Besoldung nicht nöthig, ich könnte jetzt ganz einfach mich nach Traunkirchen setzen, und Ihnen und den vortrefflichen Spaunischen Gesellschaft leisten. Gewiß hätte ich mehr Anregung davon, meine Sachen für einen solchen Kreis zu machen, wäre vollends noch der brave Linzer Spaun dabei, und Kenner und solche Cameraden, als mich von dem verschrobenen Kunsttroubel anschauen zu lassen, der mir hier das Leben langweilig macht. Ein alter Freund

ist ein Schatz und wenn er auch ein Tropf ist, dann erst solche Leute! Wäre die Lina nicht ein so ganz vertracktes Ding geworden, ich würde sie mit Vergnügen aufsuchen. Sie sieht aus wie der Totenkopf eines Affen, in einer sehr coketten Trauertoilette. Gleichwohl scheint sie einige gesinnungstüchtige junge Leute an sich gezogen zu haben.

Wie sieht's aus wollen wir nicht den 29. Aug. in Weimar zubringen. Ich werde fast jedenfalls hingehen. Louis oder ill dürfte als schönster Stern am dasigen Hofhimmel glänzen und uns vielleicht von weitem zunicken, der alte Narrendattel.

Der Mayrhofrische Theresien Orden ist unterdessen glücklich zur Welt gekommen, das ist doch immer etwas. Die mühsame Schrift der Netti kenne ich, das ist ein trauriger Anblick. Es ist nicht das Auge allein schwach, es ist die ganze Person herunter, so daß man sich fürchten möchte sie wieder zu sehen. Ich glaube wir werden auf einmal hören daß sie nicht mehr da ist.

Mir wars sonst auch leichter einen Brief wegzuschreiben, sei's daß ich mich lustig stellte wo ichs nicht war, sei's daß ich mich habe gehen lassen, wie's mir ums Herz war. Man nennt das gewöhnlich älter werden, wenn man weder zu sich noch zu andern das frische Vertrauen hat. Schön wärs wenn sie einen Ausflug hieher machten, in Wien konnte man sich weder recht sehen noch sprechen.

Und doch freuts mich, bis auf die Partei Hornbost, daß ich da war. Die politisirenden Weiber kann von mir aus alle der Teufel holen. Ein Paar geselchte Würstl im Trienterhof wären mir lieber, als das ganze Deutschland mit seinem politischen Gepfusch. Leben Sie recht wohl wenn ich jetzt nicht schließe laß ich den Brief wieder liegen. Also auf Wiedersehen in Weimar.

Ganz gehorsamster

M. Schwind.

XII.

München, den 7. Nov. 1850.

Meine schönen Damen

sind auf sehr überraschende Weise abhanden gekommen und plagt mich die Neugierde gewaltig zu erfahren, wie Sie Ihr Leben bis 11 Uhr in die Nacht mögen gefristet haben. Hoffentlich haben Sie Ihr Unwohlsein nicht vermehrt, und es ist nichts anderes, als das gesellige Treiben in Traunkirchen, was Sie bisher abgehalten hat, uns darüber mit zwei Zeilen zu trösten. Meine Frau hatte keine Ahndung daß Sie schon des andern Tages fort wollten, und als ich ihr's sagte, giengen wir gleich hinüber, um Ihnen eine glückliche Reise zu wünschen, fanden aber statt Ihnen die trauernde Frau Petter und ein kleines mysteriöses Brieflein. Wir trösteten uns damit daß Sie ohne Zweifel bei Lachners wären, und ich hielt meine sehr müde Frau ab Ihnen dahin nachzugehen.

Ich kann nicht sagen daß bei uns alles wohlauf ist. Die Frau und das kleine Kindel doktern herum und es will nichts besser werden. Freund Donner kommt mit seinem Fuß auch nicht weiter und so ist alles in einem gestörten Zustand. Ich bin mein Kopfweh auch nicht los, bin aber schon recht zufrieden daß ich mit rechtem Gusto, und wie mir vorkommt mit gutem Erfolg arbeiten kann. An dem Schmied Wieland mahle ich eben eine abentheuerlich beleuchtete und sehr ausgeführte Landschaft, mit der Frl. Mimi wohl zufrieden wäre. Für das königl. Album habe ich endlich doch auch eine Zeichnung machen müssen, und habe mich gut aus der Affaire gezogen. Der Vorschlag der dem König Ludwig gemacht worden, von mir den großen Festzug in das Stiegenhaus der neuen Pynakothek malen zu lassen, wurde rund abgeschlagen. Bei aller Uiberzeugung daß für mich nichts zu Stande kommt, kann man sich doch einiger Gedanken nicht erwehren, und hat nichts davon als die Störung und

endliche Täuschung. Es hat mir aber dießmal nicht viel gemacht, und ich bin ganz fidel hinter meinen kleinen Bildern.

Sonst ist München das alte kothige Nest und ich beneide Sie um Ihren schönen See, und Ihren stillen Aufenthalt, in dem Sie doch angenehmeren Umgang haben als wir in unserer Capitale oder Metropole. Das erste Concert hat statt gehabt (mit) mit Beethov. Symph. No. 9 mit Chor. Nach dem dritten Stück hatte ich solches Kopfweh daß ich meinen Rückzug nahm. Das nächstemahl ist eine Mozartische die werde ich wohl aushalten können. Erheitern Sie mich recht bald mit einem Brieflein, sagen den Spaunischen tausend Grüße und behalten nebst Frau und Kindern in gutem Andenken

Ihren alten Freund

Schwind.

XIII.

München, 15. Juli 1851.

Verehrteste und charmante gnädige Frau!

Ihr Brief kam mir sehr erwünscht, wegen Ihnen sowohl als wegen Spaun, den ich herzlich grüße. Die Fenster im Frohsinn tragen seit einiger Zeit einen Zettel „moeblirte Zimmer zu vermiethen", da denke ich jedesmal jetzt könnte die Frau v. Frech einziehen und hatte schon Angst sie kämen etwa wenn ich fort bin. Nun bin ich darüber beruhigt. Mit Spaun hatte ich die Sorge ihn in Wien wohin ich auch gedenke nicht zu treffen. Auch das ist jetzt in der Ordnung. Dient zur Wissenschaft, daß, ob sehr gutem Befinden das Seebad für dieß Jahr aufgegeben und eine simple Solen-Einpöckelung an dessen Stelle beliebt wurde. Es wird demnach Ende dieses Monat ein gehöriger Landkutscher der Stadt entrollen, befrachtet mit mir, Frau, Schwiegermutter, Kinderperson, 3 Kindern und mehreren Puppen. Den dritten Tag denk ich Aussee zu erreichen und für 2—dritthalb Monate

meinen Sitz aufzuschlagen. Eine Fusspartie mit der Frau nach Traunkirchen ist in den Plan aufgenommen, ein Rutscher nach Wien für mich allein projektirt. Schönen Dank für die Nachrichten von da. Soll mich freuen Mayrhofer da zu finden, vielleicht ist die hohe Frau, oder wie der Titl ist, auch da.

Freu ich mich wieder einmal nach Ober Östreich! ich bin schon mehr unterwegs als hier. Von Arbeiten und dgl. können wir dann schwätzen, es geht anders als man gewünscht hat, aber am Ende besser.

Das Porträt von Anton ist da, ich bringe es mit, alles Schöne den Spaunischen. Schlecht ist es aber hinlänglich, ich traue mich auswendig ein besseres zu machen.

Wegen des mohrenschwarzen Stoff's sieht es schlecht aus. Ich habe der Frau, die für die Schwester gerne einen Kleiderstoff mitgenommen hätte, die mögliche Angst vor der Mauth gemacht, wie ihr wieder begreiflich machen, dass keine Ursache zur Sorge da sei? Man muss sehen. Wegen Richard muss ich noch abwarten, ob der passende Mann bis dahin zurück ist, jedenfalls wird für ihn gesorgt — wir sehen uns ja vor seiner Abreise.

Donner sitzt seit 4 Wochen sammt krummen Fuss und schönen Augen in Wildbad, geht dann nach Frankfurt und nach Italien. Den haben wir auf eine lange Zeit gesehen. Der Fuss wird Gott sei Dank jetzt ganz gut, aber der arme Bursche hat was auszustehen gehabt. 4 Monate im Bett gelegen! und dabei immer gleich gesund und heiter. Meine ganze Schülerschaft ist fort, und ich habe jetzt rechte Holzstöcke.

Gesund ist Gott sei Dank alles. Das Haus bedeutend verschönert und alles im leidlichen Gang. In Aussee denke ich mich recht auszurasten und zu sammeln, denn jetzt bin ich mit meinen Einfällen fertig. Ich habe etwas mehr als billig haben müssen diesen Sommer. Spazierengehen wird recht gut thun. Leben Sie recht wohl, grüssen Frl. Mimi und die sämmtlichen Traunkirchner Damen schönstens und freuen sich ein wenig auf

Ihren ergebensten Diener und Freund

Schwind.

XIV.

München 2. Nov. 851.

Verehrteste gnädige Frau!

Wenn vielleicht unterdessen der Entschluss in Ihnen zur Reife gekommen wäre, den Winter in München zuzubringen, so können wir mit diesem Artikl aufwarten. Seit heute früh ist alles dick eingeschneit und eine Menge Baum Aeste durch die Last des Schnees abgedrückt. Es ist heute vier Wochen dass ich von Aussee abgereist bin und trotz der besten Vorsätze haben doch Arbeit und Geschäftsbriefe mir immer die angenehme Schuldigkeit hinausgerückt, meine Gott sei Dank glückliche Ankunft zu melden. In Ischl war mir sehr darnach einen Abstecher zu machen, ich leugne es nicht hauptsächlich um der Antonischen willen, die gar nicht mehr gesehen zu haben mir wehe thut, aber wo war daran zu denken mit meinem Linienschiff voll Passagiere! Wir waren vom Wetter begünstigt, und wurden zu Hause freundlich empfangen. Gegen die Zimmer in Aussee kam es mir in unserem kleinen Futeral schon vor wie in einem ausgewachsenen Rock, jetzt bin ichs aber wieder gewöhnt. Die Aussicht auf das Jahr ist gut. Die Frau im Augenblick krank an einer heillosen Nesselsucht, wodurch ich sehr herabgestimmt bin. Sie hat so viel auszustehen obwohl keine Gefahr dabei ist. Wenn Sie Notizen über das bayr. Apothekenwesen wünschen kann ich damit aufwarten.

Dass ich nicht nach Wien bin reut mich nicht, obwohl es mir in mehr als einer Hinsicht leid thut. Die künstlerischen Zustände sind weiß Gott so, als wäre der Unterschied zwischen zwei und vierbeinigen Wesen noch nicht ganz klar. Da kanns nichts geben als Verdruss. Das „Gfrett" hätte man sich noch können gefallen lassen. point de lettre? An Guthertz habe ich Veranlassung gehabt zu schreiben — folgt keine Antwort. Von meinem Bruder Gustl ist nichts zu erwarten, denn er kommt mit niemand zusammen der über

500 fl. Gehalt hat, wohl aus Besorgniß er könnte sein Geld behalten. Jetzt kämen die Fragen — Haben Sie sich recht gut einrichten können? Ist's Fr. v. Bemfield nicht zu einsam? Ist die Frl. Mimi fleißig? Zeigen sich die holden Sängerinnen manchmal sind sie gesund und heiter? sonst nichts zu berichten? Fr. v. Mittenbacher bitte bei Gelegenheit zu sagen, daß ich den Brief an Hrn. Pingas sogleich besorgt habe. Bitte meinen nochmaligen Dank für das schöne vierhändige Quartett. Hahn [?] alles Schöne.

An einem so lumpigen Sonntag wie der heutige ist kaum etwas besseres zu thun als einen Brief zu schreiben an eine nachsichtige Parthei, ich denke Sie werden jetzt ähnliche zerstreuungslose Nachmittage auftreiben, in welchem Fall ich dann, als das dankbarst denkbare Publicum, um ein Paar Zeilen möchte unterthänigst gebeten haben.

Mit den schönsten Empfehlungen an Frau und Frl. Töchter verbleibe Euer Gnaden ganz

ergebenster

M. Schwind.

XV.

München 24. Juli 1852.

Verehrteste gnädige Frau!

Briefschreiben und Stiegensteigen sind noch immer meine schlechtesten Eigenschaften. Also kurz. Die Frau hat gestern ein Mädchen geboren, Gott sei Dank von Gesundheit strotzend, liegt also im Bett. Die Florschnalle laut Rechnung ist gekauft und unter Adr. Fr. Groomann in St. W. abgegangen. Ich konnte nicht über den Garten hinaus, die Frau meinte schon seit Ende Juni alle Tage niederzukommen. So beauftragte ich einen jungen Mann der einen Bruder in Berchtesgaden hat, der es in Salzburg auf die Post giebt. Ich habe schon manches auf diesem Wege befördert und immer sicher. An die Stanzi hätte ich gerne geschrieben aber bei der

8. Zeile brach mir schon der Schweiß aus. Sie soll so glücklich sein, dass sie ihr väterliches Haus drüber vergessen kann. Die Wirtschaft bei mir war arg genug. Der Anfall war so stark, Gedärm Entzündung Krämpfe und was weiss ich, dass ich in Zeit von einigen Tagen auf Haut und Knochen reduzirt war. Man wollte von meinem Aufkommen wenig mehr wissen, fast 3 Wochen mussten sie mich heben und legen. Dazwischen der Bub im Fieber, wo man auch nicht wusste was es geben sollte, die Schwiegermutter mit Zahnweh winselnd und die Frau alle Tage in der Erwartung ihres Stündleins. Da blieb die Florschnalle eben liegen. Jetzt thut sie's wieder. Ich kann ausgehen etwas arbeiten, und wie ich sehe auch mehr als 8 Zeilen schreiben. Tausend Grüße an Spauns, kommen werde ich schwerlich da ich im Herbst nach Weimar muss! Da denken Sie nach.

Ihr alter Freund

Schwind.

XVI.

München 19. Dez. 1852.

Sehr verehrte gnädige Frau!

Heute wird an die Frau v. Frech geschrieben, sagte ich mir beim Aufstehen, wie schon oft, nur dass ich diesmal ein geheiztes Zimmer mit Sonne, das unterirdische dermalen mit Holz getäfelt, und noch bis zum Essen ein Stündchen Zeit habe. Für den Fall als Sie noch keine Nachrichten aus Wien hätten, kann ich Ihnen melden, dass Gutherz seine Anklagen hat zu Schanden machen können, dass aber die Cabs oder wie sie heißen, sein Vermögen verschlungen zu haben scheinen. Resi „die sich wie immer vortrefflich benimmt“ (Bauernfeld) ist bei Görgen in Döbling um den Ausgang abzuwarten. Also adieu Trienterhof — es thuts wo anders auch. Bei mir ist alles, Gott sei Dank endlich einmal wohl- auf. Das war dieses Jahr eine Wirthschaft mit Flecken

und was weiss ich allem, dass ich oft nicht mehr wusste wo mir der Kopf steht. Die kleine Person ist abgewöhnt, aber immer gleich charmant. Sie schläft gewöhnlich die ganze Nacht und ist den ganzen Tag fidel. Meine Wenigkeit arbeitet an der Aschenbrödl fort, hoffentlich das klarste und reichste meiner sämmtlichen Arbeiten, aber etwas mühsam auch. König Ludwig der mirs Anfangs über's Haus hinaus geworfen hat, ist jetzt entzückt, überhäuft mich mit Zärtlichkeiten und wird hoffentlich den Mecän machen. Brauchen könnte ich's. In dieser Hoffnung werden Pläne gemacht für halben Juli bis 18. October — so wenig unterhaltend ist die Gegenwart, und erschrecken Sie nicht Traunkirchen steht stark auf der Liste. Mit 4 Kindern! Fragt sich ob man dort leben kann ohne dass die Frau kochen lässt, und ob ein Quartierl zu haben wäre welches auf Berg und See ausschaut. Mit Spaziergängen siehts ein wenig dünn aus.

Franzl ist also glücklicher Ehmann. Die junge Frau ist guter Dinge und immer heitern Humors. Es ist schon ein rechter Schatz, aber die zwei Spaunischen hätten mich noch mehr gefreut. Es kann ihm aber eine Frau auch Verdruss genug machen. Spaun ist halt immer ein nobler Bursche. Er hat der Clara dasselbe Armband geschenkt, das er der Stanzi geschenkt hat.

Also um auf das Rechte zu kommen, ich hätte gern einen Brief von Ihnen. Sind Sie zu zweien oder zu sieben gesund lustig mit oder ohne Aussichten auf ein Paar Monate hieher zu kommen? Künstlerball dießmal nach meiner Idee! im Fasching, Concerte in der Fasten Theater vortrefflich, gegen Ostern hin oder zu Ostern ernste Musik Aschenbrödl wahrscheinlich fertig oder dem Ende nahe — was gefällt Ihnen am besten? Was wissen Sie von Wien Belgrad Constantinopl und Enns, wo geht der General oder die Generalin als Gesandter hin? Hören Sie von meiner transcendentalen Schwester in Ischl nichts? Der fliegende Holländer nicht nach Kirchdorf gefunden? Da können Sie

einen ganzen Tag fortschreiben. Bei mir ist ein Tag wie der andere Samstag ausgenommen wo ich mit den beiden Lachnern und einem sächsischen Freund Leonhardt, der zu meiner Freude am Conservatorium angestellt ist und noch ein Paar Musikanten im Wirthshaus sitze. Mit den Malern ist gar nichts zu machen. Sonntag führe ich ehrbarlichst meinen Hühnerhof spazieren damit die Frau ein wenig ausruhen kann. Ist Frl. Mimi fleißig? Schober hat einen Brief schon lang hat aber noch nicht geantwortet. Empfehle mich allerbestens und wünsche glückseelige Feiertage als Dero

alter Freund

Schwind.

XVII.

Wartburg 24. Aug. 1855.

Verehrteste gnädige Frau!

Wenn die alten Frauen wiederwärtig sind, so geht nichts darüber, wenn sie aber charmant sind wie die Fr. v. Frech so ist das auch was allerliebstes. Vor allem wissen sie besser als die jungen daß es einem alten Herrn wohl thut, wenn ihm ein wenig mit der Erinnerung an seine jungen Tage geschmeichelt wird, da doch wenig mehr als die Erinnerung davon übrig ist. Genug, Ihr Brief kam gestern, in einem meiner Frau eingeschlossen zu mir auf die Wartburg, wo ich gerade noch den letzten Rest meiner Kräfte aufbiethe, um die nächste Woche mit dieser unmenschlichen Arbeit fertig zu werden. Es sind jetzt gerade zwei Jahre daß ich den Contract unterschrieben habe und nicht weniger als 24 Bilder sind fertig. Ich zweifle nicht daß die heilige Elisabeth besser begriffen hat, als der Großherzog, daß ich mich ihr zu Ehren etwas sakrificirt habe, und mir einige Beihülfe hat zukommen lassen. Gott sei Dank ist alle Welt zufrieden, Katholiken wie Protestanten, und ich habe mit der Vollendung dieser Arbeit alle weltlichen Sorgen so weit

hinter mich gebracht, daſs ich in meinem 52. Jahre ſo weit bin, als unſer einer in ſeinem zwanzigſten ſein ſollte ſo weit nemlich, daſs ich das beſte was ich weis thun kann. Nach Traunkirchen zu reiſen wäre vielleicht das allergeſcheidteſte, daran kann ich aber jetzt nicht denken, denn erſtens habe ich meine Kinder vier Monate lang nicht geſehen, und die kleinſte hat unterdeſſen angefangen auf dem Chor zu ſingen, und zweitens habe ich ein terribles Geld ausgegeben. Freund Spaun den ich viel tauſendmal grüße wird ſich erinnern wie man gerupft wird, wenn man an einem See ein Haus baut, und das geſchah dieſen Sommer zwiſchen Starnberg und Poſſenhofen wo ich ein Stückchen Urwald gekauft habe. Es geht daraus hervor, daſs ich mich endlich drein ergeben habe, mich für einen Bayern anzuſehen. Ich habe mich lang genug gewehrt.

Als ein beſonderes bene das ich auf der Wartburg genoſſen habe, habe ich zu erwähnen, daſs ich von Schober verſchont geblieben bin. Der Groſsherzog ſetzte mir einmal gewaltig zu, wir ſollten doch wieder zuſammenkommen ich verſicherte aber, wenn dieſer herrliche Mann bei einem Thor von Eiſenach herein kommt ſo fahr ich bei dem andern hinaus. Vor langer Weile zu ſterben, kann niemanden zugemuthet werden. Ich habe von dieſem Artikl eine ziemliche Portion ausgeſtanden. Stellen Sie ſich eine bömackiſirende Hofdame irgend einer preußiſchen Prinzeſſin vor die öſtreichiſche Lieder ſingt! Oder die Vorleſung eines Franzöſiſchen Luſtſpiels! das iſt arg. Im ganzen hat mir aber das Hofleben gar nicht übel gefallen, trotz des obligaten Pluzers den ich jedesmal losgelaſſen habe. Sagen Sie doch Mayerhofer daſs es mir zu leid gethan hat daß ich ihn nicht geſehen habe. Den Brief der ihn für Mittag ankündigte bekam ich um 5 Uhr Abends, da nützte kein Nachfragen mehr. Hoffentlich trifft ſich übers Jahr in Salzburg beim Mozartfeſt, das noch obendrein an meinem Hochzeitstag gehalten wird, alles was Füße hat. Ich werde nicht ermangeln mich mit einer

schönen Darstellung der Zauberflöte dabei zu produziren. Sollte billiger Weise auch Renner in Bewegung gesetzt werden.

Den schönen Damen empfehle ich mich allerseits schönstens. Die beschädigte Büste wird sich ersetzen lassen, durch eine photographie die sich gewaschen hat. Ich wollte ich säbe und hörte was in Traunkirchen beisammen ist, und schätze als ein großes Glück wenn mitunter an mich gedacht wird. Was habe ich da für gute Tage gehabt, bei einem wie bei dem andern. Ich hätte aber in Wien verhungern können nach Belieben, und da wäre auch niemanden geholfen. Leben Sie recht wohl gnädige Frau und lassen Sie an diesem Geschreibsl Gnade für Recht ergehen. Ich habe schon gar keine Ruhe mehr, und will lieber schließen. Nochmals tausend Grüße an die ganze verehrte Gesellschaft, und bleiben Sie freundlich

Ihrem ergebensten Freund und Diener

M. v. Schwind.

XVIII.

München 4. Mai 1856.

Verehrteste gnädige Frau!

Einen guten Rapport hätte ich schneller abgestattet, den schlechten den ich zu sagen habe, habe ich auf die lange Bank gerathen lassen. Laut Ordre habe ich mich mit Hinterlassung einer christlich theatralischen Vorstellung bei Ringseis in das bezeichnete Gasthaus zur Eisenbahn begeben, habe daselbst bis 9 Uhr gewartet, zum Uiberfluss noch im grünen Hof nachgefragt, wo seiner Zeit die Fr. v. Frech gewohnt hat, und bin dann unverrichteter Sache nach Hause marschirt. Ebenso brachte ich den nächsten Abend vergeblich in der bezeichneten Kneipe zu, ohne einen Landkutscher erwarten zu können. Wäre meine Frau nicht so gescheidt gewesen zu Oldenburg zu schicken, und da zu erfahren, dass Fr. v. Bemfield den ersten Tag durchgereist war, so säße ich bis jetzt, wie

der Ritter Toggenburg im Gasthof zur Eisenbahn „früher zur Sonne“ und spähete vergeblich. Wo hat also die gnädige Frau übernachtet? Wir waren eingerichtet sie Abends bei uns zu bewirthen, und sie an den Amtmann Sachs meiner Frau Bruder zu empfehlen, um ihr vielleicht die polizeilichen Angelegenheiten zu erleichtern. So bin ich um das Vergnügen gekommen Ihnen zu dienen, und allenfalls in den unlieben Verdacht gerathen als hätte ich mirs nicht angelegen sein lassen. Fr. v. Bemfield wird sich auch was schönes denken von so einem Cavalier. Trotz allem stelle ich mir vor, daß Ihnen die Ruhe wohl thun wird. Der Sommer kommt auch, obgleich es bei uns so kalt ist daß man einen Pelz anziehen möchte, es wird sich wieder Gesellschaft in Traunkirchen einfinden und es wird sich leben lassen. Meine Reise Aussichten nach Wien haben sich vermindert. Wird nichts daraus, und es fällt mir irgend ein Hunderter in den Sack, so sitze ich doch auf und fahre nach Ober Östreich. Sollen Sie glauben daß ich meinen Bruder seit seiner Verheirathung nicht gesehen habe? Das gränzt doch an das unsinnige. Sonst gehts so schön stad vorwärts. Die Kinder sind kreuz wohlauf. Das ganz kleine Namens „Helene“ gedeiht vortrefflich. Die Frau hat viel durchzumachen gehabt, und ist gehörig nervös! Das ist eine angenehme Erfindung. Ich habe auch in keiner noch so schlimmen Zeit meines Lebens so wenig gemacht als diesen Winter, und gleichwohl verstimmt es mich und macht mich krank, wenn ich nicht arbeite. Indessen wird so hin und her was fertig. Das Starnberger Palais wird auch bald bezogen werden können und ich hoffe die Frau wird sich oben restauriren.

Lachner hat ein glänzendes Concert gegeben von eigenen Compositionen, aber bei leerem Saale. Das sämmtliche adelige Lumpenpack blieb zu Hause, nachdem es drei Tage vorher bei Betzmeier dem Cither oder eigentlich Zidanschlager sich fast die Hälse gebrochen. Die alte Frau ist nach Wien, respektive Mödling zu ihrem Schwiegersohn und Enkelchen gereist.

Sonst komme ich wenig herum, und wüsste nichts was des Erzälens werth wäre. Schober wird jetzt bald damit herum sein, einem Haus nach dem andern in Weimar zu erzählen, dass er ein entlaubter Baum sei, und unverstanden (eigentlich überflüßig) in der Welt stehe. Bauernfeld antwortet nicht, sonst höre ich auch nichts aus Wien, als die Jeremiaden aus der Familie. Ein Paar Stunden wollten wir gut verschwätzen, und ich werde das meinige thun, mir dieses Vergnügen zu verschaffen. Leben Sie bis dahin nebst der guten Fräul. Mimi recht wohl und schreiben ein Paar Zeilen

Ihrem ganz ergebenen Freund

Schwind.

(In der Ecke hier eine Zeichnung des Starnberger Hauses.)

XIX.

Datum des Poststempels: München 12. Juli 1857.

Liebe Frau v. Frech!

Zu allererst sei gemeldet, dass ich neulich mit unsrer alten Freundin aus Atzenbrucker Zeiten her — Frl. Emilie Stöger dermaligen Hofräthin so u. so zusammen traf, die unmittelbar aus Dresden kam, wo sie bei Ritter v. Schobers Obers und Thee getrunken und was sagt sie? Er! steht unterm Pantoffel.

Alsdann sind wir alle gesund Gott sei Dank, und der unglückliche Rudolf von Habsburg ist längst fertig bezalt, ausgestellt, mit Glanz durchgefallen, und abgereist. Der König hat sich an dem Bild scandalisirt, adieu Maximilians Orden und Hofconcert! und ich habe ihm sagen lassen, wenn ich ihm's doch nicht recht machen kann, möchte er mich allergnädigst von dem Bild das ich für ihn malen soll, dispensiren. Nur hinaus damit! Dafür habe ich alte Compositionen vorgenommen und deren 9 angefangen, halb oder ganz fertig, was mir ziemliches Vergnügen macht.

Die Spaunische Zeichnung betreffend, habe ich selbe — geben Sie gut Acht — dem Vergolder Munsch in Linz mitgegeben mit dem Auftrag, sie einzurahmen und Hagenauer zu übergeben, mit dem guten Vorsatz, diesem zu schreiben. Das unterblieb aber weil ich weder dessen Titel noch Adresse weis — bitte also an Spaun den ich herzlichst grüße, zu berichten, dass ich damit ein Geschenk zu machen gedachte der Familie Anton, in der Person meiner sehr lieben und verehrten Freundin Jetti. Sie wird vielleicht daran sehen, dass die lange Zeit und Trennung nichts verwischt hat von der Wärme, mit der ich an ihr und dem ganzen Hause gehangen habe, und noch hänge.

Es sind beiläufig die Ideen, die ich dachte in einem kleinen Freskobild an dem Grabstein auszuführen. Die personifizirte Provinz Ober Östreich bekränzt ihn Heinrich von Ofterdingen stimmt seine Geige, ein Lied des Dankes zu singen, und die singenden zwei Mädeln denken seiner. Was will einer mehr. Frl. Mimi könnte das Spaunische Wappen hineinzeichnen, ich weiss es nicht.

Bei dieser Gelegenheit könnten Sie auf den Busch klopfen, ob der Frau Hofräthin eine Freude geschähe mit der Zeichnung des Schlachtfeldes von Novara, das ich tauschweise an mich gebracht habe.

Die Frau Generalin möchte ich freilich lieber auf der Stiege begegnen, weil es aber diesmal übers Meer geht, empfehle ich mich allerbestens. An den Theresien Ordensfest wird sie eine rechte Freude gehabt haben? Geht die Marie noch immer ins Kloster?

Hr. v. Wagner wird Ihnen erzält haben, mit was für einer schönen Russin wir auf den Petersthurm gestiegen sind. Tausend noch einmal!!! Sonst ist alles im alten. Jetzt erholen Sie sich recht b[ald? / rav?] und sparen recht, damit Sie das nächstemal eine große Wohnung mit einem Clavier nehmen können für den Sonntag, unter der Wochen verlang ich's nicht anders als es war. Ich wollte nur es wär noch!

Die Frau ist mit Ihrer Schwester in Starnberg. Alles in Ehren, aber ich glaube der Mann wird froh sein daſs er gestorben ist, das muſs ein sehr erträgliches Glück gewesen sein. Leben Sie recht wohl, wenn ich aus London zurückkomme, schreibe ich wieder.

Fr. v. Bemfield ist wohlauf, Frl. Mimi wird umarmt.

Ihr ganz ergebenst[er]

M. v. Schwind.

Was ich aus der gedruckten Beilage machen soll weiſs ich nicht. Man wird etwas Landpommeranzig in München.

XX.

München 4. Dez. 1857.

Liebe gnädige Frau!

Dieſsmal schreibe ich mehr, um Ihnen möglicher Weise einen Brief zu entlocken, als daſs ich Ihnen etwas besonderes mitzutheilen hätte, es sei denn, daſs wir unser Haus verkauft haben, diesen Winter über im Brienner Garten (das Eck der Augustenstraße) wohnen, und auf Georgi zu der Protestantischen Kirche in die Allee ziehen. Wir haben 13000 f. dafür bekommen, und die neue Wohnung wird 400 f. kosten es ist also immerhin etwas erspart, und wir werden Platz haben.

An Ihrer verlassenen Wohnung gehe ich nie vorbei ohne an Sie zu denken, und ich hätte manche schöne, oder vielmehr garstige Abendstunde zu vergeben, denn schöne habe ich nicht. Es ist Gott sei Dank alles wohlauf im Haus. Die Mädeln sind fleiſsig, der Bub ist faul, aber den ganzen Tag arbeiten, und Abends immer wieder zu Haus sitzen, wird einem mitunter langweilig. Von den 5 Concerten haben wir 3 im Leibe darunter das Alexanderfest von Haendel, das sehr schön gegeben wurde. Aber was ist das gegen die schönen Zeiten wo man an der Gesellschaft eben so viel Freude hatte als an der Musik! Jetzt ist es aber einmal

so und nicht zu ändern. Ihren Enkl habe ich hier gesehen. Er ist ein starker Bursche geworden, und scheint sich ganz in die östreichische Officierschaft einzuleben. Der Himmel mache ihn bald zum Lieutnant.

Von der Jetti Spaun habe ich einen prächtigen Brief bekommen. Sie versichert mich sie hätte in ihrem Leben kein so schönes Geschenk erhalten. Kann man aber in eine ärgere Sauce gerathen, als daß während ihr angezeigt wird daß die Arbeit für sie ist, Hagenauer sich bei mir für das schöne Hochzeits Geschenk bedankt. Ich Gispel hatte versäumt ihm zu schreiben. Da kann ich schauen wie ich mich herausbeiße.

Von meiner Arbeit werden Sie auch was wissen wollen. Ich bin an der Ausführung der „sieben Raben", sitze den ganzen Tag, und es will immer nicht recht in Gang kommen. Eine Skitze für den König Max „Die Erstürmung Jerusalems durch die Kreuzfahrer" habe ich dazwischen gemacht, über Hals und Kopf, dafür warte ich vergebens, daſs er käme sie anzuschauen, und eben so, auf Geld. Es geht eben gar nichts wie es gehen soll.

Von Schobern höre ich nichts, als die kühne Behauptung, daſs die glückliche Gattin seine erste Liebe gewesen sei. Sidi ist nach Wien und hat meiner Frau geschrieben. Sie wohnt bei den Aeltern, der Gemal besucht sie alle Tage „giebt vor sie zu lieben, will aber nichts ändern" da mach' einer einen Reim drauf.

So hätte ich ziemlich alles berichtet was zu berichten ist, und flehe um eine descriptive Antwort. Ist die Frl. Mimi schon eingekleidet, oder soll ich sie wirklich nie als Aebtissin sehen? Ein verfehlter Beruf.

Wissen Sie was von der Netti? Leben Sie recht wohl und lassen Sie mich bald was gutes hören

Ihr alter Freund

Schwind.

XXI.

München 13. October 1858.

Liebste Frau v. Frech!

Ihre Frau Tochter war so freundlich meine Frau zu besuchen, und da erfuhren wir, was Ihnen die Frl. Mimi für eine Überraschung angerichtet. Gott sei Dank, konnte sie gleich mit erzälen, daß alle Gefahr vorüber und nur mehr die freilich langweilige Reconvalescenz durchzumachen sei. Sein wir froh daß es so gut gegangen ist, und lassen wir Ausstellung Ausstellung sein. Um so mehr als Sie doch schwerlich, sondern unter obwaltenden Umständen höchst wahrscheinlich nach Wien gegangen wären, um die Ausstellung der Frau von Schober Gomperz, nicht der beneidenswerthen Nettl und der schönen Resi allein zu überlassen. Da alles Üble meistens eine gute Seite hat, so ist doch der Schmerz an Ihnen vorbeigegangen, einen Mann der „in reines Linnen gehüllt" einen Bogen Postpapier etc. in den Armen einer andern zu sehen. Hier in München war ein Geschwurbl, daß es kaum zum Aushalten war. Ich glaube ich habe alle Tage mit hundert Leuten gesprochen, so daß mir Abends Lunge Hals und Maul ganz steif war. Von allen Ecken waren sie da, und hatten alle nichts zu thun, als zu schwätzen. Dazu hatte ich meinen Bruder sammt, und meinen Schwager sammt Frau zu Gast, ein Paar Kinder unwohl, wo man nie weiß wie schlimm so was werden kann, ein Paar Prinzen auf dem Hals, und die Ausstellung in die man doch immer wieder hineinlief. Charles Vesque mit Frau und einmal auch der lange Hahn, waren da zu treffen. Sie haben daran versäumt, von Carstens, also 1780 — bis heutigen Tages, alles was von Deutschen gemacht wurde nebeneinander sehen und vergleichen zu können, in einer so reichlichen Vertretung, wie sie nie wieder zusammenkommt, außerdem konnten Sie Ihren unterthänigst unterzeichneten sehr hoch zu Ehren gekommen sehen. Es gab Trähnen genug Händedrücke, und es

nicht zu läugnen, ein Paar gar nicht üble Küsse!! Aber von allen den hundert und hundert Lobern fragte nicht einer um eine Zeichnung oder kleines Bild, woran ein Paar angenehme hundert Gulden zum verreisen oder verputzen wären zu verdienen gewesen. Unsre angestammten Majestäten hätten mich auch sitzen lassen, und es steht dahin, ob ein schöner Orden ausfällt. Eine Ausstellung in Wien, hätte ich nicht hintertrieben, habe sie aber auch nicht befürwortet (nach Schober) und somit unterbleibt sie. Ich habe mir nur die Bilder für Paris ausgebeten.

Dermalen habe ich eine rechte alte Herrn Arbeit unternommen. Ich male alle meine lyrischen Arbeiten wovon die älteste Composition vielleicht vom Jahr 22 die neueste von vorgestern ist. Es werden wohl dreißig Bilder werden, das kleinste 10 Zoll das größte 30 Zoll so etwas. Fünfzehn sind theils angefangen theils fertig. Wenn Sie also nächstes Jahr kommen, wird mein Atellier ganz gut aussehen — in reines Linnen gehüllt.

Hätte ich früher gewußt, daß die Fr. Baronin allein in Traunkirchen ist, wäre es mir noch saurer geworden wegzubleiben. Von der Stanzi gelangte durch die dritte Hand ein Gruß an mich, den sie einem Staabs Officier ihr[es] Rgmts aufgegeben hatte. Hat sie denn wieder Kinder? Das verstorbene war doch reizender als man sich was denken kann. Ich glaube mein eigenes kleines Mädl, das mir doch sehr schön vorkömmt, gefällt mir nicht so gut. Die Jetti wird gute Tage bei der Tertschilsch [?] gehabt haben, das war immer ihre Verehrung. Meine Frau ist heute nach Mannheim zu ihrer Schwester abgereist — ich wollte sie wär schon wieder da. Die Kinder sehen trefflich aus nachdem sie 2 Monate lang wie die Seehunde mehr im Wasser als auf der Erde waren. Nochmals meinen herzlichen Glückwunsch zur Genesung d. Frl. Mimi und bitte bald wieder um einen Brief.

Ihr ganz ergebenster

M. v. Schwind.

XXII.

O Fräulein Mimi ich erwarte mit Zagen, was für meine gestrige Fellonie über mich ergehen wird. Mein Wille war der beste, ich habe gerungen — aber habe es nicht über mich gewinnen können: Entschuldigen, wenn Sie können einen desperaten, der sich selbst nicht entschuldigen kann, als mit einer so übeln Stimmung, daſs irgend ein Spektackl zu befürchten war — plötzliches Abstürzen, Duelle Selbstmorde u. dgl. Die Mama wird sagen, ich sey ein Ungeheuer daſs man nicht mehr einladen wird, und wird nicht Unrecht haben aber —

Ihr ganz zerknirschter

M. Schwind.

Bitte um etwas Antwort oder gar Besuch.

Anmerkungen.

I.

Das Original des Briefes im Besitze des Herrn Dr. Viktor von Miller zu Aichholz.

Trienterhofes in Wien, damals Kleine Schulerstraße C.-Nr. 846, heute Domgasse O.-Nr. 4, in dem die Familien Frech und Hönig, zeitweise auch Schwind selbst, wohnten. Das Haus ist Eigentum des Domkapitels. — Frau v. Gutherz Therese, geb. Puffer, verwitwete Hönig. In zweiter Ehe vermählt mit Dr. Franz G., Hof- und Gerichtsadvokaten und Hofrichter des Wiener Domkapitels.

II.

Schob. Franz von Schober, der bekannte Freund Schuberts und Schwinds. — der Fuchs vgl. den Brief an Bauernfeld vom 23. Februar 1842 und die von Schwind gezeichnete Karikatur bei Haack Abb. 46. — Sponek Wilhelm Graf Sponeck (1813—1886, badischer Oberst und Kammerherr) erscheint auch auf der soeben erwähnten Karikatur und unter den Porträtsmedaillons der architektonischen Umrahmung zu den Sieben Raben. — Nettl Anna Hönig, „die Königin von Schwinds jungen Tagen", 1832 vermählt mit Ferdinand Mayerhofer von Grünbühel.

III.

H. wohl Helene Winkler, verehel. Hornbostl. Vgl. den Brief an Bauernfeld vom 23. Februar 1842.

IV.

Louise Sax Sachs. — Helene Winkler. — Hornpostl Theodor Ritter von Hornbostl, Industrieller, 1848 Handelsminister. — Frau von Gutherz ff. Eine scherzhafte Zeichnung Schwinds: „Verhimmelung der Hand der Therese Hönig" abgebildet bei E. Horner, Bauernfeld S. 21. — mein Bild Ritter Curts Brautfahrt wurde (zwischen Dezember 1841 und Februar 1842) für die Großherzogliche Kunsthalle in Karlsruhe angekauft.

V.

Lichtenthaler Kirche bei Baden-Baden. — Binder Der Maler Josef B. — Brechtler Der Dichter Otto Prechtler. — in der neuen Trinkhalle in Baden Erbaut 1837—1840 von Hübsch, dessen Werk auch die Kunsthalle in Karlsruhe ist. Schwind erhielt den Auftrag nicht. (Vgl. auch den folgenden Brief.) „Der Vater Rhein" verdankt dem Projekt sein Entstehen.

VI.

Seeligmann Romeo Seligmann, Arzt und Professor der Geschichte der Medizin an der Wiener Universität. Vgl. den schönen Nekrolog von Theodor Gomperz im Abendblatt der „Neuen Freien Presse" vom 15. Oktober 1892.

VII.

Gustl Schwinds älterer Bruder August. — Kraft Der Historienmaler Peter Krafft war Direktor der kaiserlichen Gemäldegalerie im Belvedere. Vgl. auch den Brief an Schaller vom 4. November 1842. — im Stiegenhaus des neuen Akademiegebäudes zu Karlsruhe.

VIII.

Enderes Ein Karl von E. ist aus dem Schubertschen Kreise bekannt. Vgl. Kreißle S. 219 und Katalog der Wiener Schubert-Ausstellung 1897 Nr. 193. — Bild mit Zwergen Der Falkensteiner Ritt, jetzt im Museum zu Leipzig. — Duellgeschichten Ausführlich erzählt in Wilhelm Chezys „Erinnerungen", Bd. II, Kap. 34.

IX.

Das Original des Briefes im Besitze der Frau Gräfin Ernestine von Crenneville.

Schoedl Bernhard Schädel. Vgl. Schwinds Briefe an ihn, veröffentlicht in der Zeitschrift „Nord und Süd“, Bd. XIV und XV (1880). — List's Freund. Gemeint ist Franz Lißt.

X.

Arbeit neuen Costums Die Symphonie. — Graf von Gleichen Erst viel später (1864) für den Grafen Schack ausgeführt. Vgl. auch die Briefe an Thäter vom Juni und 9. Dezember 1848. — die Gegend der Gleichenburgen (3 Burgen bei Erfurt) durchstudiren für das obenerwähnte Bild.

XI.

Die beiden Lachner Franz und Ignaz. — Beethovensche Fantasie (op. 80) Die „Symphonie“. — Hänglampe Zu Weihnachten 1848 malte Schwind die Uhlandsche Ballade vom Grafen Eberstein als Lampe für seine Wohnung. Vgl. die Briefe an Schädel vom 14. und 17. Jänner 1849 und Führich S. 113.

XII.

Donner Schwinds Schüler, der Maler Otto D. von Richter aus Frankfurt. — Schmied Wieland Ölbild in der Schackschen Galerie. — für das königl. Album Schwinds Beitrag zu dem Album König Ludwigs I. (im Münchner Kupferstichkabinett) ist eine Zeichnung der auch als Ölbild ausgeführten Komposition: Gnomen in Bewunderung vor der Zehe der Bavaria.

XIII.

Anton R. v. Spaun, gest. 1849. — Richard Vermutlich R. Bansfield, ein Enkel der Frau v. Frech, derzeit österreichischer Linienschiffskapitän d. R. Vgl. auch den XX. Brief.

XV.

Stanzi Josef v. Spauns Tochter Konstanze.

XVI.

die Cabs Dr. Gutherz ist der Begründer des Einspännerfuhrwerkes in Wien. Mit der anfänglich gewählten englischen Wagenform,

den Cabs, vermochte er aber nicht durchzudringen. Am 16. März 1852 war der erste Probewagen im Tiefen Graben aufgestellt gewesen. — bei Görgen in Döbling Irrenanstalt. — Franzl Schwinds jüngerer Bruder Franz vermählte sich am 18. Oktober 1852 mit Klara Hopfgartner. Vgl. Franz Ritter von Schwind. Ein Lebensbild. Innsbruck, 1877, Wagner. S. 12. — Leonhardt Julius Emil Leonhard, geb. Lauben 13. Juni 1810, gest. Dresden 23. Juni 1883; 1852 Professor des Klavierspiels am Münchner, 1859 am Dresdner Konservatorium. Vgl. den Briefwechsel mit Schädel an verschiedenen Stellen und auch Führich S. 62 ff.

XVIII.

Ringseis Wohl der bekannte Arzt und Professor an der Münchner Universität Joh. Nep. v. R. — Betzmeier Johann Petzmayer aus Wien, Kammervirtuose des Herzogs Max in Bayern.

XIX.

Ritter von Schobers Schober hatte sich 1856 zu Dresden mit der bekannten Jugendschriftstellerin Thekla von Gumpert vermählt. — Rudolf von Habsburg (Kaiser Rudolfs Grabesritt) das große Ölgemälde Schwinds, jetzt in der Kunsthalle zu Kiel. Über das andere Bild (für König Max) vgl. Führich S. 71 ff. und den folgenden Brief. — alte Compositionen Wohl die „Reisebilder". Vgl. auch den XXI. Brief. — Die Spaunische Zeichnung. „Das Grab Antons von Spaun." Sepiazeichnung, zweimal ausgeführt. Abgebildet bei Nagl und Zeidler, Deutsch-österreich. Litteraturgeschichte, II. Bd., S. 96. — Novara Josef von Spauns gleichnamiger Sohn war in der Schlacht bei Novara tödlich verwundet worden. — Marie Mayerhofers Tochter. — aus London Über die englische Reise Schwinds vgl. Führich S. 72—78.

XX.

Das Original des Briefes im Besitze des Herrn Prof. Richard Heuberger.

XXI.

Ausstellung Die große Münchner Kunstausstellung 1858, auf der auch Schwinds „Sieben Raben" erschienen. — Gomperz Soll wohl heißen Gumpert, vgl. die Anmerkung zum XIX. Brief. — Charles Vesque von Püttlingen, Maler, ein Bruder des als Komponisten bekannten Johann V. Vgl. auch den Brief an Bauernfeld vom 9. Juli 1858 und die Auszüge „Aus Julius Schnorrs Tagebüchern" in den Dresdner Geschichtsblättern 1895, Nr. 3, S. 218. — meine lyrischen Arbeiten Die sogenannten Reisebilder.

XXII.

Das Original dieses Briefchens, das ohne Datum ist und daher hier zum Schlusse angereiht wurde, ist im Besitze des Herrn Grafen Anton Prokesch von Osten.

* * *

Verzeichnis der in den Briefen erwähnten Arbeiten Schwinds.

Aschenbrödl: XVI. — Badner Trinkhalle und Vater Rhein: V, VI, X. — Erstürmung Jerusalems: XIX, XX. — Falkensteiner Ritt: VIII. — Festzug für das Stiegenhaus der Neuen Pinakothek: XII. — Gnomen vor der Zehe der Bavaria: XII. — Grab Antons von Spaun: XIX, XX. — Graf Eberstein (Lampe): XI. — Graf von Gleichen: X. — Kaiser Rudolfs Grabesritt: XIX. — Karlsruher Arbeiten: I, IV, V, VII, VIII. — Reisebilder: XIX, XXI. — Ritter Kurt: I, II, IV. — Sieben Raben: XI, XX, XXI. — Symphonie: X, XI. — Wartburg: XVII. — Wieland der Schmied: XII. — Zauberflöte: XVII.

Uffo Horn.

Von

Dr. Wolfgang von Wurzbach.

Die vormärzliche Epoche, welche in Österreich manche Blüte echter Poesie hervorbrachte, zeitigte auch in dem benachbarten Deutsch-Böhmen eine Dichtergeneration, welche nicht wenig zur Aufrechthaltung des deutschen Elementes in dem schon damals durch Übergriffe des Slawentums stark gefährdeten Lande beitrug. Karl Egon Ebert, Alfred Meißner, Moritz Hartmann, Adalbert Stifter, Uffo Horn und viele andere, die dem Gedächtnis der heutigen Lesewelt ganz oder zum Teile entschwunden sind, wirkten in diesem Sinne. Die meisten von ihnen harren noch der literarhistorischen, ihren Verdiensten entsprechenden Würdigung. Wenn wir die Aufmerksamkeit des Lesers auf Uffo Horn richten, so geschieht es jedoch nicht nur, weil seine interessante Persönlichkeit und sein literarisches Schaffen dieselbe beanspruchen dürfen, sondern weil seine Individualität für den Freund Grillparzerscher Poesie von doppeltem Interesse sein muß, denn Uffo Horn unternahm es 20 Jahre nach dem Erscheinen von „König Ottokars Glück und Ende", ein von diametral entgegengesetzten Tendenzen diktiertes Gegenstück zu schreiben, das seinerzeit großes Aufsehen erregte und einen numerischen Erfolg erzielte, welcher jenen des poetisch unstreitig höherstehenden Grillparzerschen Dramas bei weitem übertraf.

Die Quellen über die Biographie Uffo Horns fließen sehr spärlich. Die erste Lebensskizze des Dichters stammt aus der Feder des ihm persönlich befreundeten Dr. Karl Viktor Hansgirg. Sie erschien im

Jahrgang 1849 des noch öfter zu erwähnenden Jahrbuchs „Libussa“ (herausgegeben von P. A. Klar, S. 393 ff). Eine bedeutend erweiterte Umarbeitung dieses Elaborates brachte wenige Tage nach dem Tode des Dichters die „Bohemia“ (1860, Nr. 126, 133, 137, abgedruckt im „Pilsener Boten“ 1860, Nr. 47—50). Dieselbe ist mit dem Lobe des Dahingeschiedenen so verschwenderisch, daß der Gedanke einer Beeinflussung des Verfassers durch Horn selbst nahe lag. Der erstere unterzeichnete die Artikel mit F. M. und dürfte wohl mit Ferdinand Mikowec identisch sein, der auch die Publikation von Uffo Horns poetischem Nachlasse übernommen hatte. Einige Züge aus des Dichters Leben teilte derselbe Autor in der „Bohemia“ 1861, Nr. 47 mit. Eine kürzere, nur bis zum Jahre 1855 reichende Skizze brachte die Prager Monatsschrift „Erinnerungen“ (1855, S. 60 und 88). Die erste kritische Sichtung des gesamten biographischen und literarhistorischen Materiales enthält Dr. Konstant von Wurzbachs „Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich“, IX. Bd., S. 292 ff (1863). Einzelne kleinere Beiträge zur Charakteristik des Dichters werden wir im Laufe unserer Untersuchung zu erwähnen Gelegenheit finden.

I.

Uffo Daniel Horn wurde am 18. Mai 1817 in der alten königlichen Leibgedingstadt Trautenau geboren, wo sein Vater als Inhaber des k. k. Tabakverlages lebte. Ein Pole von Geburt, hatte sich Ferdinand Horn in der Schlacht bei Dresden wacker hervorgetan, die Wunden, welche er daselbst empfangen, zwangen ihn jedoch, zu quittieren und in Anerkennung seiner Verdienste wurde ihm 1815 jene Stellung als das einträglichere Äquivalent einer Hauptmannspension von der Regierung übertragen.

Der auffallende und seltene Vorname des Dichters gab zu einem eigentümlichen Auftritte Veranlassung. Der Taufpate, Kontrolleur vom Salzwerke Zachow, war ein in den Ritter- und Räuberromanen sehr belesener Mann und hatte damals gerade die Erzählung „Uffo von Wildungen und Jutta von Sturenbach“ von Chr. Heinrich Spieß unter den Händen. Dieselbe gefiel ihm so gut, daß er darauf bestand, den Knaben Uffo zu nennen. Der Vater willigte ein und fügte den alttestamentarischen Namen Daniel hinzu,

womit sich die Mutter, Frau Maria Horn, geb. Berka, nach einigem Widerstande einverstanden erklärte. Dagegen war der Dechant von Trautenau mit jenen beiden Patronen durchaus nicht zufrieden; den Uffo, sagte er, kenne er gar nicht und Daniel stehe zwar im Kalender, sei aber kein christlicher Heiliger. Erst als der Vater kategorisch erklärte, er werde den Knaben von dem Pastor eines nahegelegenen Ortes taufen lassen, gab der Dechant seine Einwendungen auf und verstand sich zu den beiden gewünschten Namen.

In nicht minder charakteristischer Weise offenbarte sich die Energie des Vaters, als Uffo, drei Jahre alt, am Scharlach erkrankte, der damals in jener Gegend epidemisch auftrat. Von den Ärzten wurde die neue „kalte" Kur empfohlen, allein niemand wagte es, an seinem Kinde die noch unerprobte Methode zu versuchen. Nur Vater Horn fand den Mut, mit Uffo den Anfang zu machen und ließ sich von der Ausführung seines Entschlusses selbst durch die Drohungen des gegen den „Kindesmörder" wütenden Pöbels nicht abhalten. Unter solchen Umständen glauben wir es gern, daß die erste Erziehung des Knaben von seiten des Vaters eine soldatisch-strenge war. Im Gegensatze dazu übte die Mutter auf die Bildung des kindlichen Herzens einen sehr wohltätigen Einfluß.

Kaum vier Jahre alt, wurde Uffo in die Schule seiner Vaterstadt geschickt, welche er schon drei Jahre später mit dem Gymnasium auf der Kleinseite in Prag vertauschte. In Anbetracht seiner bedeutenden Anlagen nahm man bei ihm von dem vorgeschriebenen Alter Umgang. Von den Lehrern, welche ihn hier unterrichteten, förderte außer dem als Historiker und Dichter seinerzeit bekannten Johann August Zimmermann, in dessen Hause er wohnte, besonders der Philologe Wenzel Alois Swoboda seine geistigen Bestrebungen. Swoboda weckte in ihm jene tiefe Verehrung für die klassische Literatur, welche er zeitlebens bewahrte. Neben dem Studium der Klassiker oblag er mit Vorliebe jenem der Geschichte, eine

Neigung, die bei ihm mit den Jahren wuchs und 1830 zur Zeit des polnischen Aufstandes ihren Höhepunkt erreicht zu haben scheint. Großes Vergnügen bereitete ihm auch das Auswendiglernen von Gedichten und in dieser Zeit legte er den Grund zu seinem vorzüglichen Gedächtnis. Er deklamierte leidenschaftlich gern, wobei sein bedeutendes schauspielerisches Talent zur Geltung kam.

Nach Vollendung des Gymnasiums studierte Horn an der Prager Universität die üblichen zwei Jahre Philosophie. Unter seinen Professoren schätzte er vorzüglich den pedantischen, aber gelehrten Historiker Leonhard Knoll, den Ästhetiker Anton Müller und Jakob Beer. Dagegen sagten ihm die Vorträge des Herbarbitaners Franz Exner durchaus nicht zu, weil ihn, wie die meisten Dichter jener Zeit, Schelling und Hegel mächtig anzogen. Als Student der Philosophie wurde Horn auch Mitglied der Allgemeinen deutschen Burschenschaft, die kurze Zeit vorher unter der Leitung Adlers, eines bemoosten Hauptes aus Breslau und damals Erziehers in einem böhmischen freiherrlichen Hause, gegründet worden war, bald darauf aber mit dem Eintritt einer politisch ruhigeren Zeit wieder zerfiel.

Nach Absolvierung der philosophischen Studien ging Horn zur Jurisprudenz über, die ihn indes vorläufig wenig interessiert zu haben scheint und welche er offenbar nur deshalb betrieb, um im gegebenen Falle eine Beamtenstellung erlangen zu können, worauf er indes nie angewiesen war. Die Mittel zu einer, wenn auch nicht luxuriösen, so doch sorgenfreien Existenz waren ihm von Hause aus gesichert.

Der poetische Genius regte in dem Knaben frühzeitig die Fittiche. Er selbst nährte seine Vorliebe für dichterische Gestaltung durch einen großen Leseeifer, dem er bereits als Gymnasiast in den meisten freien Stunden nachhing. Derselbe wurde bei dem Studenten zu einer wahren Lesewut; im Alter von 20 Jahren soll Uffo Horn stets einige Bücher in den Taschen und unter dem Arme getragen haben. Seine

Ideale waren Schiller und Karl Egon Ebert, deren Stil und Gestaltungsweise er sich in seinen frühesten Gedichten zu nähern suchte. Als dritten im Bunde verehrte er später Goethe, besonders um des „Wilhelm Meister“ willen. Sein französisches Evangelium war Viktor Hugos „Notre Dame de Paris“, sein italienisches Dantes „Divina Commedia“. Von seinen ersten Versuchen in der Balladendichtung ist ebensowenig auf uns gekommen wie von den Anfängen einer Dramatisierung der Geschichte des Herzogs Jaromir oder Wenzels des Heiligen. Er verbrannte die Arbeiten aus dieser Zeit später sämtlich. Näheres wissen wir nur über ein Drama, welches die Verschwörung gegen den Schwedenkönig Gustav III. zum Gegenstande hatte. Die Idee zu demselben kam ihm infolge einer heimlichen Durchstöberung der Familienpapiere seines Vaters, welche in ihm den Gedanken erweckten, daß er von dem schwedischen Grafen Horn, der eine Hauptrolle unter den Verschwörern spielte, abstamme. Obwohl ihm sein Vater hierüber keine bestimmte Auskunft zu geben vermochte, nahm er die Phantasie als Tatsache an. „Ich besinne mich“, schrieb der Dichter viele Jahre später über diesen dramatischen Versuch an seinen ältesten Biographen, „daß ich mit allem Eifer die Partie der Aristokraten darin vertrat und den Mord des Königs so feurig, als ich nur vermochte, verteidigte .... und ich bemühte mich, für meinen Wahlverwandten, einen der Hauptakteurs jener traurigen Geschichte, eine poetische Lanze zu brechen.“ Auf Anraten des Professors Zimmermann übergab Horn später auch dieses Manuskript dem Feuer. Nebenbei schrieb er um die Wette mit einigen Freunden, dem Montanbeamten Franz Helinger, dem Professor K. Kurzweil und dem italienischen Bilderhändler Avanjo, Ritterromane. Die seinigen sollen nach dem einstimmigen Urteil der übrigen weitaus die schlechtesten gewesen sein. Ohne je regelmäßigen Zeichenunterricht erhalten zu haben, zeichnete Horn bereits in den Schuljahren überraschend gut, und zwar besonders

Karikaturen, eine Fertigkeit, die ihm auch noch später manche angenehme Stunde bereitete. Dagegen wurde er mit dem Lernen der Musik unnützerweise gequält. Ihm, der so melodische Verse schrieb, mangelte hierzu jegliches Talent.

Von großer Bedeutung für den Studenten Horn war seine Einführung in das Haus der literarisch feingebildeten Landesadvokatenswitwe Glückselig, geb. du Chet, welcher im Vereine mit ihrem Sohne Dr. med. August, späterem Stadtarzte in Elbogen, das Verdienst zukommt, Horn von seiner Vorliebe für Ritterromane geheilt und einer besseren Geschmacksrichtung zugänglich gemacht zu haben. Durch sie wurde er auch in den schöngeistig tonangebenden Kreis der Familie Klar aufgenommen, zu deren besten und intimsten Freunden er alsbald zählte. Der verdienstvolle Kreisrat und Direktor des Prager Blindeninstitutes Paul Alois Klar (geb. 1801, † 1860) und seine liebenswürdige Gattin, eine geborne Gräfin Wratislaw-Mitrović, wirkten auf Horns poetische Natur bis in seine letzten Tage sehr fördernd ein und sie waren es, welche ihn — um mit einem älteren Biographen zu sprechen — „wenn er lethargisch zu rasten drohte, immer zu neuen Schöpfungen aufweckten“.

Horn, der als Knabe „recht täppisch und schwerfällig“ gewesen sein soll, war in diesen Jahren bereits eine männlich schöne Erscheinung, was ihn, vereint mit seiner großen Vorliebe für Deklamationen, veranlaßte, sich wiederholt in geschlossenen Kreisen als Schauspieler zu versuchen. Er wirkte mehrmals in Vorstellungen des hohen Adels auf dem Schloßtheater der Fürstin Clary mit und seine Darstellung des Faust, der damals mit der Tondichtung des Fürsten Radziwill zum Besten des Klarschen Blindeninstitutes aufgeführt wurde, wird als vollendet bezeichnet. Es ist daher erklärlich, daß Horn viel in Theaterkreisen verkehrte. Besonders befreundet war er mit den Schauspielern Ernst und Fischer sowie mit den Schauspielerinnen Friederike Herbst und Margarete Binder.

In dem Salon der letzteren wurde Horn bewogen, zum erstenmal in einem Prager Journal ein größeres Gedicht unter seinem vollen Namen zu veröffentlichen. Die Veranlassung hierzu bot sich, als die genannte Schauspielerin am 26. Juli 1835 in der Bohemia einen Aufruf „an die Frauen Böhmens" drucken ließ, worin diese aufgefordert wurden, zur Gründung eines Schiller-Denkmales beizusteuern. Horn knüpfte daran ein schwungvolles Gedicht „An Böhmens edle Frauen", das seinen Namen in weiten Kreisen der Hauptstadt bekannt machte. Über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinaus trug denselben jedoch das kurze Zeit später verfaßte, Aufsehen erregende Gedicht „Ein Kaiserwort", welches entstand, als Kaiser Ferdinand bei seiner Thronbesteigung den politischen Gefangenen Italiens Amnestie erteilte. Zur selben Zeit dichtete der Achtzehnjährige einen Prolog und Epilog zu der Aufführung eines Fragmentes aus Goethes „Faust", in welchem Frau Rettich an der Seite ihres Gemahls (Faust) und des Schauspielers Pusch (Mephisto) auf der Prager Bühne als Margarete auftrat. Diese erste Prager Faustvorstellung fand am 3. Juli 1835 statt und der Schauspieler Fischer erntete durch den Vortrag der beiden Gedichte Horns reichlichen Beifall.

Nichts war daher natürlicher, als daß Fischer, der bald darauf ein Benefiz feierte, seinen talentvollen jungen Freund ersuchte, ein Drama zu dieser Gelegenheit zu verfassen. Horn, der sich schon lange danach sehnte, mit einem solchen hervorzutreten, erklärte sich bereit, jeden ihm vorgeschlagenen Stoff szenisch zu behandeln. Da andere zweifelten, daß ihm dies gelingen werde, kam es zu einer Wette, der zufolge Horn sich verpflichtete, die Geschichte Hořimirs, die sich zur epischen, nicht aber zur dramatischen Behandlung eignete, innerhalb acht Tage bühnengerecht auszuarbeiten. Horn, der von dem Eifer beseelt war, ein Seitenstück zu Eberts vielbewundertem „Czestmir" zu schaffen, hielt sein Versprechen und sein Werk konnte bereits am 18. November 1835 zur

Aufführung gelangen. Trotz seiner offenbaren Mängel erzielte „Hořimir“ einen bedeutenden Erfolg und der jugendliche Dichter wurde wiederholt gerufen. Als sich der Beifall nicht legen wollte, trat er vor und sprach im Anschluß an Schillers Verse:

„Ans Vaterland, ans teure, schließ' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen“

einige Worte des Dankes und freudiger Verheißung. Trotz dieser vielversprechenden Aufnahme zog Horn das Stück später von der Bühne zurück, wozu ihn in erster Linie die szenischen Schwierigkeiten veranlaßt haben dürften, welche in der Idee lagen, Hořimirs Wagesprung mit dem Rosse Šemik auf die Bühne zu bringen. Auch hatten einige Kritiker an das Erstlingswerk einen allzu strengen Maßstab angelegt.

Immerhin ermutigte ihn dieser Erfolg zu neuen dramatischen Versuchen. Schon das nächste Jahr 1836 brachte ein zweiaktiges Lustspiel „Die Vormundschaft“, in dessen Autorschaft sich Uffo Horn mit dem Nestor der damaligen Prager Schriftsteller Wolfgang Adolf Gerle (geb. 1781, gest. 1846) teilte. Dem alten Bühnenpraktikus Gerle sollen Idee, Plan und Szenierung, Horn dagegen der überwiegende Teil an der Abfassung zuzuschreiben sein. Die Verfasser reichten ihr Werk zu der Konkurrenz ein, welche die Cottaische Verlagsbuchhandlung in Stuttgart für das beste Lustspiel ausgeschrieben hatte, und erhielten unter 60 eingesandten Stücken den Preis. August Lewald, der Herausgeber der „Dramatischen Revue“, in welcher „Die Vormundschaft“ sodann veröffentlicht wurde,[1] gesteht ein, daß ihn die Lektüre der eingelaufenen Preisstücke bald überzeugte, daß von großen Kunstansprüchen nicht die Rede sein könne, sondern nur von einem darstellbaren Drama, das bei der Aufführung gefiele. Wenn sich „Die Vormundschaft“ nun auch nicht bedeutend über die Durchschnittsware

[1] 2. Jahrgang, 1836, S. 389 ff.

der damaligen Bühnenwerke erhob, so ist ihr doch ein gewisses dramatisches Interesse und eine gesunde Komik der Situationen nicht abzusprechen. Der Dialog ist mitunter sogar witzig zu nennen, obwohl die besten Witze aus Heine und Börne entlehnt sind.[1] Die stark chargierten Charaktere erinnern auffallend an einige viel gegebene spanische und englische Komödien, besonders aber an Heinrich Becks Lustspiel „Die Schachmaschine" (1798), welches seit Jahren die deutsche Bühne beherrschte. Im Mittelpunkte der Handlung steht Emilie Brand, eine reiche Waise, deren drei Vormünder, eine adelsstolze Witwe, ein Professor der Naturwissenschaften und ein Landwirt, sich über eine Heirat für sie nicht einigen können. Die schwierige Aufgabe, sich alle drei geneigt zu machen, löst ein junger Spaßvogel, Georg Morgenstern, dem seine Verstellungsgabe und einige glückliche Zufälle dabei behilflich sind. Er erwirbt sich das Wohlwollen des Professors, indem er sich für einen Gelehrten, jenes des Landwirts, indem er sich für einen Gutsbesitzer, das der Frau von Adlerhorst, indem er sich für einen Diplomaten ausgibt. Als ihm Emiliens Hand sicher ist, stellt sich zwar heraus, daß er nichts von alledem sei, aber die Enttäuschung wird dadurch ausgeglichen, daß ihn sein reicher Oheim zum Erben einsetzt. Das Preisstück ging in der Folge über alle deutschen Bühnen. Auf dem Wiener Burgtheater gelangte es am 30. März 1837 zugleich mit Halms einaktigem dramatischen Gedicht „Camoens" zur Aufführung. Die Vorstellung der beiden Stücke konnte in den nächsten zwei Jahren (bis 1. Mai 1839) zwölfmal wiederholt werden.[2] Besonders günstig war die Aufnahme auf dem königlichen Hoftheater zu Stuttgart, wo die Rollen des Georg und des Thomas Brand ausgezeichnete Darsteller fanden.[3]

---

[1] Tybald im „Berliner Figaro" vom 17. Juni 1837.

[2] Dr. Ed. Wlassack, Chronik des k. k. Hofburgtheaters. Wien 1876, S. 199, 325.

[3] Lemberts „Thelegraph" 1837, Nr. 44.

Im nächsten Jahre schrieb Horn in Gemeinschaft mit Gerle ein zweites Lustspiel „Der Naturmensch", welches jedoch keinen so großen Erfolg erzielte wie das vorhergehende und bald wieder von der Bühne verschwand.[1] Es erschien auch nicht im Druck. Wenn frühere Biographen Horns von einer Aufführung des „Naturmenschen" auf dem Burgtheater und von einer allerhöchsten Anerkennung sprechen, welche Horn anläßlich derselben zuteil geworden sei, so beruht dies offenbar auf einer Verwechslung mit der „Vormundschaft".

Der Beifall, welchen sein erstes Lustspiel in Wien fand, soll Horn veranlaßt haben, seine Studien — denn noch war er Jurist — daselbst zu vollenden. Er übersiedelte 1838 in die Residenz, wo er an dem literarischen Treiben lebhaften Anteil nahm und Muße und Lust zu neuem poetischen Schaffen fand. Er verkehrte in den Wiener schöngeistigen und theatralischen Zirkeln und sein Talent für Geselligkeit, sein unverwüstlicher Humor und seine glänzende Rednergabe öffneten ihm die ersten Salons, die besten Blätter — und, wie es heißt, für einige Tage auch den politischen Kerker. Eine herzliche Freundschaft verband ihn alsbald mit dem seit 1826 am Wiener Burgtheater engagierten Hofschauspieler Ludwig Löwe, zu dessen besten Imitatoren Horn zählte, sowie mit Moritz Gottlieb Saphir, welcher den jungen Dichter in die Kreise jener zu ziehen wußte, deren Kräfte er in der rücksichtslosesten Weise ausbeutete, indem er sie ohne Unterlaß um Beiträge preßte, ohne ihnen einen Heller Honorar zu bezahlen. Als Herausgeber des 1837 gegründeten „Humoristen" ist Saphir zutreffend mit einem wandernden Zigeuner verglichen worden, der schöne Kinder stiehlt, um sie zu seinem Erwerbe abzurichten. Horn hatte sich schon wiederholt für dieses Journal schriftstellerisch betätigt, als seine Beziehungen zu dem Herausgeber plötzlich eine Störung erlitten. Der An-

[1]) Bohemia Nr. 141 (1837).

laß soll die von Saphir in seinem Liederzyklus „Wilde Rosen“ besungene Herta gewesen sein. Zwischen ihm und Horn entspann sich ein heftiger Federkrieg, der sich zuerst im „Humoristen“ in unliebsamer Weise breit machte, sodann jedoch in das Frankfurter Konversationsblatt hinüberspielte. Die Art und Weise, wie Saphir nun gegen seinen ehemaligen Freund und Schützling vorging, rechtfertigt vollkommen den Ruf, welchen er sich in der Geschichte der österreichischen Literatur erworben hat. Er rollte sich, wie ein zeitgenössisches Pamphlet sagt, gleich einem Igel bei jedem Angriff zusammen und bediente sich dabei nicht der siegenden Waffen der Widerlegung, sondern verteidigte sich mit dem Stachel der Persönlichkeit, tauchte seine Hände in die Kloake des Wortwitzes und ohrfeigte damit seinen Widersacher. Saphirs „Höchst witzloses, aber höchst wahres letztes Wort an Uffo Horn“ im Frankfurter Konversationsblatt [1]) beweist die Richtigkeit dieser Charakteristik zur Genüge. Unter dem Motto:

„Mit Seide näht man keinen groben Sack,
Mit Äther wäscht man nicht das Heuchler-Pack“

hält er ihm darin vor, daß er ihn „jahrelang“ mit teuren Opfern großgezogen habe, daß Horn aber nichts anderes erstrebe „als Skandal und Lärmen um jeden Preis, bloß um von sich reden zu machen“. Schließlich wünscht er, daß ihn der Himmel bessern möge.

Saphir erinnert ihn in dieser Replik auch an die Dedikation des „Camoens im Exil“, eines einaktigen dramatischen Gedichtes, welches Horn in demselben Jahre (1839) bei Anton Mausberger in Wien hatte erscheinen lassen und das kurze Zeit nach dem Ausbruche der Polemik mit Saphir in die Öffentlichkeit gelangt war. Da Horn die Zueignung an Saphir nur deshalb nicht zurückzog, um diesem durch das Nichteinhalten eines gegebenen Versprechens nicht neuen Anlaß zu Schmähungen zu geben, war es von

---

[1]) Nr. 358 (1839).

Saphir um so unverschämter, ihm dieselbe vorzurücken.[1]) Die Widmung ist übrigens, wie begreiflich, in sehr kurzen Worten und möglichst kühl gehalten. Anrede und Unterschrift des Verfassers fehlen gänzlich. Sie lautet:

„Herrn M. G. Saphir gewidmet. Ich kam nach Wien ohne Ruf und Gönner; wenn jetzt hie und da ein Freund der Literatur meinen Namen kennt, so verdanke ich es zumeist Ihrer Empfehlung. Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank dafür und die Zueignung dieses Gedichtes als einen schwachen Beweis desselben."

Wie aus einem Briefe Horns an Ig. J—s (Ignaz Jeitteles), welcher dem Drama als Vorrede beigegeben ist, erhellt, lag es gar nicht in des Dichters Absicht, dasselbe aufführen zu lassen. Er gibt zu, daß ihm die gegliederte Verbindung der Reflexion und Charakteristik fehle, daß der Mittelaufwand in keinem Verhältnis zu dem Resultate stehe, daß kein szenisches Erfordernis darin berücksichtigt sei. Anderen Nachrichten zufolge soll die Aufführung durch Zensurhindernisse unmöglich gemacht worden sein, was indes nicht wahrscheinlich klingt, da die harmlosen Szenen des „Camoens", welche sich mehr durch ihre elegante poetische Form als durch ihren Inhalt auszeichnen, nichts enthalten, was sie dem rigorosesten Zensor hätte verdächtig machen können. Den größten Teil des Gedichtes nehmen die Klagen des nach Macao verbannten Dichters der „Lusiaden" ein, der hier abwechselnd um die verlorene Geliebte und um das ferne Vaterland trauert. Das Eintönige dieser Reflexionen wird nur durch eine Liebeserklärung der Schwester seines Gastfreundes, welche Camoens unerwidert läßt, und durch die Botschaft, daß ihm die Heimkehr gestattet sei, unterbrochen. Obwohl die zeitgenössische Kritik das Werk fast ausnahmslos anerkannte und dasselbe sogar vor Wolfgang Menzels Augen Gnade fand, möchten wir es für ebenso verfehlt erklären

[1]) Siehe die Besprechung des „Camoens" von J. S. in dem Prager Literaturblatt „Rosen" Nr. 40 vom 5. Oktober 1839.

wie Halms inhaltsverwandte, in demselben Jahre gedruckte Dichtung. Horn bewahrte dem langatmigen portugiesischen Sänger, den er auch in einer Epopöe verherrlichen wollte, zeitlebens eine innige Verehrung. Ein Fragment des geplanten Gedichtes erschien in der „Libussa“ für 1854 unter dem Titel „Der Abschied“. Dasselbe schildert die Trennung des in den Krieg ziehenden Camoens von seiner Geliebten Catharina de Ataide. Noch kurz vor seinem Tode beschäftigte ihn eine freie Umdichtung von Camoens' Sonetten, die indes nie gedruckt wurde.

Außer kleineren poetischen und prosaischen Arbeiten, welche Horn für den „Humoristen“, für Lemberts „Telegraph“ und andere Blätter schrieb, vollendete er in der Zeit seines Wiener Aufenthaltes auch ein größeres Gedicht „Rizzio“ und mehrere dramatische Werke. Von diesen vernichtete er das fünfaktige Schauspiel „Benvenuto Cellini“ kurze Zeit nach der Vollendung, scheint den Stoff jedoch später nochmals vorgenommen zu haben, da sich eine Tragödie dieses Namens unter den nachgelassenen Werken vorfand. Das Lustspiel „Molière“ reichte er der Direktion des Burgtheaters ein, doch wurde es entweder nicht angenommen oder die Aufführung durch die Zensur vereitelt. In Stuttgart soll es gegeben worden sein.

Im Februar 1838 verfaßte Horn in Wien ein offenes Schreiben an Karl Gutzkow, welches in demselben Jahre bei Hoffmann und Campe in Hamburg erschien. Es führte den Titel: „Nikolaus Lenau, seine Ansichten und Tendenzen, mit besonderer Hindeutung auf sein neuestes Werk Savonarola.“ Horn nimmt darin den ungarischen Dichter gegen zwei Vorwürfe, welche in Nr. 39 des Hamburger „Telegraphen“ gegen ihn erhoben worden waren, in Schutz. Ohne seiner Verehrung für Gutzkow, den er als seinen geliebten Freund anspricht, das geringste zu vergeben, verteidigt er darin Lenau gegen die Beschuldigung des Pietismus und der Untreue gegen seine früher geäußerte liberale Gesinnung.

Ende 1839 beschloß er nach Hamburg zu übersiedeln. Auf dem Wege dahin verweilte er in Dresden, wo er Winkler, Tieck und Julius Mosen kennen lernte. Er beschrieb seinen Aufenthalt daselbst in seinem „Tagebuch aus Norddeutschland", welches mit einer Widmung an Mme. Nina R . . . . ch im ersten Jahrgang der „Libussa" erschien. Zu Anfang des Jahres 1840 debütierte er in Hamburg mit einem Gedichte auf den Untergang des auf der Überfahrt von Neuyork nach Boston verunglückten Schriftstellers Karl Follenius. Er fand auch hier in die literarischen Kreise Eingang und hatte bald Gelegenheit, für Gutzkows „Telegraphen", Herloßsohns „Kometen", für die „Hamburger Nachrichten" und andere angesehene Blätter tätig zu sein. In Hamburg entstanden die „Erzählungen verschiedener Landstreicher", von welchen ein Teil später im „Panorama des Universums" veröffentlicht wurde, sowie die Anfänge eines Romanes, welche er jedoch bald darauf vernichtet zu haben scheint. Auch an der Begründung eines Journals, „Die Zeit", beteiligte sich Horn: dasselbe erlebte jedoch nur wenige Nummern. In seinen freien Stunden verkehrte er viel mit Verwandten der Marschen Familie, dem auch als Schriftsteller seinerzeit bekannten Augenarzte Dr. Matthias Schön und dessen Bruder, dem Kaufmanne August Josef Schön.

Bedeutsam für den jungen Dichter wurde seine Verbindung mit der angesehenen Verlagsbuchhandlung Hoffmann und Campe, für welche er „ein paar Broschüren schrieb, in welchen er schneidig-satirisch auftrat". Von solchen Schriften Uffo Horns ist uns allerdings heute nur eine einzige bekannt. Es ist das vielgenannte Pamphlet „Der österreichische Parnaß, bestiegen von einem heruntergekommenen Antiquar" (Freysing, bei Athanasius und Komp., o. J.), als dessen Verfasser man Horn so gut wie bestimmt ansehen kann. Wenigstens versicherte so Dr. Georg Spiller von Hauenschild (Max Waldau), der mit Campe intim befreundet war und es daher gewußt

haben dürfte, dem Verfasser des „Biographischen Lexikons des Kaisertums Österreich", Dr. Konstant von Wurzbach. Dennoch wurden auch später in dieser Frage Zweifel laut und der Verdacht der Autorschaft fiel, abgesehen von Horn, auch auf andere Schriftsteller, die dem Werke gewiß fern standen, wie Rudolf Hirsch und Kamillo Hell (Franz Adam Freiherr Schlechta von Wschehrd), welche nie etwas geschrieben haben, was die geringste Berechtigung gäbe, ihnen nur so viel Witz zuzutrauen, als auf einer Seite dieses Büchleins in kurzen markanten Worten enthalten ist. Weit mehr Anhänger hat die Ansicht, daß der „Österreichische Parnaß" von Itzig Jeitteles (geb. 1815, gest. 1857), einem nicht untalentierten Schriftsteller, herrühre, der einige Jahre vor dem Erscheinen dieses Pamphletes unter seinem Pseudonym Dr. Julius Seidlitz eine Schrift „Die Poesie und die Poeten in Österreich im Jahre 1836" (2. Teil, Grimma 1837) veröffentlicht hatte. Obwohl auch dem letztgenannten Werke ein bedeutendes literarhistorisches Interesse nicht abgesprochen werden kann, ist es ungleich zahmer und sachlicher gehalten als der „Österreichische Parnaß", und die Ansichten über manche Schriftsteller widersprechen sich in den beiden Werken, was an eine Identität des Autors nicht denken läßt. Außerdem stand Itzig Jeitteles mit Hoffmann und Campe — denn diese Firma verbirgt sich hinter dem Pseudonym — nie in Verbindung, während Uffo Horn für dieselbe, wie erwähnt, mehrere Schriften satirischen Inhaltes verfaßte. Von ganz besonderer Wichtigkeit ist, daß die von Horn in seinem offenen Schreiben an Gutzow über Lenau geäußerten Ansichten in dem Pamphlet gelegentlich der Charakteristik des letzteren wiederkehren.

Auf Itzig Jeitteles scheint dagegen die von der Verlagsbuchhandlung unterzeichnete, jedoch unstreitig von dem Autor selbst verfaßte Vorrede gemünzt zu sein, in welcher berichtet wird, daß die vorliegenden Skizzen den Verlegern von einem durchreisenden Antiquar, einem „kleinen Jüdchen", übergeben

wurden, das nach München ging, um sich taufen zu lassen. Er war sehr traurig gestimmt, heißt es, und sagte, er möge als Christ nichts mit dieser Schrift zu tun haben, deshalb entledigte er sich derselben noch ungetauft. Die Blätter des Manuskriptes waren in einem Zustande, der es notwendig machte, sie zu desinfizieren. „Das kleine Jüdchen" bestand darauf, seinen Namen zu verschweigen, da es ihm in seinem Fortkommen hinderlich sein könne, wenn man denselben erführe. Über sein Äußeres erfahren wir folgendes: „Er ist klein, hat krauses, wolliges Haar und Säbelbeine — da er den Hut aufbehielt, wissen wir über seine Stirn nichts zu sagen — seine Nase aber ist sehr lang, krumm und an der Spitze blau angelaufen. Die Unterlippe und das Kinn bekamen wir der Krawatte wegen auch nicht zu sehen, aber unser verehrter Kompagnon will bemerkt haben, daß ihm einige Vorderzähne fehlten. Nachforschungen in München haben ebenfalls zu keinem Resultate geführt und da wir unmöglich die Ähnlichkeit der Skizzen verbürgen können, so bitten wir, etwaiger Reklamationen wegen sich an Herrn Professor Görres oder seinen Sohn zu wenden, die er bei seiner Ankunft in München der Bekehrung wegen aufsuchen zu müssen glaubte."

Da nicht anzunehmen ist, daß der Verfasser sich selbst in der Vorrede so deutlich verraten habe, liegt der Gedanke nahe, daß dieser nicht Itzig Jeitteles, sondern ein anderer gewesen sei, welcher den Verdacht der Autorschaft von sich selbst ab- und auf jenen hinlenken wollte, und da ist nun gar kein Anlaß vorhanden, an der Richtigkeit von Max Waldaus Behauptung zu zweifeln, um so mehr, als Horn auch von anderer Seite als Verfasser von satirischen, bei Hoffmann und Campe erschienenen Schriften bezeichnet wird. Der Grund, warum der Dichter gerade Jeitteles zu seinem Sündenbock erwählte, liegt unzweifelhaft in dem Umstande, daß der Verfasser des Buches „Die Poesie und die Poeten in Österreich" ihm als der geeignetste erschien, um auch als

der Urheber eines heftigeren Pamphletes zu gelten. An eine ernstliche Feindschaft oder vorhergehende literarische Fehde zwischen den beiden zu denken, ist deshalb noch nicht notwendig. Unter dem Jg. J—s, an welchen die Vorrede des „Camoens im Exil“ gerichtet ist, dürfte nicht der in Rede stehende Kritiker, sondern sein gleichnamiger gelehrter Vetter, der Verfasser des „Ästhetischen Lexikons“, gemeint sein; jedenfalls spricht ihn Horn an jener Stelle als seinen teuersten Freund an und tut ihm in der höflichsten Weise dar, daß es nicht so schwer sei, wie er glaube, eine Ähnlichkeit des Camoens mit Tasso zu vermeiden. Über den Ästhetiker Jeitteles spricht auch das Pamphlet in Ausdrücken des höchsten Lobes, während sein Namensvetter (Seidlitz) darin gar nicht genannt wird.

Auf Horns Bestreben, sich von dem Verdachte der Autorschrift freizuhalten, ist es wohl auch zurückzuführen, daß er seine eigene Charakteristik in sehr unparteiischer und wenig schmeichelhafter Weise abgefaßt hat. Keineswegs ist sie jedoch derart, daß sie der um sein Inkognito besorgte Dichter nicht selbst hätte schreiben können.

In gleicher Weise wie von sich selbst, so gab Horn im „Österreichischen Parnaß“ von den bedeutendsten Schriftstellern und Dichtern des damaligen Österreich kurze Charakteristiken nebst einem Verzeichnis ihrer Werke. Die Bemerkungen sind voll beißenden Witzes. Viele davon sind gewiß übertrieben und ungerecht, aber manche treffen unstreitig den Nagel auf den Kopf.

Im Jahre 1843 kehrte Horn, bereichert durch eine Fülle neuer Eindrücke, in seine Vaterstadt Trautenau zurück.

II.

Die älteren Biographien des Dichters melden uns, daß sich sein lebhafter Geist in der Zeit, welche auf seine Heimkehr folgte, „zugleich auf ländliche Minne und Ortspolitik

warf". Er soll sich „leider nur zu sehr auf Kosten seiner poetischen Produktivität" in die Kommunalverwaltung eingemischt und damit viel Zeit vergeudet haben. Es habe nun keine Angelegenheit der Braugerechtigkeit, kein vergilbtes Dokument zum Beweise eines alten Stadtrechtes gegeben, um das er sich nicht tatkräftig gekümmert hätte. Die juristischen und archivalischen Studien, welche er damals betrieb, trugen indes auch in seinen poetischen Arbeiten ihre Früchte. Er kam alljährlich wiederholt zu längerem oder kürzerem Aufenthalte nach Prag, wo er sich den Genüssen, welche eine größere Stadt bietet, mit voller Seele hingab. Bei solchen Gelegenheiten beteiligte er sich gerne an öffentlichen Veranstaltungen, für welche er Prologe und Deklamationsstücke verfaßte. Als er 1843 im Vereine mit dem späteren Prager Konservatoriumsdirektor Johann Friedrich Kittl zum Besten der durch den Hamburger Brand Verunglückten ein Konzert gab, belohnte ihn die dankbare freie Stadt mit der großen goldenen Verdienstmedaille. In demselben und dem darauffolgenden Jahre hielt er im Karolinum einige, besonders von Damen zahlreich besuchte Vortragszyklen über das deutsche Lied, über Deutschlands Dichterinnen und über die deutschen Romantiker. Sein Vortrag über das Lied zur Zeit der Hussitenkriege wird als eine bedeutende Leistung gerühmt. Der Ertrag dieser Veranstaltungen wurde zu gleichen Teilen zwischen dem Prager St. Bartholomäushaus und Klars Blindeninstitut geteilt.

Dem letzteren widmete Horn zeitlebens mit Vorliebe seine poetischen Kräfte und er war stets mit Vergnügen bereit, wenn es galt, seinem Freunde Klar oder dessen Gattin seine Erkenntlichkeit zu beweisen. Zum Besten dieser Anstalt veröffentlichte er im Jahre 1842 seine „Lieder eines Blinden"[1], die schon früher in des Grafen Ferdinand

[1] Mit einer Abbildung der Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt für erwachsene Blinde. Prag und Wien. Expedition des vaterländischen Albums für Literatur, Kunst und Wissenschaft.

Schirndings „Kamelien“ [1]) erschienen waren. Das P. A. Klar zugeeignete Büchlein enthält neun kurze, aber tiefempfundene Gedichte, in welchen Horn in ergreifender Weise die Leiden des Unglücklichen schildert, dem es nicht vergönnt ist, die Welt zu schauen. Häufig begegnen wir darin Anklängen an Anastasius Grüns „Schutt“ (1836), dem sich die Lieder auch im Versmaße anschließen.

Als Klar im Jahre 1842 an die Herausgabe des Jahrbuches „Libussa“ ging, stand ihm Horn mit seinen schriftstellerischen Erfahrungen hilfreich zu seiten. Dasselbe entwickelte sich in der Folge zu einer der beliebtesten belletristischen Publikationen und brachte seinen Lesern alljährlich Beiträge aus den Federn der angesehensten österreichischen und deutsch-böhmischen Autoren. K. E. Ebert, J. G. Seidl, A. Meißner, M. Hartmann, F. J. Proschko, L. A. Frankl, A. Silberstein, J. Kuranda, C. v. Wurzbach, K. V. Hansgirg, S. Kapper und viele andere waren für dasselbe tätig. Horn selbst war neben dem Herausgeber einer der eifrigsten Mitarbeiter. Vom 1. Jahrgang (1842) bis zum 19. und letzten (1860), der kurz vor Klars Tode erschien, enthielt jeder Band (ausgenommen 1859) einige Gedichte sowie auch Novellen und andere Beiträge aus seiner Feder. Der erste Jahrgang brachte von ihm einen Prolog sowie den ersten Gesang eines epischen Gedichtes: „Die Rose von Saron“, welcher in Stanzen schildert, wie der Kreuzfahrer Heinrich für seine Geliebte die nur am Ostermorgen erblühende, nie verwelkende Rose von Saron pflückt, nachdem er einen höllischen Geist, der sie ihm streitig machen wollte, besiegt hat. Obwohl eine Note den Leser versichert, daß das auf sechs Gesänge berechnete Gedicht binnen Jahresfrist vollendet vorliegen werde, scheint Horn sich mit dieser Idee nicht weiter beschäftigt zu haben und wir wissen nicht, wie der Stoff sich weiter entwickelt hätte. Außer dem schon erwähnten „Tagebuch aus

---

[1]) „Camellien.“ Vaterländisches Album, herausgegeben von Ferdinand Grafen Schirnding und Arnold Kinau. 1841, S. 89.

Norddeutschland" weist dieser Jahrgang noch eine Novelle: „Der Rabbi von Prag" auf, als deren Autor Horn bezeichnet wurde. Dieselbe nennt jedoch als Verfasserin Karoline Hell (Pseudonym für Klars Gattin) und jene Behauptung dürfte wohl auf einer Verwechslung mit dem gleichnamigen Drama beruhen, welches sich in Horns Nachlaß vorfand und das sich vielleicht stofflich auf jene Novelle gründete. Von Gedichten im Balladengenre, welche in der „Libussa" erschienen, erwähnen wir „Belisar" (1843), „Der Bauernherzog" (1843) und „Spartakus" (1845), die in Diktion und Metrum sämtlich an Ebert und Anastasius Grün gemahnen. Der in eine Verherrlichung der Mutterliebe ausklingende „Gang über den Ohio" hält sich in der Strophenform an Bürgers „Lenore", inhaltlich an eine amerikanische Erzählung. Häufig begegnen wir Gelegenheitsgedichten, die indes trotz ihrer Formvollendung heute kaum mehr auf Interesse Anspruch erheben können. Als treffliche Umdichtung nach dem Französischen ist das Gedicht „Der schöne Dunois" (1856) hervorzuheben (nach „Partant pour la Syrie" von La Borde). Von den kleineren Poesien gebührt die Palme dem Gedichte „Waldfreude" (1845), worin der Dichter bereut, daß er seine bergumkränzte Heimat „für öden Glanz und eitle Siege, die er für große Taten hielt", verlassen habe. In wehmütigem Tone fährt er fort:

„Jetzt kehr' ich zu den grauen Steinen
Und zu der Waldeseinsamkeit
Und möchte bitt're Tränen weinen
Um die verscherzte Jugendzeit.

Jetzt, wo die Sangeskraft vergeudet
An Weibergunst und eitlen Tand,
Jetzt fühl' ich, wie die Reue schneidet
Beim Drucke einer Männerhand.

Jetzt fühl' ich erst im tiefen Herzen
Den Hammerschlag der echten Kraft,
Die aus der Heimatberge Erzen
Statt gold'ner Ketten — Schwerter schafft."

Die novellistischen Arbeiten, welche in der „Libussa“ erschienen, finden sich fast sämtlich in den „Böhmischen Dörfern“ und „Bunten Kieseln“ wieder. Eine Ausnahme bildet „Der Einsiedler von Skalitz“ (1849), der indes entschieden zu Horns schwächeren Erzählungen gehört. Obwohl auf dem historischen Hintergrunde der Kriege Maria Theresias mit Friedrich dem Großen aufgebaut, entbehrt die Geschichte der Glaubwürdigkeit und an Stelle der Motivierung tritt das Verhängnis, was den Wert der Erzählung wesentlich herabmindert. — Mehr Aufmerksamkeit verdient „Eine ungarische Kriminalgeschichte“ (1847). Auf den Vorfall wurde er durch einen Mann aufmerksam gemacht, den nur die Rücksicht auf seinen Namen und seine Stellung abhielten, ihn selbst schriftstellerisch zu verwerten. Die Affäre machte in Budapest großes Aufsehen. Es handelte sich um den Tod des ungarischen Grafen Stephan A., welcher durch eine arsenikhaltige Arznei erfolgte, die ihm sein Rechtsfreund, ein Fiskal, unter dem Namen eines angesehenen Wiener Arztes Dr. T. zugesandt hatte. Der Fiskal hatte Gelder auf den Namen des Grafen von Wucherern entlehnt und veruntreut. Als der Graf plötzlich zu Geld gelangte und seine Schulden zu bezahlen gedachte, wollte sich der Fiskal durch diesen Giftmord seiner Verantwortlichkeit ihm gegenüber entledigen. Merkwürdigerweise konnte seine Mitschuld an der Mordtat nicht nachgewiesen werden und er wurde bloß seines Amtes entsetzt. — Eine aparte Stellung in Horns Schriften nimmt der literarhistorische Aufsatz „Drei Schälke“ (1855) ein, in welchem Till Eulenspiegel, Thomas Murner und Eppelein von Gailingen in populär-kritischer Weise charakterisiert werden.

Besondere Anregung zu poetischem Schaffen boten dem Dichter seine beiden Reisen nach Italien, deren erste er schon 1843 unternommen zu haben scheint. Zwei Jahre später zog es ihn abermals nach dem Süden. Sein Begleiter war der schon erwähnte Komponist Johann Friedrich Kittl. Die Ein-

drücke dieser Reisen hat Horn in einigen, durch die Feinheit der Naturschilderungen bemerkenswerten Gedichten, wie „Auf dem Großglockner“, „Seefahrt“, „Venedig“, „Isola Bella“, „Am Comersee“, „Gondellieder“, „Der Gondolier“ u. a., niedergelegt. Eine Reiseskizze „Beschreibung der Passage über den Simplon“ erschien 1847 in der Prager Zeitung. Nach seiner Heimkehr von der zweiten italienischen Reise vollendete er sein Trauerspiel „König Otakar“, welches den Höhepunkt seiner dichterischen Laufbahn bezeichnet.

Dieses Drama erregte unter allen Werken des Dichters die größte Aufmerksamkeit, was jedoch weniger seiner poetischen Vollendung, als seiner Tendenz zuzuschreiben ist. Es erlebte binnen wenigen Jahren vier Auflagen, ein Erfolg, dessen sich kein anderes Stück eines österreichischen Dichters — die „Ahnfrau“ ausgenommen — rühmen kann und der um so auffallender ist, als Horn in Grillparzer einen unübertrefflichen Vorgänger hatte. Er hatte sich bereits in früher Jugend mit dem Plane beschäftigt, Ottokar, „diesen Riesen aus tausend Zwergen, aus seines Volkes eisernen Gestalten die eisernste, aus seinen Landesfürsten den strahlendsten“, zum Helden eines dramatischen Gedichtes zu machen, verlor jedoch später den Geschmack an seinen ersten Skizzen, verwarf sie und ging erst nach seiner Rückkehr von Hamburg wieder von neuem an diese Idee, wozu er sich durch sorgfältige historische Studien vorbereitete. Die „Libussa“ für 1844 brachte unter dem Titel „Die drei Fürsten“ das Vorspiel zu der Tragödie, eine wahrhaft „pompöse Ouvertüre“, die nicht nur integrierender Bestandteil des Stückes, sondern zugleich der Schlüssel zum Verständnis des dritten Aktes ist.[1]) 1845 erschien das Drama nach Überwindung mannigfacher Schwierigkeiten, die sich der Drucklegung in den Weg gestellt hatten, im Buchhandel. Horn hatte damals an der Publi-

[1]) Dr. Legis Glückselig. Böhmens „Ottokar“ als dramatischer Stoff: mit besonderer Berücksichtigung auf Uffo Horns neueste Bearbeitung. („Libussa“ für 1859, S. 277 ff.)

kation bereits alle Lust verloren und nur Klars Bemühungen soll es gelungen sein, die fehlende Sorgfalt des Dichters bei der Herausgabe zu ersetzen. Das Stück ist „Rat und Bürgerschaft der königlichen Hauptstadt Prag in Ehren und Treuen gewidmet“.

Horn war bestrebt, jede Reminiszenz an Grillparzer zu vermeiden. Schon die tschechische Schreibweise sämtlicher darin vorkommenden Eigennamen verrät den Geist, der es durchweht, und wenn etwas überrascht, so ist es nur der Umstand, daß sich Horn in diesem Werke des Patriotismus nicht auch der böhmischen Sprache bedient hat, wodurch er ihm einen ewigen Platz in der Geschichte jener Literatur gesichert hätte, welcher es seiner Gesinnung nach angehört. Daß Horn sich in diesem Drama so auffallend auf die Seite der Tschechen stellte, nimmt bei der Begeisterung, welche er anderseits für die deutsche Poesie, speziell für Schiller, bekundete, sehr wunder, wie überhaupt sein stetes Kokettieren mit der tschechischen Sache einen sehr merkwürdigen Kontrast zu seiner zeitweiligen deutsch-freundlichen Gesinnung bildet. Nach einer Erklärung für diesen Zwiespalt in dem Charakter des Dichters sucht man vergeblich.

War Grillparzers Ziel die Verherrlichung des Hauses Habsburg, zu dessen späterer Weltmacht in der Schlacht auf dem Marchfelde der Grundstein gelegt wurde, so will Horn dem böhmischen Volke in Ottokar seinen größten König vor Augen führen. Ist Grillparzers Ottokar ein Rebell, welcher sich durch seine Selbstüberhebung den Untergang bereitet, so ist er bei Horn der große Nationalheld, der den niedrigen Kabalen von Landes- und Königsverrätern zum Opfer fällt. Demgemäß legt Horn alles darauf an, die Gestalt des Böhmenkönigs auf Kosten seiner Gegner leuchtend und sympathisch hervortreten zu lassen.

Das Vorspiel zeigt uns die beiden späteren Gegner auf einem gemeinsamen Kreuzzuge gegen die heidnischen Preußen. Hier ist es Otakar, der Rudolf durch seine Dazwischenkunft

vor der Keule des preußischen Großfürsten Vitold errettet — eine Tat, welche dem Vorgehen des erwählten Kaisers gegen seinen Lebensretter den Stempel der Gehässigkeit und des Undankes aufdrückt. Als Otakar Vitold zwingen will, sein Land von ihm zu Lehen zu nehmen, zieht dieser einen ehrenvollen Tod vor und stürzt sich in den See, nachdem er dem Sieger in prophetischen Worten seinen eigenen Untergang und den Zerfall seines Reiches vorhergesagt hat.

Alle Vorgänge, welche in Grillparzers Drama Kohlen auf Ottokars Haupt sammeln, wie die Verstoßung der Königin Margarete und die Vermählung mit Kunigunde, hat Horn von der Bühne verbannt. Er läßt Otakar bereits im 1. Akt als Gatten Kunigundens auftreten. Auch Beneschs Tochter Berta wird nur flüchtig erwähnt. Die Szene Grillparzers, in welcher der stolze König die Kaiserkrone mit der Begründung zurückweist, daß er lieber ein reicher König als ein armer Kaiser sein wolle, findet bei Horn ein national gefärbtes Pendent. Seinen Otakar leitet bei diesem Schritte jedoch noch eine andere Erwägung. Während Grillparzers Ottokar sein Land mit Deutschen besiedeln will, deren Gewerbefleiß und Kunstfertigkeit er anerkennt und von seinen Untertanen nachgeahmt sehen will, verabscheut er in Horns Drama jede Berührung mit dem Nachbarvolke.

Ein Vorzug Horns vor Grillparzer liegt darin, daß bei ihm der Verrat der Rosenberge viel gewaltiger motiviert erscheint. Hierzu dient die große, mit Recht viel bewunderte Landtagsszene im 2. Akte, in welcher Otakar der Stadt Prag Privilegien zuerkennt, durch die der Adel in seinen Rechten verletzt wird. Den Beziehungen Zawischs zu Kunigunde ist nicht jene weitgehende Bedeutung beigelegt wie bei Grillparzer, was allerdings der Behandlung einen großen Teil des Reizes entzieht. Von wessen Hand Otakar den Tod in der Schlacht findet, erfährt der Leser der Hornschen Tragödie nicht, da die Episode mit den beiden Merenberg hier gänzlich fehlt. Sterbend bereut der König den Bruch

seines Vasalleneides und verflucht die Verräter, welche ihn im ungünstigsten Augenblicke veranlaßten, dem Feinde eine Schlacht zu liefern. Seine letzten Worte sind: „Herr, nimm die Schuld von mir, die schwere Schuld!"

Im ganzen ist Horns Tragödie viel einfacher als die Grillparzersche mit ihrem imposanten szenischen Apparate und der farbenprächtigen Ausstattung, was bei der Analogie des Konfliktes und vieler Szenen stark hervortritt. Horns Sprache zeichnet sich durch ihren Wohllaut und die Korrektheit der Verse aus. Nur hin und wieder schlichen sich Ausdrücke und Wendungen ein, die man lieber durch andere ersetzt sähe. Wir verweisen nur auf Otakars Ausruf: „Verfluchte Wirtschaft!" (1. Auflage, 1845, S. 81) oder auf die Worte des sterbenden Königs: „Laß die zwei Verräter zusammenhauen — Milota — Schurke — Vieh . . ." (S. 137).

So groß der schriftstellerische Erfolg des „Otakar" gewesen sein mag, so ließ doch der spezifisch böhmische Patriotismus, welcher aus dem Stücke sprach, keine Bühne an eine Aufführung desselben denken — die Prager am allerwenigsten. Zum Teil mag auch die allgemeine Anerkennung, welcher sich Grillparzers Ottokar erfreute, dazu beigetragen haben, daß man dem Drama Horns von Anfang an mit einigem Mißtrauen begegnete. Der Dichter sah ein, daß er sich zu einer Umarbeitung des Werkes verstehen müsse, wenn er es überhaupt seinem Zwecke zuführen wollte. Zu dieser Arbeit entschloß er sich jedoch erst 1858, 13 Jahre nach dem Erscheinen der 1. Auflage.

Es war eine seiner letzten literarischen Arbeiten. Er unterdrückte in dieser Bühnenbearbeitung, die 1859 als 4. Auflage im Druck erschien[1], manche Kraftstelle, änderte vieles und schrieb einen neuen, dramatisch wirksameren Schluß des 4. Aktes. Auch die Sterbeszene Ottokars fehlt in dieser Bearbeitung, wofür eine umfangreiche Liebesszene

[1]) Prag und Leipzig, J. G. Calves, E. H. Meyers Buchhandlung.

zwischen Zawisch und der Königin das Publikum entschädigen soll. Durch die vielfachen Milderungen war nun aus dem ursprünglichen Otakar allerdings ein ganz anderes Stück geworden, aber in Prag konnte man sich auch jetzt noch nicht zu einer Aufführung entschließen; wohl aber in Linz, wo die Tragödie am 12. Juli 1858 in dieser neuen Gestalt in Szene ging.[1] Der Erfolg soll glänzend genug gewesen sein, um auch größere Bühnen zur Nachahmung dieses Beispiels aufzumuntern, allein das Stück kam dennoch an keinem anderen österreichischen Theater zur Darstellung. Ob eine geplante Aufführung in Königsberg zustande kam, läßt sich nicht mehr feststellen.

Zur selben Zeit, als Horn den „König Otakar" vollendete, überraschte er seine intimeren Freunde durch ein zweites Trauerspiel: „Katharina von Este", welches er später in „Katharina Cibo" umtaufte. Auch dieses Drama konnte infolge von Zensurhindernissen in Prag nicht aufgeführt werden. Anderen Bühnen reichte es der Dichter gar nicht ein und es blieb wie so viele andere seiner Arbeiten ungedruckt.

Im Herbst 1846 verließ Horn abermals seine Heimat und begab sich nach Dresden, wo er zu überwintern beschloß. Wie vor Jahren, so machte er auch jetzt durch seine Persönlichkeit und seine gesellschaftlichen Talente in den dortigen Kreisen Aufsehen. Er glänzte vorzüglich im Salon Hatzfeldt und verkehrte viel mit Gutzkow, der zur selben Zeit als Intendant der Hoftheater nach Dresden berufen wurde.

Auch mit vielen anderen bedeutenden Männern wurde er gelegentlich seines zweiten Dresdener Aufenthaltes bekannt. Er selbst schreibt in einem Briefe an Dr. K. v. Hansgirg: „Ich verkehre mit Schnorr, Bendemann, Hübner, Erhard von den Malern — mit Ritschl und Hähnl von der

[1] Siehe Linzer Zeitung vom 14. Juli 1858, Nr. 158; Linzer Wochenbulletin für Theater, Kunst und Belletristik vom 17. Juli 1858, Nr. 29; Wiener Theater-Zeitung vom 22. Juli 1858, Nr. 162.

Bildhauergilde — beiden Devrients, Senger, dem genialen Architekten Ferdinand Hiller, Richard Wagner, Schulz und Falkenstein." Es ist begreiflich, daß Horn in so illustrer Umgebung nicht müßig gehen konnte. „Was mich betrifft", schreibt er, „so haben Sie sehr Unrecht, daß Sie mir eine mehr als Hamletsche Trägheit vorwerfen. Ich habe meine Gedichte gesammelt, was keine kleine Aufgabe war, habe ein großes Gedicht ‚Der Bauernkrieg' nun dazugeschrieben, habe für den ‚Grenzboten' so viel gearbeitet, daß ich mich beinahe wieder in die Politik und Tagesliteratur festgerannt hätte, wenn nicht die vielseitige Anregung meiner Freunde mich in die alte Bahn immer wieder zurückbrächte." . . . „Mehr als in Prag und Trautenau in einem Jahre gemacht wurde, ist hier in zwei Monaten fertig geworden." [1])

Mit der Sichtung seiner Gedichte kam Horn in verhältnismäßig kurzer Zeit zu Ende. Die Gesamtausgabe erschien noch 1847 im Verlage von Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig. Frau Klar gebührt, wenn wir dem Zueignungsgedichte Glauben schenken dürfen, ein Hauptverdienst an dem Zustandekommen der Sammlung. Daß er für dieselbe den Verleger der „Grenzboten" wählte, dürfte seinen Grund in den obenerwähnten Beziehungen Horns zu diesem Blatte haben. Obwohl seit seiner Jugend mit dem Herausgeber, Ignaz Kuranda, befreundet, war er erst in den letzten Jahren mit ihm in regeren literarischen Verkehr getreten. 1847 brachten die „Grenzboten" zwei von Horns besten Novellen: „Der unglückliche Hofmeister oder wie es in Böhmen noch ist"[2]) und „Paschhampel, aus dem böhmisch-schlesischen Gebirge"[3]). Die erstgenannte schildert die Leiden des armen Studenten Theodor Nestásny, welcher als Hofmeister eines ungezogenen Jungen auf das Schloß eines böhmischen Freiherrn kommt und hier die Blicke der

[1]) An P. A. Klar, 3. Januar 1847 (Brief im Besitz des Verfassers).

[2]) Nr. 14 und 15.

[3]) Nr. 28 und 29.

ältlichen Schloßfrau auf sich zieht, die sich zuerst von ihm die Hühneraugen schneiden läßt und dann mit ihm vierhändig spielt. Nach 15jährigem, durch mannigfache Kabalen der Baronin und eines eifersüchtigen Leibjägers gestörten Brautstande führt der Student die von ihm geliebte Kammerzofe Betti heim. — „Paschhampel“ entwirft ein Bild von den Gefahren, welchen die Schwärzer an der böhmischen Grenze ausgesetzt waren. Der berüchtigte Pascher, welcher im Mittelpunkt der Erzählung steht und dessen Gestalt der Wirklichkeit entnommen sein soll, erfährt, daß seine Tochter einem seiner Feinde, dem Grenzjäger Karl, des Nachts die Tür öffne und zwingt diesem das Versprechen ab, sie übers Jahr zu heiraten. Als Karl sein Wort nicht hält, lauert er ihm in Gesellschaft anderer Schwärzer auf und feuert einen Schuß auf ihn ab. Karl ist bald soweit hergestellt, daß er das Mädchen heimführen kann, der Paschhampel wurde jedoch bei dem Rencontre so schwer verwundet, daß er fortan von seinem „Gewerbe“ lassen mußte.

Horn vereinigte diese beiden Novellen mit einigen anderen und gab sie unter dem Titel „Böhmische Dörfer“ in demselben Jahre in zwei Bänden bei Herbig heraus.[1] Die Sammlung, welche ihm in der Geschichte der Erzählungsliteratur einen hervorragenden Namen gesichert hat, ist seinem Jugendfreunde Ignaz Kuranda gewidmet. Unter den darin enthaltenen Novellen übertrifft „Der Bauernesel“, dem Umfange und Gehalt nach, alle übrigen. Er ist wohl das bedeutendste, was Horn auf dem Gebiete der Novelle geschaffen. Der Dichter führt uns in die Zeit der Erlassung des Robottpatentes durch Kaiser Josef II. Der Schauplatz ist seine Vaterstadt Trautenau, aus deren Archiven er die Grundlagen zu seiner Darstellung entnommen haben dürfte. Da das Patent die Gerechtsame der Behörden in mannigfacher Hinsicht schädigte, beschloß man, den Bauern anstatt

---

[1]) Zweite wohlfeile Ausgabe 1850.

desselben ein anderes, unterschobenes, zu verlautbaren. Als aber jenen der Betrug der Beamten bekannt wurde, griff eine furchtbare Erbitterung unter ihnen Platz und es kam zu einem Aufstande. Die Rädelsführer waren die Brüder Johannes und Peter Menzel, deren Schwägerin Katharina und der Bauer Kolbe, die sämtlich auch private Ursachen hatten, an dem Stadtrate von Trautenau ihr Mütchen zu kühlen. Johannes hatte in einem Wirtshause aufrührerische Reden gehalten und war deshalb auf den Bauernesel, ein Instrument, welches die Eigenschaften der Folter und des Prangers in sich vereinigte, gesetzt worden; Peter ereilte dasselbe Schicksal, als er mit einem früheren Geliebten Katharinens auf offener Straße in einen Wortwechsel geriet; Kolbes Wut richtete sich speziell gegen den Schatzlarer Amtsverwalter Böhme. Katharina, die sich für eine empfangene Prügelstrafe rächen will, ist die eigentliche Seele des Aufstandes, da sie den Mut der anderen stets von neuem entflammt. Die Rebellion führte zu keinem Resultate. Wohl saßen die Ratsherren von Trautenau zwei bange Tage lang in dem Rathause gefangen und mußten mit einziger Ausnahme des Hauptmannes Kiesling, der die Feste verteidigte, den infamierenden Eselsritt machen; ja, was das schlimmste war, die Bauern tanzten eine Nacht hindurch mit den wohledlen Gattinnen der Ratsherren — als jedoch das Militär den bedrängten Behörden zu Hilfe kam, verloren die Aufständischen den Mut und ergaben sich. Da sie kurz zuvor den Bauernesel verbrannt hatten, mußte Peter, ehe er zum Galgen geführt wurde, einen neuen zimmern und darauf reiten. Es würde zu weit führen, wollten wir auf die einzelnen Episoden eingehen, welche sich an die trefflich gezeichneten Figuren der Ratsherren, des tückischen Verwalters Böhme, des Jesuitenpaters Peschke und des geistlichen Boten Siebler knüpfen.

Die übrigen Novellen in den „Böhmischen Dörfern" entbehren des historischen Kolorits. Die Musikantengeschichte „Gevatter Schwanda" scheint auf eine alte Sage zurück-

zugehen, welche erzählt, wie ein famoser Geiger eines Nachts den höllischen Geistern zum Tanze aufspielte. — In den „Beiden Studenten“ wird die Liebesgeschichte des wohlhabenden Johann Swoboda und des armen Jakob Pischta mit den Töchtern eines Schloßverwalters geschildert. Während jene Johanns und Lidușkas ziemlich ungestört verläuft, weiß es ein abgewiesener Freier Miladas zu erwirken, daß Jakob zum Militär einberufen wird. Als ein Sänger ihm rät, zum Theater zu gehen, flieht er unter falschem Namen und kehrt erst nach Jahr und Tag als gefeierter Tenorist nach Prag zurück. Miladas Eltern, welche ihr nicht gestatteten, des steckbrieflich verfolgten Militärflüchtlings in ihrer Gegenwart auch nur mit einem Worte zu gedenken, können dieser Verbindung ihre Zustimmung nun nicht mehr versagen.

Diese Novelle ist außerdem dadurch bemerkenswert, daß Horn darin seinem alten Freunde und Mitarbeiter W. A. Gerle, der ein Jahr früher in den Fluten der Moldau den Tod gesucht und gefunden hatte, ein Denkmal gesetzt hat. Jakob lernt ihn in Prag als den „Hauptrezensenten, der in alle auswärtigen Blätter schreibt“, kennen.[1] Der Dichter schildert ihn als einen „schlanken, zierlich gekleideten Mann, der, obwohl nicht mehr jung, sich ungemein jugendlich geberdet“, nennt ihn ein „lebendiges Künstlerlexikon“ und „in Theaterintriguen wohl bewandert“ und sagt, daß er nur selten und beim Champagner Anfälle von Liberalismus habe.

„Das Bad im Gebirge“ (auch in der „Libussa“ für 1848) behandelt eine Duellaffäre. Ein nicht näher bestimmter junger Mann namens Hugo schlägt sich mit dem Kapitän v. Götzow, der ihm die Liebe eines schüchternen Pastorentöchterchens streitig macht. Hugo verwundet seinen Gegner am Arme und seiner Heirat mit Sophie stünde kein Hindernis im Wege; als sie jedoch nur unter der Bedingung

[1] Vgl. „Österreichischer Parnaß“, S. 18: „Korrespondent aller auswärtigen Zeitungen.“

seine Gattin werden will, daß er ihr verspreche, sich nie wieder zu schlagen, muß er ihr entsagen und beide verheiraten sich später anderweitig.

In eine ähnliche Situation, wie Hugo in dieser Novelle, kam der Dichter selbst wenige Monate nach ihrem Erscheinen. Er geriet in dem Hause des Kapellmeisters Ferdinand Hiller in Dresden in einen Streit mit dem jungen Maler Artur v. Ramberg, mit welchem er von Prag aus, wo Rambergs Vater als General lebte, näher befreundet war. Ramberg selbst hatte kurze Zeit früher Uffo Horns Porträt für die „Libussa" (1847) gezeichnet.[1])

In einem Pistolenduell mit dem Maler wurde Horn am rechten Arme schwer verwundet. Zu einer Arreststrafe verurteilt, erbat er sich gegen Ehrenwort die Erlaubnis, in seine Heimat zurückzukehren, wo kurz vorher die Revolution ausgebrochen war. Ein älterer Biograph versichert, daß dies nicht Horns einziges Duell gewesen sei.

In Prag angelangt, stürzte sich der Dichter in den Strudel der politischen Ereignisse. Er hielt in national-tschechischem Sinne Reden auf der Aula und trug sich eine Zeitlang mit dem Gedanken, im Interesse der Universität ein Journal, den „Böhmischen Herold", mit einem Beiblatte „Das schwarze Brett" zu begründen, wurde jedoch später davon wieder abgebracht. Sodann ging er mit einer Deputation nach Wien, überwarf sich jedoch bald nach seiner Rückkehr mit dem Nationalkomitee und ging zu der Partei der Deutschen über, welcher politische Farbenwechsel ihm wenig Anerkennung eintrug. Bald nach dem Kongresse der Deutschen in Teplitz zog er sich verstimmt und geistig wie physisch erschöpft von der Politik zurück und begab sich nach

---

[1]) Danach die Lithographie im 1. Hefte der „Erinnerungen" (Prag 1855). Außerdem gibt es einen Stich von W. C. Wrankwore in 4°. — Artur v. Ramberg war 1815 in Wien geboren, ging 1850 nach München und wurde 1860 Professor an der großherzoglichen Kunstschule zu Weimar. S. Wurzbach, Biogr. Lex. XXIV, 305 ff.

Gräfenberg, wo er die gewünschte Erholung fand. Von hier kehrte er nach Dresden zurück, um die über ihn verhängte Arreststrafe zu verbüßen.

Allein die Kampflust, welche die Revolutionszeit in ihm wachgerufen hatte, ließ ihn keine Ruhe finden und so entschloß er sich Ende 1849, als Freiwilliger im 2. Regimente der Holsteiner Jäger den Feldzug in Schleswig unter Willisen mitzumachen. Ob ihn der deutsche Patriotismus zu diesem Schritte trieb, muß bei dem Dichter des „König Otakar“ dahingestellt bleiben. Wahrscheinlicher ist es, daß ihn eine innere Verstimmung und Verbitterung, die aus nichtpolitischen Motiven entsprang, dazu veranlaßte, den Regungen seiner stets kampfbereiten Natur diesmal nachzugeben. Er erhielt in einem Treffen eine Wunde, an der er längere Zeit hindurch krank daniederlag. Eine zarte Frauenhand soll ihn liebevoll gepflegt haben. Er erzählte die Erlebnisse dieses Feldzuges in einer anziehenden Schrift, welche unter dem Titel „Von Idstedt bis zu Ende“ im Jahre 1851 mit einer Widmung an seine Kameraden vom 1. und 2. Jägerkorps bei Hoffmann und Campe in Hamburg erschien. Lose Bemerkungen über Ereignisse des Krieges wechseln darin mit Schilderungen des Treibens im Lager und Charakteristiken interessanter Persönlichkeiten ab. Ungerecht ist der Vorwurf, welchen Horn bei dieser Gelegenheit gegen die deutschen Schriftsteller im allgemeinen erhebt: daß sie nämlich nur unmännlich und schlecht zu sterben wüßten. Er zeiht Prutz, Herwegh und Geibel der Großmäuligkeit, scheint jedoch Arndt, Körner, Schenkendorf und andere, welche ihren Patriotismus nicht nur durch Wort und Schrift, sondern auch durch die Tat bewiesen, vergessen zu haben. Außer verschiedenen poetischen Kleinigkeiten brachte das Jahr 1850 die Broschüre „Die Wiedereinsetzung der Jesuiten in Böhmen“ (Leipzig, Otto Wigand).

Nach seiner Rückkehr aus Schleswig-Holstein nahm Horn in seiner Vaterstadt Trautenau seinen bleibenden Auf-

enthalt. Er verließ sie nur zu vorübergehenden Besuchen in Prag, wo er sich im Kreise seiner alten Freunde sehr wohl fühlte. Mehr als früher lebte er nun seinen literarischen Arbeiten. 1851 erschienen bei Costenoble in Leipzig drei historisch-politische Novellen unter dem Titel: „Aus drei Jahrhunderten, 1690, 1756, 1844", wovon zwei schon früher unter einem Pseudonym gedruckt worden waren und die besonders durch die Beleuchtung der sozialen Gegensätze bemerkenswert sind. Eine zweite veränderte Auflage folgte ein Jahr später. Nach wie vor war er für die „Libussa" tätig. Auf dramatischem Gebiete vollendete er bald nach Ostern 1853, gelegentlich eines kurzen Aufenthaltes in Prag, das historische Schauspiel „Die Prätendentin". Auf den Rat einiger Freunde beschloß er, den etwas flüchtig gearbeiteten letzten Akt umzuändern und nahm es nach Trautenau mit; er scheint jedoch damit nicht zu Ende gekommen zu sein.

Vollendet liegt uns dagegen das fünfaktige Lustspiel „Sie muß einen Mann haben" [1]) vor. Dasselbe gründet sich, wie auf dem Titel bemerkt ist, auf eine in den Briefen der Herzogin Elisabeth von Orléans erzählte Geschichte. Dieser zufolge heiratete im Jahre 1687 der Sohn des reichen Rates de Brion gegen den Willen des letzteren die geistvolle Mademoiselle Charlotte Rose Caumont de la Force († 1724), welche la Bruyère in seinen „Charactères" unter dem Namen Césonie verewigt hat. Der Vater verbot ihm, seine Gattin zu sehen, sie aber ließ ihm sagen, daß er auf ein gegebenes Zeichen in den Hof seines Hauses kommen möge, um dort einige Bären tanzen zu sehen. Sie selbst zog eine Bärenhaut an und der junge de Brion fand unter dem Vorwande, das Tier zu liebkosen, Gelegenheit, seine Frau zu sehen. In einem späteren Prozesse wurde die Ehe für nichtig erklärt. [2])

[1]) Als Manuskript gedruckt. Prag 1857.

[2]) Correspondence complète. Traduction entièrement nouvelle par M. G. Brunet. 2. vols. Paris 1863. I. S. 401 ff.

Auf diese bescheidenen Angaben hat Horn eine sehr anziehende Lustspielhandlung aufgebaut. Jaques de Brion ist in dem Stücke ein sehr unselbständiger junger Mann und die heimliche Heirat würde ohne die Energie des entschlossenen, aber ziemlich mittellosen und häßlichen Mädchens nicht zustande kommen. Sie beredet ihn, sie des Nachts zu entführen, allein der Plan wird vereitelt, da der Huissier Griffle, das von Jaques' Mutter zu seiner Überwachung bestellte Aufsichtsorgan, davon erfährt. Als Madame de Brion, um das Seelenheil ihres Sohnes besorgt, einen Pädagogen für ihn engagiert, weiß sich Mlle. de la Force unter dieser Verkleidung in sein Haus einzuschleichen. Allein eine unvorsichtige Äußerung ihres täppischen Geliebten verrät sie und sie muß fliehen. Endlich entführt sie ihren Gatten als Bär verkleidet selbst. Der Dichter, der dieses Stück für den Bühnengebrauch drucken ließ, reichte es verschiedenen Theatern zur Aufführung ein, die es meist akzeptierten, da in Anbetracht des trefflichen dramatischen Aufbaues auf eine Wirkung zu rechnen war. In Prag hatte man bereits mit dem Einstudieren begonnen, als Horn es plötzlich „doch zu gering fand, um nach so langer Zeit damit wieder auf der Bühne zu debütieren", und es zurückzog.

Das letzte Buch, welches bei Lebzeiten des Dichters erschien, sind die „Bunten Kiesel" (Prag, bei Kober und Markgraf, 1859, 2. Aufl., 1863), eine Sammlung von fünf dem Werte und der Entstehung nach sehr verschiedenen Erzählungen. Der gemeinsame Titel ist in unleugbarer Erinnerung an die sieben Jahre früher erschienenen „Bunten Steine" von Horns Landsmann Adalbert Stifter gewählt. Die interessanteste der in dem Büchlein enthaltenen Novellen ist „Gellert im Karlsbade" (zuerst gedruckt in der „Libussa" für 1851),[1] in welcher sich der alte, kranke Professor

[1] Herausgegeben in den „Vorträgen des Deutschen Vereines zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse" (Dichtung und Kunst, Heft 1, 1901) nebst einer biographischen Einleitung von Wolfgang v. Wurzbach.

Gellert um die Vereinigung zweier durch soziale Gegensätze getrennter Liebender ein Verdienst erwirbt. Die Charakterzeichnung muß in dieser Novelle besonders anerkannt werden. Gellert, sein treuer Famulus Sauer, General Ziethen, der Rittmeister Giesecke und viele andere Figuren sind dem Dichter vortrefflich gelungen. — In der „Mühltraud“ behandelt Horn die Erlebnisse einer Müllerstochter von Aupa, die er selbst noch gekannt haben will. Gertrud verliebte sich gelegentlich ihrer Anwesenheit in Wien in den jungen Kaiser Josef II., schlug in der Folge alle Heiratsanträge aus und tat sich im sogenannten Kartoffelkrieg dadurch hervor, daß sie die Österreicher von dem heimlichen Anrücken der Preußen in Kenntnis setzte und selbst einen feindlichen Hauptmann erschoß. Sie wurde vom Kaiser dafür öffentlich belobt und führte fortan ein einsames, der Erinnerung an ihn geweihtes Leben, bis sie Anfang der Zwanzigerjahre starb. — „Die schöne Insel“ gibt eine poetische Umgestaltung der romantischen Schicksale des niederländischen Malers Tempesta (Pieter Molyn d. J., geb. 1637, gest. 1661), der durch Rückfälle zum Protestantismus die Verfolgung der römischen Inquisition auf sich zieht und mit seiner Gattin Bianka bei dem Grafen Vitaliano Borromeo auf Isola Bella Schutz findet. Dieser läßt ihn sein neues Schloß ausmalen und belohnt ihn fürstlich; als Tempesta jedoch bemerkt, daß der Graf sich in Bianka verliebt habe, treibt es ihn fort. In der Nacht auf dem See von den Häschern der Inquisition eingeholt, hält er diese für Abgesandte des Grafen, welche ihm seine Gattin entreißen sollen, und ertränkt die Unglückliche. Der edle Graf machte später seinen Einfluß bei weltlichen und geistlichen Gerichten für Tempesta geltend. Die Anregung zu dieser Erzählung empfing Horn bereits auf seiner zweiten italienischen Reise. — Viel schwächer als diese drei Novellen sind die beiden anderen, von welchen „Auch noch heute“ die Karriere eines armen Forstgehilfen schildert, „Johannisbrunn“ die Sage der

Entstehung der berühmten Heilquelle zu einer Art Märchen ausspinnt. Der Erzählung zufolge entstand die letztere aus den Tränen einer Nymphe, welche sich in einen schlafenden Jüngling verliebte. Horn behandelte denselben Stoff auch in einem Zyklus von drei Gedichten (in der „Libussa" für 1853), denen wir in jeder Hinsicht den Vorzug vor der Prosaerzählung geben müssen. Wie sehr der Dichter den Aufenthalt in diesem Badeorte schätzte, erhellt aus dem Umstande, daß er sogar eine „Balneographische Skizze" über Johannisbrunn verfaßt hat (in der „Libussa" für 1854), die sich indes nur stilistisch über das Niveau der Fremdenführer erhebt.

Die beiden letzten Erzählungen der „Bunten Kiesel" zeigen bereits eine bedeutende Abnahme der poetischen Gestaltungskraft Horns. Es sind die Spuren einer beginnenden Kränklichkeit, die seinen frühen Lebensabend sehr verdüsterte. Im Jahre 1856 vermählte sich der 39jährige mit dem Fräulein Wilhelmine Jenčik von Ježowa auf Kalenic. Über die Vorgeschichte dieser Ehe und den Charakter der Erkorenen des Dichters schweigen seine Biographen, es ist jedoch kein Grund vorhanden, diese Verbindung als eine nicht glückliche anzusehen. Er sollte sich des spät begründeten Hausstandes nicht lange erfreuen. Schon kurze Zeit nach der Heirat lähmte ein Schlagfluß seinen „fast athletischen Körper, welcher einst für ein Ideal männlicher Schönheit gegolten hatte". Ein zweiter folgte am Tauftage seiner einzigen Tochter Karoline, ein dritter und vierter ließen nicht lange auf sich warten. Der Dichter suchte in mehreren Bädern Kräftigung und schien dieselbe auch in der Tat gefunden zu haben. Im Spätherbste des Jahres 1859 begab er sich anscheinend im besten Wohlbefinden nach Prag, um der Feier der 100. Wiederkehr von Schillers Geburtstag beizuwohnen. In einer begeisterten Ansprache, welche er bei dem Bankett auf der Sophieninsel hielt, glaubte man die jugendliche, feurige Beweglichkeit seines Geistes, die alte

Kraft seiner Rede wiederzuerkennen, nur der volle Glockenton der Stimme hatte gelitten und die kräftige Gestalt stützte sich auf einen Stab. Es war sein letztes öffentliches Auftreten. Kurz nach seiner Rückkehr nach Trautenau erkrankte er abermals schwer. Nach $4^1/_2$monatlichem Krankenlager schien zwar eine Besserung einzutreten, aber eine noch schlimmere Rezidive machte seinem Leiden am 23. Mai 1860 ein Ende. Er hatte ein Alter von nur 43 Jahren erreicht.

Da mit Uffo Horn einer der beliebtesten Dichter Deutsch-Böhmens aus dem Leben schied, erregte sein früher Tod allgemeine schmerzliche Teilnahme.[1])

Ein Jahr später, am 23. Mai 1861, wurde dem Dichter über seinem Grabe auf dem Friedhofe zu Trautenau ein Denkmal gesetzt, mit dessen Herstellung der Prager Bildhauer Th. Seidan betraut worden war. Es stellt eine trauernde Muse vor. Am Sockel ist ein bekränztes Medaillon mit dem Reliefbildnisse Uffo Horns angebracht.[2])

Horns literarischer Nachlaß, welcher sich nach seinem Tode in der Dachkammer und in den Kellerräumen seiner Wohnung vorfand, wurde von seinem Freunde, dem Arzte und Reichsratsabgeordneten Dr. Bernhard Adolf Pauer gesichtet und sodann dem Schriftsteller Ferdinand Mikowec übergeben, der die Herausgabe übernommen hatte. Er enthielt Vorarbeiten zu einer zweiten Ausgabe der Gedichte, die erwähnte freie Umdichtung der Sonette des Camoens, mit welcher sich Horn in der letzten Zeit viel beschäftigt hatte, und zahlreiche, teils vollendet, teils nur in Entwürfen vorhandene Novellen und dramatische Werke. Unter den letzteren werden ein fast ganz ausgearbeitetes fünfaktiges Trauerspiel „Benvenuto Cellini" und zwei fertige

---

[1]) Über die Trauerfeiern, welche der Prager Verein „Arkadia" und Klars Blindeninstitut zu Ehren des Dahingeschiedenen veranstalteten, siehe „Bohemia" 1860, Nr. 129; „Ostdeutsche Post", Beilage zu Nr. 153.

[2]) Siehe „Wiener Zeitung" 1861, Nr. 124; „Fremdenblatt" 1861, Nr. 144.

Schauspiele „Der Rabbi von Prag“ und „Die Fürstin von Savello“ erwähnt, über deren Abfassungszeit nichts Näheres bekannt ist. Auch wertvolle Beiträge zu der Biographie des Dichters fanden sich im Nachlasse vor.[1] Als Mikowec mit seiner Arbeit nicht zu Ende kam, übertrug die Witwe dieselbe an Horns ältesten Biographen Dr. K. von Hansgirg, aber auch dieser entledigte sich der Verpflichtung nicht. Heute befindet sich der Nachlaß des Dichters im Besitze des „Vereines für die Geschichte der Deutschen in Böhmen“, der ihn, wie verlautet, demnächst einem größeren Publikum zugänglich machen wird.

* * *

Wir sehen in Uffo Horn eine interessante Dichtergestalt, deren charakteristischer Zug weniger die Originalität als eine ausgesprochene Fähigkeit glücklicher Nachempfindung ist. Er schließt sich in den Motiven, in der Form, ja sogar in den Titeln seiner Werke gern an bereits beliebte Dichtungen seiner Zeit an. Wir erinnern nur an „Camoens im Exil“ (Halm), die „Lieder eines Blinden“ (Anastasius Grün), „König Otakar“ (Grillparzer) und die „Bunten Kiesel“ (Adalbert Stifter). Trotz dieser unleugbaren Abhängigkeit war er stolz, ritterlich, in der Poesie wie im Leben. Wie seine persönliche Erscheinung etwas Imponierendes, Einnehmendes hatte, so ist auch seinen Dichtungen ein Schwung, eine sprachliche Gewalt eigen, wie wir sie nur selten wiederfinden. Ein zeitgenössischer Kritiker schrieb einst, daß es Horn beschieden sei, sich zur Brücke zwischen Lenau und Anastasius Grün zu wölben, denn in ihm reiche die Milde des einen der Kraft des andern die Hand. Da Horn seine Gedichte meist zu bestimmten Gelegenheiten schrieb, war es ihm um die packende Wirkung beim Vortrage zu tun. Er war der Meister des Gelegenheitsgedichtes und kein anderer verstand es so wie er, den poetischen Funken, welchen ein gegebener

[1] „Fremdenblatt“ 1860, Nr. 278; „Theaterzeitung“ 1859, Nr. 150.

Anlaß bot, zu hellen Flammen der Begeisterung emporlodern zu lassen. Dieser Umstand brachte es jedoch mit sich, daß seine Gedichte zwar viel bewundert, aber auch schnell wieder vergessen wurden. Kaum eines hat in der Erinnerung der Leser den kurzen Lebenslauf des Dichters überdauert, keines ist populär geworden.

Eine hervorragendere Stellung als dem Lyriker gebührt dem Dramatiker Horn, obwohl es lange dauerte, bis er sich in dieser Richtung seines Schaffens über das Niveau des Alltäglichen erhob, da ihm zum Dramatiker eine wichtige Vorbedingung, die geistige Ruhe, fehlte. Es war nicht seine Sache, sich lange mit einem Stoffe zu beschäftigen, ihn wiederholt im Geiste umzugestalten und schließlich in vollendeter Form zu produzieren; kaum war der Plan gefaßt, so drängte es ihn, das nicht ausgegohrene Werk zu Papier zu bringen. Seine dramatischen Schöpfungen tragen daher oft den Charakter des Übereilten. Ästethisch am höchsten steht unstreitig sein „König Otakar", obwohl sich gerade an diesen der so oft gegen ihn erhobene Vorwurf tschechischer Gesinnung knüpft. Wie sehr er jedoch auch im Herzen als Tscheche fühlen mochte, so fesselte ihn doch das unzertrennliche Band der Sprache an die deutsche Sache und machte ihn, wenn auch gegen seinen Willen, zum Pionier derselben.

Das größte Verdienst gebührt ihm jedoch als Novellisten. Als solcher hat er sich bereits bei seinen Zeitgenossen durch die treue Wiedergabe des heimischen Kolorits, seine klare Beobachtungsgabe und die Feinheit seines Stils große Anerkennung erworben und als Novellist rechtfertigt er die Beachtung, welche ihm von urteilsfähigen Kreisen entgegengebracht wurde, im vollsten Maße.

Briefe von Robert Hamerling.

Mitgeteilt von

Karl von Thaler.

Auf dem St. Leonhardsfriedhofe in Graz schläft Robert Hamerling seit vierzehn Jahren. Über seinem Grabe erhebt sich ein schönes Denkmal mit seiner Büste von der Hand Hans Brandstetters. Die regelmäßig geschnittenen edlen Züge des Dichters sind trefflich wiedergegeben. Auch der Ausländer, dem die deutsche Literatur und der Name Hamerling fremd wären, müßte sich bei der Betrachtung des Monuments sagen: „Hier ruht ein bedeutender Mann, aber glücklich war er nicht!“ Der fesselnde Kopf zeigt den idealen, zugleich den leidenden Menschen. Hamerling hat auch viel geduldet, seelisch und körperlich. Ein weiches Gemüt und ein kränklicher Leib waren ihm vom Schicksal gegeben worden und außer der Freude, die ihm das eigene Schaffen bereitete, hat er im Leben wenig Süßes genossen. Man denkt seiner nie ohne ein Gefühl der Wehmut. Auch scharfe Kritik und Unterschätzung sind ihm nicht erspart geblieben und er war dagegen, obwohl stets seines Wertes eingedenkt, äußerst empfindlich. Bei seiner Naturanlage schmerzte ihn jeder Tadel tiefer, als ihn die feurigste Anerkennung befriedigte. Das sieht man aus den Vor- und Nachreden zu seinen Werken, aus seinen Briefen.

Persönliche Erinnerungen an Hamerling habe ich leider so gut wie nicht. Ich habe ihn nur ein einzigesmal gesehen und gesprochen: im Jahre 1873, als ich mich Ende Mai auf der Rückkehr von einer italienischen Reise seinetwegen in Graz aufhielt und ihn in seinem „Stiftinghaus“ besuchte.

Den Eindruck, den er machte, konnte man nur betrübend nennen. Er war schon damals ein kranker Mann und sah weit älter aus als seine Jahre. Die langen, schlaff herabhängenden, von der Stirn weit zurückgestrichenen, früh ergrauten Haare umrahmten das feine blasse Gesicht, den Mund umspielte ein müdes Lächeln. Trotz des herrlichen Frühsommertages waren die Fenster geschlossen, als ob er sich vor der Luft fürchtete, und in dem Zimmer herrschte eine geradezu abscheuliche Atmosphäre, an der er keinen Anstoß zu nehmen schien. Recht wie ein an die Stube gebannter Patient saß er vor mir; nur aus seinen Augen blitzte ein Schimmer von Jugend, jener ewigen Jugend, welche ein Vorrecht der Dichter und Künstler ist. Auch im Gespräche entwickelte er weit mehr Lebendigkeit, als sein leidendes Aussehen erwarten ließ, und soviel Liebenswürdigkeit ich nach allem, was ich schon über ihn geschrieben, wohl erwarten durfte. Trotzdem beschlich mich die Empfindung, daß ihm aus physischen Gründen Besuche nicht übermäßig angenehm seien. Dazu kam der üble Geruch in seinem Zimmer, der auf die Dauer schwer zu ertragen war. So führte ich trotz meiner Verehrung für Hamerling kein Wiedersehen herbei. Mein erster Besuch blieb auch der letzte.

Vorher und nachher aber stand ich fast ein Vierteljahrhundert lang mit Hamerling in brieflichem Verkehr. Mehr als fünfzig Briefe in seiner schönen, einer Schulschreibvorlage gleichenden Handschrift sind in meinem Besitze; viele darunter charakteristisch für ihn und seine Beziehungen zur Kritik, seine Auffassung und Beurteilung literarischer Persönlichkeiten und Erscheinungen. Eine Auswahl dürfte als Beitrag zur Kenntnis der Persönlichkeit Hamerlings nicht unwillkommen sein. Ist doch mit ihm einer der größten Dichter Deutschösterreichs dahingegangen.

Mein Briefwechsel mit Hamerling begann im Jahre 1866. „Ahasver in Rom“ war erschienen und ich hatte ein Feuilleton in der „Neuen Freien Presse“ über das Epos geschrieben. Mit wahrer Begeisterung, von der ich auch heute nichts zurücknehme.

Darauf erhielt ich den folgenden, vom 12. März datierten Brief:

„Hochgeehrter Herr!

Wer ein Dichtwerk vom hohen kritischen Standpuncte kühl und ernst beurtheilt, hat ein Anrecht auf die Achtung des Poeten; ein Kritiker aber, der sich für ein Buch erwärmt, dem es Freude macht, der erobert das Herz, die persönliche innige Sympathie des Autors, und diesem muß es erlaubt sein, sich auszusprechen. Sieht man es in der Regel selbst den günstigsten Kritiken an, daß das Buch doch nur gelesen und kritisiert worden, weil dieß das Metier, die Schuldigkeit des Referenten war, so mußte, was Sie, verehrter Herr, über den ‚Ahasver‘ schrieben, durch den aufrichtig-herzlichen Antheil, der aus jeder Zeile spricht, mich wohl in dem Maße rühren, daß ich mir nicht versagen kann, Ihnen direct und ausdrücklich zu danken und Ihnen zu sagen, daß ich mich sehr freue, Ihnen in Wien, wohin ich bald komme, vielleicht persönlich die Hand drücken zu dürfen — Gestatten Sie mir, schon jetzt mich zu nennen

Ihren freundschaftlichst ergebenen

Robert Hamerling."

Nach Wien kam Hamerling nicht, wenigstens erfuhr ich nichts davon. Im nächsten Jahre richtete ich ein Schreiben an ihn, in dem ich zwei Bitten aussprach. Die erste galt einem Beitrage für den Kalender, den die Wiener „Konkordia“ für 1868 zum Besten ihres Pensionsfonds vorbereitete, die zweite ging dahin, Hamerling möchte sich ab und zu als Kritiker an der „Bücherzeitung“ der „Neuen Freien Presse“ beteiligen. Er erwiderte am 23. April:

„. . . Sehr gerne würde ich Ihrem Verlangen durch einen poetischen Beitrag für den Concordia-Kalender entsprechen, nur muß ich mir eine Frist von 8—14 Tagen erbitten. Was ich an Lyrik disponibel hatte, wurde soeben

an das Düsseldorfer und Leipziger Künstleralbum weggeben. Überdieß bin ich jetzt im Lyrischen wenig productiv, da der Entwurf meines ‚Königs von Sion‘ (Jan van Leyden) mich ganz absorbirt, eines Epos, mit welchem ich auch meinen Feinden genugthun möchte und worin, so Gott will, auch das, was mein Biograph in der ‚Illustrirten Zeitung‘ vom 6. April d. J. vermißt oder übersieht, deutlicher und unbestreitbarer hervortreten dürfte. Binnen 8—14 Tagen hoffe ich aber, wie gesagt, auch wieder Lyrisches bieten zu können; haben wir doch lyrisch eBrütezeit: Frühling. Was die Mitwirkung an der Bücherzeitung der ‚N Fr. Presse‘ betrifft, so weiß ich noch nicht, ob ich Ihrer freundlichen Einladung folgen soll. Darf der Dichter an seines Gleichen zum Richter, beziehungsweise zum Henker werden? Und wenn es bekannt würde, daß ich Recensionen schreibe, so müßte ich künftig alle die poetischen ‚Büchlein‘ mit deren Zusendung ich von aufkeimenden Talenten aus Ober- u. Niederösterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain u. Tirol, ja selbst aus ‚Deutschland draußen‘ beehrt werde, und die ich jetzt mit einfachem Dank zur Kenntniß nehmen darf, — die müßte ich dann alle ‚recensiren‘, d. h. loben, um Niemand zu beleidigen, und das könnte doch zu große Dimensionen annehmen. Ich schweige also lieber, so gerne ich auch in einzelnen Fällen, z. B. zu Gunsten Ferchers von Steinwand, den ich Ihnen warm empfehle, ein kritisches Votum abgeben möchte ... So viel für heute, hochgeehrter Herr, Ich wünsche sehr, daß Sie trotz näheren Verkehrs mit mir die Fähigkeit nicht verlieren, sich für meine Werke zu erwärmen; denn im allgemeinen bilde ich mir ein, daß der Dichter bei dem Kritiker durch persönliche Berührungen immer viel riskirt."

Trotz dieser Ablehnung sendete Hamerling vier Wochen später einen kritischen Artikel ein mit der bescheidenen Bemerkung: „Thun Sie sich bezüglich des Abdruckes durch-

aus keinen rücksichtsvoll-freundschaftlichen Zwang an und remittiren Sie mir die Expectoration, wenn Sie mit dem Inhalt nicht einverstanden." Natürlich geschah dies nicht, sondern sein Beitrag ward mit Freuden aufgenommen. Ebenso ein zweiter, der im Juli eintraf. Er hatte diesen, gleich dem ersten, nur mit R. H. unterzeichnet; Dr. Max Friedländer [1]) setzte den vollen Namen hin. Das schien Hamerling peinlich zu berühren, denn schon am nächsten Tage (3. August) schrieb er mir:

„Aus dem gestrigen Abendblatt der ‚N. Fr. Presse' glaube ich schließen zu müssen, daß mein kleiner Artikel Ihnen an sich nicht recht zur Veröffentlichung gemacht schien und daß Sie nur durch Hinzufügung meines vollen Namens demselben wenigstens für die Freunde meiner Poesien einiges Interesse verleihen zu können dachten. Ich gestehe, daß mir dieß nicht angenehm ist, denn die volle Namensunterschrift giebt jenen Zeilen den Anschein, als hätte ich mir weiß Gott wie viel darauf zu Gute gethan und mit denselben feierlich als Prosaiker und Journalist debütiren wollen, während dieselben doch Nichts weiter vorstellen sollten als ein paar in anspruchslosester Form hingeworfene Bemerkungen. Ich sage das nur, um Sie, hochverehrter Herr und Freund, zu bitten, künftig gar keine freundschaftlichen Rücksichten zu nehmen, sondern, was Ihnen an meinen etwaigen Einsendungen nicht an sich, um der Sache und des Inhaltes willen mittheilbar scheint, immer frischweg zu retourniren. Ich hoffe, mich zuweilen auch zu kleinen Arbeiten angeregt zu fühlen, zu welchen ich meinen vollen Namen setzen kann, ohne daß es kleinlich und prätentiös erscheint."

Die zwei oder drei nächsten Briefe sind kurz und geschäftlich. Einer derselben diente einem wunderlichen Epos als Geleit, über welches Hamerling sagte: „Durch ‚Ahas-

[1]) Der damalige Chefredakteur der „Neuen Freien Presse".

verus in Rom' hat sich Herr Sigmund Schiller (Zseléry) zu einem ,Ahasverus in Pest' anregen lassen und mir denselben (leider in allzugroßer ,Ehrfurcht') gewidmet. Er hat mir eine Anzahl von Exemplaren übersandt und mich ersucht, gelegentlich einen Kritiker zur Kenntnißnahme zu veranlassen. Nehmen Sie mir's nicht übel, wenn ich Ihnen davon eines übersende. Sie sind ja jetzt eigentlich der einzige wohlbestallte Kritiker in Oesterreich. H. Sch. hat nur ein locales Tendenzgedicht (Zur Emancipation der Juden in Ungarn) liefern wollen. Seine Verse sind, wie mir scheint, hie und da echt poetisch angehaucht, wenn auch stellenweise metrisch und sprachlich hinkend. Schenken Sie ihm wo möglich eine Zeile."

Interessanter ist der Brief, welchen Hamerling der zweiten Auflage seiner lyrischen Dichtungen beilegte. Er lautet:

„Diese 2. Auflage meiner vor acht Jahren erschienenen Jugendgedichte ist gesichtet und um die Hälfte vermehrt, also gewissermaßen ein neues Buch und den Kritikern als solches zu ,unterbreiten'. Es soll aber die Sammlung nach wie vor mein ,Sinnen und Minnen', d. h. den speciell jugendlichen, ideal- und schönheitsseligen Hamerling vorstellen, und nur solches Neue ist aufgenommen, was den Grundton des ursprünglichen Ganzen nicht stört. Es ist darum das Buch gewiß nicht so pikant zu lesen wie ,Ahasver', aber da es noch Viele giebt, denen meine früheren Werke besser behagten als dieß epische, so kann diesen damit wohl geholfen werden. Ich schäme mich übrigens dieser stillen Klänge nicht, die den öden Pfad meiner Jugend umtönt haben, im Gegentheil, ich bin gerade auf diese Lieder stolz. Es ist auch Vieles darunter, so namentlich die hymnen- oder streckversartigen Stücke in freien Rhythmen (,Der geblendete Vogel', ,Mein Eichhörnchen', ,Vollmond', ,Lenznacht im Süden', ,Antikes Seemärchen' u. s. w.) was ich niemals durch reifere und bessere lyrische Produktionen überbieten zu können glaube. Wenn die Lieder einfache Melodie haben, d. h. echt lyrische,

so könnte dieß dem Verfasser des ‚Ahasver‘ nur zur Ehre gereichen, denn nur so würde der Epiker sich auch als Lyriker erweisen. Doch genug — urtheilen Sie gütigst selbst und lassen Sie sich die Mühe nicht verdrießen, durch Lesung des sehr monotonen und gar nicht pikanten Buches voll ‚antiquirter‘ Gefühle (die aber doch in ihrer ‚Antiquirtheit‘ die Bürgschaft ihrer Wahrheit tragen, denn solche ‚unzeitgemäße‘ Stoffe wählt man nicht, wenn man auf Effect im Publiko zielt) das Bild eines Poeten in sich zu ergänzen, für welchen Sie sich in der wohlwollendsten Weise interessiren.

In herzlichster Ergebenheit Ihr

Robert Hamerling.

Graz, 9. Dez. 67.“

Gleich nach diesem Briefe kam ein anderer, in welchem mir Hamerling noch einmal seine Lyrik an das Herz legte. Dann schwieg er drei Vierteljahr, und erst am 11. Oktober 1868, nachdem ich mich um sein Befinden erkundigt, erhielt ich wieder ein Schreiben, worin er über allzu viele Beschäftigung klagt. „Der ‚König von Sion‘ ist unter der Presse; da giebt es dreifache Correctur zu besorgen und nebenbei noch hie und da im letzten Moment am Text zu bessern. Auch die Correctur der 4. Auflage des ‚Ahasver‘ hab' ich zu besorgen, täglich einen Bogen. Der Hofschauspieler Piers aus Petersburg hat in Riga den ‚Ahasver‘ öffentlich vorgelesen, und das hat eine so starke Nachfrage bewirkt, daß der kleine Rest der Auflage nicht mehr ausreichte und Richter jetzt einen neuen Abdruck in wirklich rasender Eile besorgen läßt.“ Dann heißt es am Schlusse: „Sacher-Masoch erzählt von mir? Gutes? Grüßen Sie ihn bestens von mir und treiben Sie ihn an, daß er Novellen schreibt à la ‚Don Juan von Kolomea‘, keine Romane. Er ist ein sehr guter Gesellschafter, nicht wahr? Unerschöpflicher Sprecher! Das Gegentheil von Ihrem herzlich ergebenen Hamerling.“

Nach wiederholten Ankündigungen, welche von dem hohen Werte zeugten, den Hamerling seinem zweiten großen Werke beimaß, aber ebensosehr von der fast schüchternen Ängstlichkeit, womit er es der Öffentlichkeit übergab, kam der „König von Sion" am 21. September 1868 in meine Hände und mit dem Buche der nachstehende Brief:

„Hochgeehrter Herr!

Der ‚König von Siam' ist todt, — es lebe der ‚König von Sion'! Werden die Kritiker so rufen? Die Wirkung, welche das Werk auf den Faktor der Druckerei gemacht hat, war eine große, und darauf gebe ich Etwas, denn der Mann hat keine kritischen Vorurtheile. Ein paar Frauen lasen das Werk auch schon, und Eine davon bekam schließlich Krämpfe und sagte, sie wäre förmlich ‚vernichtet'. Aber das beweist Nichts. Für Oesterreich machen Sie, hochgeehrter Freund, in der N. Fr. Presse den Succeß — dessen bin ich mir bewußt, und dessen werden auch Sie sich bewußt sein. Sie können sich daher vorstellen, mit welcher Spannung ich dem Augenblicke entgegensehe, zu erfahren, welchen Eindruck die Dichtung Ihnen macht. Sie würden mich unendlich verpflichten, wenn Sie gleich nach der Lectüre, noch bevor Sie öffentlich darüber schreiben, mir nur in 2—3 Zeilen diesen Eindruck (im allgemeinen) brieflich andeuten wollten. Sie sind mir ja nicht mehr bloßer Kritiker, sondern aus dem Kritiker schon beinahe zum Freund geworden, — von Ihrer Freundschaft nun wage ich es, diesen Liebesdienst zu heischen.

Ich habe mich im ‚König von Sion' nicht wiederholt, ich habe wieder Neues versucht. Die Art, wie das Ganze in die socialen, religiösen, politischen Fragen eingreift, geht über das neronische Lebensbild hinaus. An Kühnheit fehlt's auch da nicht, und das Zeitgemälde bedingte eine derbe Form dieser Kühnheit. Eine heftige Opposition sehe ich voraus, die zunächst von gewissen

Ständen ausgehen wird. Ich glaube, daß die Conception und Composition des ‚Königs von Sion‘ mein Reifstes und Bestes ist; sollte die Form nicht überall fertig sein, so wird dieß Gebrechen bei einem Neudruck, so Gott einen solchen giebt, verschwinden. Über das Verdienst will ich mich erst aussprechen, wenn ich weiß, daß es Ihnen nicht mißfällt; ich sage Ihnen nur, daß Personen, die Nichts von Versmaßen verstehen, also auch indifferent sind gegen den Hexameter, wenn sie etwas vom ‚König von Sion‘ zu lesen bekamen, zumeist ausriefen: ‚Wie angenehm sich das lesen läßt!‘“

Dieser Meinung war ich nun nicht. Ich glaube, daß es ein Mißgriff ist, wenn ein deutscher Poet in Hexametern dichtet. Sie bleiben doch immer ein fremdes Gewand, in dem die deutsche Sprache ihre Glieder nicht frei bewegen kann; und über den häufigen Widerstreit zwischen der Quantität der Silben und ihrer Betonung kommt man schwer hinaus. An richtigen Daktylen ist unsere Sprache herzlich arm und den Wohlklang des Reimes entbehrt man schmerzlich. Ich habe auch, wenn ich mich recht erinnere, in meiner Kritik des „Königs von Sion“ mein Bedauern ausgesprochen, daß er auf dem antiken Sechsfüßler einherwandle, die Schönheiten und die Gedankentiefe des Epos aber ebenso rückhaltlos anerkannt wie früher den „Ahasver in Rom“. Hamerling freute sich meiner Kritik herzlich und schrieb mir einen förmlichen Dankbrief. Er lautete:

„Innigsten, gerührten Dank, hochgeehrter Herr und Freund, — ich kann nicht mehr zweifeln, daß Sie sich mir gegenüber als solchen betrachten. Ihre Recension und die am selbigen Tag in der hiesigen ‚Tagespost‘ erschienene von Fr. Marx haben Sensation gemacht. Man hörte einen Menschen zum Andern sagen: ›Geh', kauf' den ‚König von Sion‘ und leih' mir ihn.‹ Und Viele kauften ihn wirklich. Es sind hier gering gerechnet schon hundert Exemplare abgesetzt, in wenigen Tagen. Daß Sie

die humoristischen und volksthümlichen Partieen so sehr goutirten, hat mich überaus gefreut; ich war da auf einem neuen Felde, wo ich noch nicht wissen konnte, wie ich reussiren werde. Nur Eins: Jan verfällt nicht darum, wenigstens nicht darum allein in ein Nervenfieber, weil ihn Divara zu einer Schäferstunde zu verlocken gewußt, — sondern es lastet mit weit größerer Wucht das Bewußtsein auf ihm, daß er dem Dämon der Selbstsucht sich anheim gegeben und daß er alle seine Ideale in sich zertrümmert fühlt. Das Fieber ist Resultat von Allem, was vorausging. Doch was mache ich den Apologeten des Sionskönigs? Sie streuen ihm ohnedieß Blumen in solcher Fülle, daß er des Erfolges froh genug sein und der Kritiker spotten kann, die ihn etwa nachgerade noch altmünsterisch mit glühenden Zangen zu Tode zwicken wollen.

In ewiger Dankbarkeit und Ergebenheit

Ihr Hamerling.

Graz, 18. Dez. 68."

Auch der nächste Brief — vom 1. Jänner 1869 — beschäftigt sich beinahe ausschließlich mit dem „König von Sion", über den sich nach und nach in den Wiener Blättern eine förmliche Fehde entspann. Die schärfsten Gegner Hamerlings hielten sich noch zurück; sie sparten ihre Pfeile für später und überlegten ihre Bosheiten lange. Aber der Dichter ahnte, was kommen werde. Er kannte seine Leute und schrieb:

„Hochgeehrter Herr und Freund!

Es wundert mich gar nicht, daß Ihr Feuilleton über den ‚König' in manchen literarischen Kreisen Verdruß erregt hat; im Gegentheil, es sollte mich wundern, wenn nicht nächstens ein Wiener Feuilleton: ‚Schach dem König von Sion' erscheint. Vorläufig haben zwar noch Manche den Muth, mich zu loben, wie z. B. auch Prof. Zimmerman in der ‚Wiener Zeitung' am 30., der nur

die kleine Ungerechtigkeit begeht, daß er eine Symbolik ‚kühl‘ findet, die erst er selbst, der Philosoph, in das Gedicht hineingetragen. Aber bald dürften andere Töne angeschlagen werden, und vielleicht eröffnet die ‚Presse‘ diesen neuen Chor. Die Nachricht, daß so rasch eine zweite Auflage nöthig geworden, dürfte wohl dem Fasse den Boden ausgeschlagen haben. Ich bin gefaßt, daß man dafür sorgen wird, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Ich bin überhaupt darauf gefaßt, daß die ungewöhnlich warme Begeisterung, mit welcher die Kritik mir in den letzten Jahren entgegengekommen ist und auch jetzt wieder entgegenkommt, eine Reaction gegen mich heraufbeschwört. Es kann sogar geschehen, daß man, nachdem man mich mit Eifer gepriesen, mich mit ebensolchem Eifer zu den Todten wirft. Aber ich habe auch die Überzeugung, daß, wenn eine Zeit käme, welche ‚Ahasver in Rom‘ und den ‚König von Sion‘ bei Seite legt, eine spätere nicht ausbleiben wird, die sie wieder zur Hand nimmt. Ich glaube, die Thatsache, daß ein Kern in ihnen steckt, der sie über das, was vorübergehend durch frivolen Glanz besteht, hinaushebt, wird gerade erst in späteren Tagen anerkannt werden.

Die Zeitungsnotiz über das Vergriffensein der ersten Auflage beruht auf Wahrheit. Der Vorrath des Verlegers ist vollständig erschöpft und bei den Sortimentern dürften nur sehr geringe Reste mehr vorhanden sein. Am 4. Dezember wurde das Buch ausgegeben und am 26. telegraphirte mir Richter: »Lassen Sie 2. u. 3. Auflage vom ‚König von Sion‘, also 2000 Exemplare, sofort drucken. Mehr brieflich.« Man muß wissen, wie selten eine wirkliche 2. Auflage ist und welcher Schwindel mit neuen Titelauflagen getrieben wird, um zu ermessen, daß der ‚König‘ Erfolg gehabt hat.

Hochachtungsvoll und dankbar ergeben Ihr

Hamerling.“

Ist es wahr, daß die Frauen ihre schwächeren Kinder mehr lieben als die starken und gesunden? Und hat man recht, wenn man dasselbe von den Dichtern behauptet? Manches Urteil, welches Poeten über ihre eigenen Werke fällen, scheint den eben angeführten Satz zu bestätigen. Man weiß, daß Platen die „Abbassiden", dies herzlich matte Epos, für seine beste Leistung erklärte. Andere Beispiele, auch aus der Gegenwart, liegen nahe genug. Hamerling verfiel wiederholt in den gleichen Irrtum, wenn er Selbstkritik übte. Er überschätzte „Lord Lucifer" und noch mehr „Teut" und hatte eine zärtliche Vorliebe für den „König von Sion", der mir bei aller Verehrung für den Dichter dem „Ahasver" doch nicht völlig gleich zu stehen scheint. Jeder Tadel, welcher gegen den „König von Sion" gerichtet ward, reizte Hamerling zu heftigem Widerspruch und er bemühte sich mit beinahe ängstlicher Sorgfalt, sein Lieblingskind zu schützen und zu verteidigen. Mit ihm beschäftigte er sich in einer ganzen Reihe von Briefen, kam immer wieder auf das Thema zurück. In einem Schreiben vom 23. Februar 1869, in dem er mich bat, der zweiten Auflage des „Königs von Sion" zu gedenken und auch die Anmerkungen zu berücksichtigen, heißt es:

„Zu den Anmerkungen fühlte ich mich durch jene Nichts- und Halbwisser genöthigt, die meinen Hexameter durch Berufung auf Regeln, die sie nicht verstanden, und auf Meister, die sie nicht kannten, förmlich wie eine Stümperarbeit herunterhunzen, und statt doch wenigstens vorerst zu constatiren, welche ungeheure Kluft den Hexameter des ‚König von Sion' von denjenigen trennt, die man gewöhnlich zu lesen bekommt, darüber wie über eine Arbeit, die noch unter dem Durchschnittsmaß deutscher Hexameter-Erbärmlichkeit stünde, sich ausließen. Möge man mich dieser Anmerkungen wegen nicht der Pedanterie beschuldigen. Dem unbefangenen Leser habe ich Genüge gethan, indem ich fließende und natürlich klingende Verse

schrieb. Wenn ich nebenbei noch strebte, auch den strengeren Regeln der Metriker zu genügen, um nicht von jedem Schulmeister als Stümper heruntergemacht zu werden, und wenn ich es nicht auf Kosten jener Natürlichkeit gethan, so kann mich kein gerechter Vorwurf treffen."

Ein Monat darauf kam ein fast leidenschaftlich erregter Brief (am 23. März). Veranlaßt war er durch eine ausführliche gallige und bissige Kritik, welche Emil Kuh in der „Presse" über den „König von Sion" veröffentlicht hatte. Hamerling fühlte sich tief verletzt und schrieb:

„Ich irre wohl nicht, wenn ich voraussetze, daß der kritische Kuhfladen in der ‚Presse' vom 17. und 18. d. M. Ihre Geruchsnerven nicht weniger affizirt haben wird als die meinigen. Zur Verschärfung der Galle, welche diese Evacuation bewirkte, hat ja vielleicht Ihre Stellung zu Kuh — und zu Hebbel — Einiges beigetragen. Dennoch bitte ich Sie aus gewichtigen Gründen innigst, sich für jetzt zu keinerlei Erwiederung hinreißen zu lassen. Ich weiß, daß in diesem Fall einige schon im Hinterhalt lauernde Spießgesellen um so sicherer gegen mich hervorbrechen würden. — — — Dürfte ich außer diesem passiven Beweis Ihres Wohlwollens noch einen activen erbitten, so wäre es der, daß Sie mir einmal, wenn es Ihre Zeit erlaubt, einige bestimmte und rückhaltlose Mittheilungen machten, wie ich in Wiener Kreisen beurtheilt werde, namentlich in literarischen und journalistischen, und wie die bezüglichen Parteien sich gruppiren? Ich habe Grund zu glauben, daß mir außer Kuh auch Kürnberger, Nordmann, Weilen, Silberstein nicht wohlwollen. Möchten Sie doch offenherzig sein, ebenso offenherzig, als ich discret sein werde. Verzeihen Sie die Unbescheidenheit der Frage. Kuh's Recension beweist mir, daß eigenthümliche Verhältnisse obwalten; ich möchte nun gerne klar sehen. Ich weiß Niemand außer Ihnen, an den ich mich wenden

könnte. Sie wären auch wie keiner befähigt, mich aufzuklären über Freund und Feind. Und ich finde nachgerade, daß ich bisher zu sorglos und unaufmerksam gewesen; die Kuh'sche Recension hat mir die Augen darüber geöffnet, daß eine solche Aufklärung mir von zu großem Nutzen sein könnte, als daß ich mich nicht bemühen sollte, sie mir zu verschaffen. Die Zeit rückt immer näher, wo ich, wie Jeder, der einmal Succeß gehabt hat, auf um so schärfere Angriffe gefaßt sein muß. Da ist es denn doch sehr wünschenswerth, über Stärke und Stellung der Gegner einerseits, der Bundesgenossen andererseits, einige Nachricht zu erhalten, um tactische Mißgriffe zu vermeiden und Fallgruben, Fangeisen, Höllenmaschinen &c. auszuweichen. Ich füge nur noch hinzu, daß ich die Kostbarkeit Ihrer Zeit kenne und mich nicht im Geringsten darüber verwundern werde, wenn Sie diese Zeilen einfach ad acta legen. Auch in diesem Falle bleibe ich, hochgeehrter Herr, Ihr

Hochachtungsvoll und dankbar ergebener

Robert Hamerling."

Der Zorn des Dichters gegen Kuh kam auch später noch wiederholt zum Ausdruck. So unter anderem in dem Briefe vom 27. April. Eine befreundete Dame hatte mich gebeten, ihr eine Photographie Hamerlings mit eigenhändiger Unterschrift zu verschaffen. Auf meine Bitte kam sogleich das Bild und dazu folgende Bemerkung: „Möge sich die Dame damit befreunden, obgleich ich da aussehe, als hätte ich eben den Emil Kuh geprügelt. Es hat wenigstens den Vorzug, das neueste zu sein; es ist kaum zwei Wochen alt."

Der nächste Brief Hamerlings (vom 13. Mai) war von ungewohnter Länge, aber so charakteristisch für ihn, daß er mit einigen kleinen Auslassungen vollständig hier stehen mag. Zum Verständnis einer Stelle diene die Bemerkung, daß es sich um den Prolog zu einer Schillerfeier handelt, welcher in der „Neuen Freien Presse" erschienen war. Und nun folge

der Brief, der manchen Einblick in die Seele Hamerlings gewährt. Er lautet:

„Hochgeehrter Herr.

Herr Julius Schanz in Venedig macht mich zum Besteller eines Schreibens an Sie, dessen Inhalt ich zu befürworten mir erlaube. Herr Schanz überschwemmt Einen mit ihn betreffenden Zeitungsblättern und Broschüren, bis man ihn mit den sämmtlichen Scharteken zum Guckuk wünscht; aber er fährt damit ruhig fort, bis man die Sache originell findet und sich von Neuem für ihn interessirt. Ich weiß nicht, wie Sie von seiner literarischen Bedeutung denken, aber darin werden Sie mit mir einig sein, daß das Bemühen dieses über das Schwabenalter hinausgekommenen deutschen Dichters und Familienvaters, sich endlich einmal ein sicheres Nest zu gründen, ein wohlberechtigtes ist. Handeln Sie also menschenfreundlich an ihm . . . . .

Es mag zwei Jahre sein, daß ich ein Gedicht drucken ließ, in welchem gesagt wurde, das übliche Honorar für lyrische Dichter in Deutschland sei

. . . . ein freies Exemplar
Der Zeitungsnummer, drin mit Achselzucken
Der Redacteur gewagt, ein Lied zu drucken.

Seitdem hat sich auch das geändert, und ich warte vergeblich auf freundliche Vermittlung eines Abdrucks meines Prologs in der ‚Neuen Freien Presse'. Indeß vermindert das nicht meine dankbare Anerkennung des Wohlwollens der ‚N. Fr. Pr.' Ernstlich beklage ich nur den fatalen Passus, der dem Abdruck des Prologs vorausgeht, besagend, ich hätte das Festgedicht „für diese Gelegenheit gesendet", was man sicher so verstehen wird, als hätte ich freiwillig mich als Festsänger eingefunden. Ich pflege mich aber mit Nichts aufzudrängen und am allerwenigsten in der Welt mit Festprologen. Das Gedicht wurde auf dringende Be-

stellung geliefert, und nur von diesem Standpunkte aus sollte es beurteilt werden. Charakteristisch war wieder der Rippenstoß, den mir die alte ‚Presse‘ bezüglich dieses Prologs versetzt, und interessant das absolute Schweigen der beiden ‚Fremdenblätter‘. Gefreut hat mich bei dieser ganzen Affaire nur die Bemerkung der ‚Sonn- und Montagszeitung‘: ‚Hamerling kann kein Gedicht mehr schließen ohne einen Seitenblick auf Deutschland.‘ Seit Jahren habe ich bei keiner ‚schönen Recension‘ so behaglich geschmunzelt. . . .

Vielleicht interessirt es Sie als Freund und Gönner meiner Muse, daß meine jetzigen poetischen Pläne sich auf eine Tragödie ‚Danton und Robespierre‘ und eine nationale Comödie ‚Teut‘ betitelt, concentriren, welche beiden Werke rasch nacheinander, vielleicht gar gleichzeitig ans Licht treten werden.“

Mindestens ebenso bezeichnend für Hamerlings weiche und lebhaft empfindende Natur ist ein Brief vom 23. Mai, in dem er sich zu einer Besprechung der eben damals erschienenen Gedichte von Hieronymus Lorm anbot. Er schrieb:

„Hieronymus Lorm hat für den kritischen Blutdurst, mit welchem er früher die literarischen Produzenten der Gegenwart verfolgte, durch erbarmungswürdiges Siechthum und traurige Lebenslage hinlänglich gebüßt. Sie müßten diese Lebenslage so kennen, wie ich sie aus zwei in letzter Zeit erhaltenen Briefen Lorm's kenne, um ganz zu ermessen, wie grausam es wäre, dieses über die Maßen gedrückte, fast bis zum Kindischen kleinlaut gewordene Schriftstellergemüth anders als mit liebreicher Milde und Schonung anzufassen. Er hat eine beinahe krankhaft Angst vor der ‚N. Fr. Presse‘, und der mir gegenüber geäußerten Besorgniß, sein neues Büchlein, die ‚Gedichte‘ — sein Höchstes und Bestes, wie er meint — würde von Ihnen schnöde und ungnädig abgefertigt werden, suchte

ich durch das Versprechen zu begegnen, daß ich Sie bitten werde, das Referat darüber mir zu überlassen. Nun frage ich an, ob Sie geneigt sind, auf dieß Ansuchen einzugehen? Schreiben Sie jedoch nur im Fall, daß Sie anders verfügen. Als Ihre Zustimmung werde ich Ihr Schweigen annehmen und in diesem Fall die betreffende Recension nächstens einsenden.

P. S. Fürchten Sie nicht, daß ich in banalen Lobphrasen für Lorm Reclame machen werde; es ist meine Absicht, mich mehr auf die Characterisirung des Eigenthümlichen dieser Poeten- und Schriftstellernatur zu beschränken."

Der Artikel Hamerlings fand keine Aufnahme in der „N. Fr. Presse". Ohne meine Schuld, denn ich befürwortete ihn auf das wärmste, obwohl oder vielmehr weil Lorm mich wiederholt persönlich angegriffen hatte. Das hinderte mich nicht im geringsten, seine tiefsinnigen Leistungen voll zu würdigen. Ich habe das seither bewiesen. Aber Lorm hatte nicht nur mich, sondern auch die „N. Fr. Presse" scharf mitgenommen. Das konnten ihm die Herausgeber nicht verzeihen — und Hamerlings Manuskript wanderte nach Graz zurück. Er scheint geglaubt zu haben, daß ich die Ursache der Weigerung war, seine Besprechung zu drucken. Daraus erklärt sich die Haltung seines Schreibens vom 15. August, in welchem es heißt:

„Ich muß leider Ihre Frage, ob es mich ärgert, den Artikel über Lorm remittirt zu erhalten, mit einem freimüthigen Ja beantworten. Was soll ich nun damit anfangen? Ihn der alten ‚Presse' zu übergeben, entschließe ich mich, nach dem Kuh'schen Attentat, natürlich sehr schwer. Was Sie gegen Lorm erbittern mag, ist auf Rechnung der tödtlichen Angst zu setzen, die er vor der ‚N. Fr. Presse' hat und die in dem Kranken natürlich eine krankhafte Gestalt annimmt. Sie sollten großmüthig

gegen ihn sein, wie ich selber es zu sein mich rühmen darf, denn mir hat er ebenfalls vor einem Dezennium, da ich als junges Poetlein hervortrat, übel mitgespielt, und die Recension, durch welche er mich damals züchtigte, begann mit den Worten: ‚Poeten sind wunderliche Leute.‘ Das ‚Poeten sind wunderliche Leute‘ könnte ich ihm nunmehr mit Zinsen zurückgeben, denn seine Manöver Ihnen und der ‚N. Fr. Presse‘ gegenüber waren doch das Wunderlichste, was es geben kann.“

Drei Briefe, am 29. Oktober, 23. November und 5. Dezember 1869, betreffen mein Buch „Aus alten Tagen“, das just herausgekommen war. Ich hatte selbstverständlich Hamerling ein Exemplar übersendet und er trug sich liebenswürdig an, es in der „N. Fr. Presse“ zu besprechen. „Nur werden Sie“, meinte er, „mit mir darüber einig sein, daß ich unter den Artikel nicht meinen Namen setzen darf. Es ist allbekannt, daß Sie mir seit ein paar Jahren ein warmer Verteidiger gewesen. Ich kann Sie daher nur anonym loben, wenn mein Lob die rechte Wirkung haben soll.“ Ein andermal schrieb er: „In der Besprechung selbst habe ich nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt, und dieß Bewußtsein allein könnte und müßte mich einigermaßen trösten, wenn Sie mit derselben nicht zufrieden wären. Einen allzu panegyrischen und enthusiastischen Ton anzuschlagen hielt ich nicht für ersprießlich und angemessen in einem Blatte, an dessen Redaction Sie selbst betheiligt sind. Ich glaubte Ihnen gerade durch die kritisch-kühlere Darlegung am Meisten zu nützen, d. h. bei Neidern und journalistischen Gegnern am wenigsten zu schaden. Ich handelte, so gut ich's verstand; mehr kann von Keinem gefordert werden.“

Als ich einige Tage darauf die Besprechung las — Hamerling hatte den feinen Takt gehabt, sie nicht mir, sondern Dr. Friedländer zu schicken und dieser ließ sie ohne mein Wissen, hinter meinem Rücken, als zarte Überraschung für mich drucken — war ich so riesig erfreut, daß ich Hamerling

gern umarmt hätte. Er spendete mir mehr Lob, als ich verdiente, und ich dankte ihm in der herzlichsten Weise, nicht zum wenigsten dafür, daß er die feurige nationaldeutsche Gesinnung in meinen bescheidenen Versen betonte. Wir standen an der Schwelle des großen Jahres, in welchem die Sehnsucht des deutschen Volkes nach Einheit erfüllt ward. Der große Schmied Bismarck hämmerte den Ring, der fortan die deutschen Stämme bis ans Ende der Zeiten zusammenhalten möge. Wir Deutsch-Österreicher — das soll man uns im Reiche nicht vergessen — haben damals die Schlachten im Geiste mitgekämpft und unsere heißen Segenswünsche begleiteten die deutschen Fahnen. Prächtig hat dies Hamerling ausgedrückt in dem Prolog, mit welchem am 6. Oktober 1870 in Graz die Studentenvorstellung zum Besten der Witwen und Waisen gefallener deutscher Krieger eröffnet ward. Da heißt es:

Wie stand's mit uns in Deutschlands Schlachtentagen?
Neutral war Oest'reichs Hand und Oest'reichs Erz; —
Neutral? Nicht ganz. Das Herz hat mitgeschlagen,
Das Herz Deutschösterreichs, das deutsche Herz.

Mitten in diese stürmisch bewegte Zeit, die wenig Muße für literarische Erscheinungen übrig hatte, fiel die Veröffentlichung von „Danton und Robespierre". „Mit einigem Bangen", schrieb mir Hamerling am 25. November, „übermittle ich Ihnen meine Tragödie. Nichts ist wahrscheinlicher und natürlicher unter diesem wechselnden Monde, als daß, nachdem Ihnen zwei meiner Werke leidlich gefallen, dieß dritte Ihnen mißfalle. Möge nur Ihr Wohlwollen im Großen und Ganzen nicht völlig in die Brüche gehen. Der Stoff verlangte nur etwas breitere Exposition, sowohl der historischen Situation wie der sich bekämpfenden Ideen. Davon aber abgesehen, glaube ich mir das Gesetz des Dramas und das des Theaters hinlänglich gegenwärtig gehalten zu haben um nicht Episches oder Lyrisches in dem Werke wuchern zu lassen. Die Charactere Danton's und Robespierre's sind nach

meiner Überzeugung, die sich auf historische Studien stützt, im Wesentlichen der Geschichte treu gezeichnet, und die Art ihrer Contrastirung dürfte die bedeutsamste, auch poetisch wirksamste sein."

Eines der ersten Wiener Blätter, welches eine Kritik über „Danton und Robespierre" brachte, war die „Tagespresse", eines jener Organe, welche sich in fanatischer Parteinahme für die Franzosen gefielen und unablässig gegen Deutschland hetzten. Es nahm Hamerlings Tragödie übel mit und verhöhnte den Dichter. Diese Kritik bewog ihn zu folgendem Briefe vom 2. Dezember:

„Wenn die Rezension, welche die ‚Tagespresse' (besser: ‚Preußenfresse') über ‚Danton und Robespierre' gebracht hat, nicht bloß eine Züchtigung für meine deutsch-patriotischen Prologe sein soll, so muß ich erstaunen über den wunderlichen Eindruck, den diese Tragödie auf einen oberflächlichen Leser zu machen im Stande ist. Ich fühle mich gedrängt, ein paar Worte zu meiner Vertheidigung aufs Papier zu werfen. Aber ist es nicht ersprießlicher, wenn ich dieselben statt an den Kritiker, der mich schon recensirt hat, an denjenigen richte, der mich noch recensiren soll? — Eine der fatalsten Oberflächlichkeiten des Recensenten in der ‚Tagespresse' ist seine Auffassung Dantons. Danton ist für den, der wirklich liest, was er in meiner Tragödie spricht, nicht ‚gemüthlich' und jovial, sondern g r a n d i o s; nicht gemeine Blasirtheit ist sein Wesen, sondern die souveräne Ironie bevorzugter Geister. Robespierre überragt ihn moralisch durch das Pathos der Überzeugung, aber Danton ist zu groß für die Einseitigkeit des Pathos. Auch Robespierre ist oberflächlich aufgefaßt, wenn er von Anfang bis zu Ende eine starre Idee, eine leblose Abstraction vertreten soll. In den Waldscenen des 3. Actes, in den Schlußscenen des 4. Actes, besonders in dem hochwichtigen Schlußprolog, bricht das Menschliche Robespierres, und zwar, wie ich glaube, in einer

dramatisch wirksamen Weise durch. Zu wenig schwunghaft findet der Recensent den Prolog. Aber gerade in seiner kühlen, pointirten Schärfe ist er characteristisch; gerade so mußte der politische Verstandesfanatismus jener Revolutionsmänner sich aussprechen. Die Behauptung, daß meine Tragödie nicht bühnengemäß sei, steht im directesten Widerspruch mit dem Urtheil Aller, die das Stück hier bisher gelesen; insonderheit der Schauspieler des landschaftlichen Theaters, die sich für das theatralisch Wirksame des Stückes geradezu enthusiasmirten, und welche es durchaus zur Aufführung bringen wollten, so daß ich starke Mittel anwenden mußte, um es ihnen wieder aus den Händen zu winden. Zugestanden wird jedoch gern, daß der Stoff nicht für das große Publikum taugt, für welches die Conflicte großer Gedanken, wenn auch leidenschaftlich gesteigert, niemals das Interesse der üblichen Herzensconflicte auf der Bühne haben können. — Ein ‚Werk der Gelehrsamkeit‘ nennt der Recensent meine Tragödie: die Poesie habe keinen Theil daran. Ich bin mir bewußt, in vielen Scenen Töne des höchsten Pathos, dessen meine Leier fähig, angeschlagen zu haben — vor allem in den Schlußscenen des 3., 4. und 5. Actes. Daß der Recensent gar Nichts Gutes an meinem Werke findet, ist verdächtig. Wäre es seine ehrliche Überzeugung, so würde das beweisen, wie ungerecht man gegen das Detail eines Werkes sein kann, wenn es Einem im Ganzen antipathisch ist. — Ich habe natürlich noch keine Ahnung von Ihrer Ansicht über ‚Danton und Robespierre‘, habe auch weder die Absicht noch die Hoffnung, Sie zu beeinflussen. Aber es war doch vielleicht nicht ganz überflüssig, Ihre geneigte Aufmerksamkeit auf die oben berührten Puncte zu lenken. Jedenfalls werden Sie es verzeihen

Ihrem hochachtungs- und vertrauensvoll ergebenen

Robert Hamerling.“

Vier weitere Briefe beschäftigen sich ebenfalls fast ausschließlich mit dem Drama, das ein wahres Schmerzenskind Hamerlings zu werden drohte. In der „Neuen Freien Presse" besprach es Heinrich Laube sehr von oben herab. Seinem Ärger darüber machte Hamerling in einem Briefe vom 9. Dezember Luft. Darin hieß es: „Die Recension Laubes dürfte mir empfindlich schaden. Daß mein Werk ‚trotz alledem' eine ‚verdienstliche Arbeit' ist, daß es ‚freie Gedanken', ‚gute Schilderungen', ja sogar (!) ‚dichterischen Geist' enthält, ist ein Kompliment, das vielleicht einen Gymnasiasten, der seine ersten Verse drucken läßt, freuen könnte. Erwägt man, daß auf die Expectoration der preußenfresserischen ‚Tagespresse' unmittelbar die Recension des ‚guten Oesterreichers' Laube folgte und an demselben Tage mit dieser im ‚Salonblatt' eine Besprechung erschien, die fast nur eine Abkürzung der Laubeschen war, (welche letztere der Autor doch noch nicht gedruckt gelesen haben konnte) — erwägt man ferner, daß weder Herr Laube, noch das ‚Salonblatt' ein Recensionsexemplar erhalten hatten, und daß ein der ‚Tagespresse' übersandtes Exemplar kaum noch eingetroffen sein konnte an dem Tage, an welchem sie mich recensirte; — erwägt man dieß Alles, so vermag man nicht mehr zu zweifeln, daß dieser combinirte, mit merkwürdiger Hast gegen das kaum erschienene Buch gerichtete Angriff das Werk einer mißgünstigen Clique war. Auf die schönsten aller Prügel hätte jedoch Herr Grasberger Anspruch, der in der alten ‚Presse' auf den ‚Humbug' gestichelt, der ‚gleich mit der zweiten Auflage anfängt und jedes Hundert von Exemplaren zu einer neuen Auflage stempelt'."

Hierauf setzt Hamerling breit auseinander, daß in der Tat gleich eine zweite Auflage von „Danton und Robespierre" notwendig geworden sei, und bekräftigt dies mit seinem Ehrenworte. Dann fährt er fort: „Herr Laube irrt, wenn er meine Verwahrung gegen eine Theateraufführung des ‚Danton und Robespierre' für überflüssig hält. Es gab ein

Theater, welches die Tragödie aufführen wollte; es gab einen Schauspieler, der es durchaus, meinen Einwendungen zum Trotz, für seinen Benefizabend haben wollte. Das eben aber wollte ich verhindern — daß nämlich eine Bühne oder ein Benefiziant, auf den Autornamen seine Spekulation bauend, das Werk auf die Bretter schleppe, unbekümmert darum, wenn es, nach Erzielung eines vollen Hauses, verstümmelt, malträtiert und durchgefallen, zu den Todten geworfen würde."

Am 27. Dezember kommt Hamerling noch einmal auf Laubes Kritik zurück. In Graz war inzwischen Griepenkerls „Robespierre" aufgeführt worden. Hamerlings Ärger ward dadurch gesteigert. Er ersuchte um eine Notiz in der „Neuen Freien Presse", in welcher hervorgehoben werden sollte, daß der Schauspieler Heiter Griepenkerls „Robespierre" erst dann zu seinem Benefiz wählte, nachdem Hamerling die Erlaubnis zur Aufführung seines „Danton und Robespierre" mit Rücksicht auf die sich ergebenden Schwierigkeiten verweigert hatte. Dazu bemerkte Hamerling: „Herr Laube hat es sehr lächerlich gemacht, daß ich mich im Vorwort zu ‚Danton und Robespierre' gegen eine Aufführung verwahrte; obige Mitteilung dürfte beweisen, daß ich nicht so grundlos handelte, wie Herr Laube meint. Ich habe die Genugthuung gehabt, bei Gelegenheit der Aufführung des Griepenkerlschen Werkes von der hiesigen Kritik hervorgehoben zu sehen, daß durch diese Aufführung die gute Meinung, welcher ‚Danton und Robespierre' von Anfang hier begegnete, verstärkt worden ist. Überhaupt mehren sich täglich die günstigen Stimmen — vorläufig aus dem Publikum — und ich hoffe, auch in der Kritik wird ein Umschwung nicht ausbleiben, sobald nur erst Einer den Muth gehabt haben wird, mich zu loben."

Wenige Tage, nachdem diese Zeilen in meine Hand gekommen, hatte ich infolge starker politischer Meinungsverschiedenheiten meine Stellung in der Redaktion der „Neuen Freien Presse" verloren. Die Redaktion des „Literaturblattes"

ward Emil Kuh übertragen. Ich teilte dies sofort Hamerling mit, der mir aus diesem Anlasse sehr freundschaftlich und herzlich sein Bedauern ausdrückte. Er fühlte sich, wenn auch nicht durch mein Scheiden aus der Redaktion, doch durch die Wahl meines Nachfolgers persönlich betroffen. „Was der Eintritt Emil Kuh's“, heißt es in dem Briefe vom 20. Jänner 1871, „mir bedeutet, das wissen Sie, und darüber kann ich mir keine Illusionen machen. Seine Devise ist: Wehe den Büchern, die eine zweite Auflage erlebt haben. Gnade nur den Ladenhütern.“ An diesen Stoßseufzer knüpfte er die Bitte, ich möchte „Danton und Robespierre“ in der „Allgemeinen Zeitung“ besprechen. Das ist auch geschehen und am 8. Februar schrieb Hamerling: „Ich danke Ihnen herzlich für die wohlwollende Kritik meiner Tragödie in der ‚Allgemeinen Zeitung‘. Sie haben sich Ihrer freundlicheren Gesinnungen für mein neuestes Werk nicht zu schämen, — auf Ihrer Seite stehen u. A. die sonst phlegmatischen Holländer; ein mir von Richter mitgeteiltes Buchhändlercircular kündigt eine holländische Übersetzung des Werkes an. Ein jetzt in Deutschland lebender Versailler Professor hat um die Erlaubnis gebeten, dasselbe ins französische übersetzen zu dürfen. Ein seltsamer Zufall, aber es ist constatirt, daß es dem Versailler mit der Sache vollkommen Ernst ist. — Es freut mich, Ihren Namen in der ‚Presse‘ auftauchen zu sehen. Es gereicht mir zur Beruhigung, im Bureau dieses Blattes nun doch einen Gönner zu haben — bisher hatte ich dort eine ganze Horde von Todfeinden. Erst neulich wurde ich ‚abgefertigt‘!!!“

Während der Briefwechsel zwischen Hamerling und mir in den Jahren 1868—1870 ein sehr lebhafter, fast ununterbrochener gewesen war, stockte er später wiederholt und hörte manchmal ganz auf, so daß ich in der langen Zeit von 1872—1889 kaum anderthalb Dutzend Schreiben von seiner Hand erhielt. Die Ursache war einfach. Einigen der späteren Werke Hamerlings konnte ich jene rückhaltlose Anerkennung,

mit der ich die ersten begrüßt hatte, nicht mehr schenken. Deß hatte ich kein Hehl und das verdroß ihn. Er besaß keine Eitelkeit oder doch nur soviel davon, als jeder Autor haben muß, um seine literarische Toilette nicht zu vernachlässigen. Aber er besaß viel Stolz und seine zunehmende Kränklichkeit machte ihn immer empfindlicher gegen jeden auch achtungsvollen Tadel. Er hatte große Bewunderung gefunden, seine epischen Dichtungen hatten zahlreiche Auflagen erlebt, aber er fühlte sich dennoch unbefriedigt. „Über manche Schicksalsungunst", schreibt er am Schlusse seiner Selbstbiographie, „hätte literarischer Erfolg auch trösten können; wenn er nur nicht selbst mit so viel Bitterem verquickt gewesen! Wie gering war im Ganzen das Verständniß, die Würdigung dessen, was ich für das Beste in mir halten mußte!" Man hört da den Hypochonder, den körperliches Leiden verstimmt hat: denn an Anerkennung hat es Hamerling wahrlich nicht gefehlt. Seine trübe Stimmung ward zum Teil durch die kühle Aufnahme hervorgerufen, die seine 1872—1874 erschienenen Arbeiten fanden. Die erste derselben, das Scherzspiel „Teut", übersendete er mir am 16. März 1872 mit nachstehenden Bemerkungen:

„Ich wende mich vorläufig nicht an den Kritiker — ich bitte Sie ausdrücklich, das eigentlich noch gar nicht erschienene Büchlein für jetzt nicht öffentlich zu besprechen — ich wende mich an den wohlmeinenden Freund meiner Muse, und bitte Sie, mir sobald es thunlich, selbstverständlich nicht des Breiteren (denn ich weiß, daß die Zeit des Publizisten kostbar) sondern mit sechs Zeilen folgende Fragen zu beantworten: 1. Gefällt oder mißfällt Ihnen das harmlose, aber der tieferen Intentionen keineswegs ermangelnde, in seiner Art gewiß eigenthümliche Werkchen? 2. Welche Aufnahme, glauben Sie, daß ihm die Wiener Tageskritik bereiten wird? 3. Welchen Erfolg könnte man sich nach Ihrer Ansicht von einer Aufführung versprechen, und welches Wiener Theater wäre zu einer solchen geeignet?

Ihre Mittheilung wird mir umso werthvoller sein, je freimüthiger sie ist, und je rascher sie kommt. Die Wiener Presse ist ja jetzt ganz in den Händen meiner ärgsten Feinde! Bei der ‚Deutschen Zeitung‘ sind Speidel und Ißleib, bei der ‚Neuen Presse‘ Kuh, bei der alten gar der Grasberger, u. s. f. mit Grazie.“

Was ich erwiderte, kann ich nur auch aus der Entgegnung Hamerlings beiläufig erraten. „Teut“ scheint mir heute eine ziemlich gequälte, stellenweise etwas langweilige Satire, deren tüchtigen Kern man mühsam herausschälen muß. Für aufführbar hielt ich das Scherzspiel schon darum nicht, weil es doch eigentlich post festum kam, und an eine günstige Kritik in den Wiener Zeitungen konnte ich nicht glauben. Das dürfte ich Hamerling in der rücksichtsvollsten Form mitgeteilt haben. Seine Antwort lautete:

„Hochgeehrter Herr!

Die Scenen des deutschen Haders auf der Teutfestwiese würden allerdings veraltet sein, wenn sie mehr wären als eine Phase in der Entwicklung meines Themas. Nicht den Zustand Deutschlands vom April 1872 will meine deutsche Nationalcomödie schildern, sondern an die jüngste Vergangenheit knüpft sie an, zeigt den deutschen Hader plötzlich abgeschlossen durch eine große That und schreitet fort bis zum Ausblick in eine Zeit, wo echtes Nationalgefühl das Gemeingut Aller geworden, gesunder und practischer und politischer Verstand bei allen Deutschen zum Durchbruch gekommen. Ob ein warnendes Spiegelbild des deutschen Haders wirklich für alle Zeiten unnöthig geworden, darauf wollen wir zurückkommen, wenn einmal Bismarck todt ist und das Heft der deutschen Regierung in weniger festen Händen liegt. Meine Komödie soll nicht aufführbar sein, weil sie ‚aristophanisch‘ in der Weise Platens ist? Eine ungeheure Kluft trennt den ‚Teut‘

von Platens Komödien. Diese sind literarisch, ‚Teut‘ politisch und schon darum für einen weit größeren Kreis berechnet. Platen ist für Feinschmecker und Kenner, ‚Teut‘ ist (bis auf die wenigen Verse des Titelhelden) durchaus volksthümlich angelegt, spielt sich in drastisch-lustigen Scenen ab; Platen giebt nur Figuren, die keinen Anspruch auf Lebendigkeit machen; Piske, Schwemminger, Bacherl, Hermann u. s. w. sind Gestalten, die, wie ich (mit zahlreichen Lesern) glaube, auf der Bühne gut dargestellt, ebenso ergötzlich als volksthümlich lebendig wirken könnten .... Aufs Wort will ich Ihnen glauben, daß die Wiener Kritik dem ‚Teut‘ sehr schlimm mitspielen wird. Ich war davon im Voraus überzeugt. Und nun, nachdem ich gehört, wie der einzige Freund, den ich unter den Wiener Kritikern habe, urtheilt, kann ich mir vorstellen, wie meine Feinde sich ausdrücken werden. — Schließlich noch ein Wort zur Vermeidung eines Mißverständnisses. Wenn ich Sie bat, Ihr Urtheil über den ‚Teut‘ vorderhand nicht öffentlich auszusprechen, sondern mir einstweilen nur brieflich mit einer Zeile den allgemeinen Eindruck, den das Werkchen auf Sie machte, anzudeuten, so geschah es einzig deßwegen, weil ‚Teut‘ damals factisch noch nicht erschienen war und noch wochenlang keine Exemplare in Wien vorräthig sein konnten. Es ist aber fatal, wenn Werke früher besprochen werden, als sie am Orte zu haben sind. Inzwischen dürften Exemplare in Wien eingetroffen sein, und ich denke nicht daran, Sie durch Bitte oder Pression zu weiterem Schweigen veranlassen zu wollen. So sehr ich bedauere, Sie nicht in der Zahl derjenigen zu sehen, welchen mein Werkchen Freude gemacht hat, achte ich doch die Meinung jedes Kritikers zu sehr, um auch nur den mindesten Versuch zur Einschränkung oder Milderung ihrer Äußerung zu machen. In der Hoffnung, daß Ihnen das Mißbehagen, welches Ihnen der ‚Teut‘ verursachte (wenn ich anders Ihre Zeilen nicht schlimmer auslege als sie gemeint sind),

nicht den ganzen Poeten verleidet hat, und Sie meinem Bestreben nach wie vor gewogen bleiben, bin ich in alter Hochschätzung und Dankbarkeit

Ihr ergebenster

Robert Hamerling.

Graz, 9. April 1872."

Ein halbes Jahr darauf erschienen die „Sieben Todsünden". Ihr kurzer Begleitbrief lautete: „Ich weiß nicht, ob dem unter Kreuzband mitfolgenden Büchlein noch zu helfen ist, seitdem die ‚Neue Freie Presse' die kühle, nicht mißzuverstehende Nachricht gebracht hat, daß es ein Musiktext und noch dazu ein sich streng an die Form der Kantate haltender ist, daß es Menschen giebt, die sich einen Musiktext vor der Aufführung der Musik kaufen. Aber die ‚Sieben Todsünden' sollten eben kein bloßer Musiktext sein; ich war bestrebt, sie ein wenig besser zu gestalten, als Musiktexte gewöhnlich zu sein pflegen, und eine Dichtung zu geben, die auch für sich lesbar und genießbar wäre. Sollten die Kritiker und Ästhetiker der ‚Deutschen Zeitung' dies Streben einigermaßen verwirklicht finden, so würde die kleinste kritische Notiz darüber mich zu großem Danke verpflichten."

Zwischen diesem und dem nächsten Briefe liegt ein Zeitraum von dritthalb Jahren — die erste große Pause in unserer Korrespondenz. Hamerling war etwas verstimmt gegen mich ob meiner Kritiken des „Teut" und der „Sieben Todsünden". Mein früher erwähnter Besuch im Stiftinghaus hatte diese Verstimmung nur teilweise behoben. Er schrieb mir ab und zu ein paar Zeilen, die nicht mehr in meinem, sondern im Besitz von Autographensammlern sind. Erst im Dezember 1875 erhielt ich wieder ein mitteilenswertes Schreiben und gleichzeitig den dreibändigen Roman „Aspasia". Er war ursprünglich für das Feuilleton der „Neuen Freien Presse" bestimmt. Schon im Spätherbst 1872 waren die Verhandlungen der Redaktion mit Hamerling angeknüpft

worden. Er hatte versprochen, das vollendete Manuskript bis zum 1. April 1873 einzusenden, weil am 1. Mai die Veröffentlichung beginnen sollte, hielt jedoch den Termin nicht ein und ein anderer Roman mußte als Ersatz erscheinen. Das war unangenehm, denn die Redaktion wollte gerade während der Wiener Weltausstellung das Werk eines hervorragenden deutsch-österreichischen Dichters bringen. Michael Etienne, der in seiner Art ein Prachtmensch, aber ungemein heftig war, ärgerte sich nicht wenig und machte seiner üblen Laune in gewohnter urkräftiger Weise Luft, als die „Aspasia" endlich mit starker Verspätung eintraf. Er las den Roman infolgedessen nicht ohne Voreingenommenheit, fand ihn „klassisch langweilig" und verweigerte die Annahme. Materiellen Schaden hat Hamerling dadurch nicht erlitten, denn Etienne versicherte mir, daß das vorschußweise bereits bezahlte Honorar niemals zurückverlangt worden sei — und er war nicht der Mann zu lügen. Das Manuskript der „Aspasia" wanderte nach Graz zurück und ward erst nach zwei Jahren in ein Buch verwandelt. Der Brief, mit dem Hamerling es mir sendete, lautete:

„Hochgeehrter Herr!

Ich halte es für eine Pflicht der Dankbarkeit, Ihnen ein Exemplar auch meines neuesten Werkes zu senden, bitte Sie aber, dasselbe durchaus nicht als Recensionsexemplar zu betrachten . . . ‚Aspasia' ist kein Fremdling im Bureau der ‚N. Fr. Presse'; aber sie hat seit zum jenem ersten Besuch so manche nicht unerhebliche Umgestaltung erfahren; sie ist eine andere geworden, wenn auch die Consequenzen des Umstandes, daß der Roman mit einer gewissen Hast geschrieben werden mußte, — war der Vollendung doch ursprünglich ein bestimmter Termin gestellt — noch nicht ganz verschwunden sein dürften. Nachdem ich nun dieses poetische Unternehmen, dem ich meine reichste Kraft gewidmet zu haben glaube, hinter mich gebracht, ist meine Zeit auch wieder für

kleinere Arbeiten verfügbar, und ich könnte nun erst auch dem Verlangen der ‚N. Fr. Presse‘, wenn ein solches noch besteht, von Zeit zu Zeit mit einem feuilletonistischen Beitrage entsprechen. Ich würde Ihnen sehr verbunden sein, wenn Sie dies Herrn Etienne zu sagen die Güte hätten, wie auch ihm mein Bedauern auszudrücken, daß durch seine Nichtbeantwortung meines letzten Schreibens vom vorigen Jahre die endgiltige Verständigung in der Schwebe geblieben ist. Erfreuen Sie gelegentlich mit ein paar Zeilen

Ihren in besonderer Hochachtung ergebenen

Robert Hamerling.

Graz, 17. Dezember 1875.“

Mit aufrichtiger Betrübnis muß ich bekennen, daß meine Besprechung der „Aspasia“ den Verfasser ernstlich erzürnte. Es war viel Lob und Anerkennung darin, aber leider auch der schlechte Witz, von allen Göttern Griechenlands sei mir bei der Lektüre „der mit dem Mohnblumenkranz um das Haupt am nächsten gewesen“. Ich bereue das aufrichtig, obwohl es der ehrliche Ausdruck meiner Empfindung war. Ganze Kapitel der „Aspasia“ sind mühselig zu lesen und erinnern unwillkürlich an den „Charikles“, den allen Philologen wohlbekannten „Schulroman“ Wilhelm Adolf Beckers. Aber man soll einem so bedeutenden Dichter wie Hamerling nicht durch eine spöttische Bemerkung weh tun. Er war gekränkt und beleidigt und hat sich, wie man mir sagte, in Briefen an Freunde bitter über mich beklagt. Sein Groll währte lange; fast neun Jahre schrieb er mir kein Wort. Wir wären vielleicht nie wieder in brieflichen Verkehr getreten, wenn ich nicht „Amor und Psyche“ aus vollem Herzen gelobt hätte. Der noch immer Grollende schickte mir das Buch nicht einmal zu; die Verlagshandlung hatte das getan. Nun schmolz das Eis, das sich für mich um sein Herz gelagert, und er schrieb mir am 3. Juni 1884: „Ich habe es nicht gewagt, Ihre günstige Besprechung von ‚Amor und

Psyche' als einen Beweis persönlichen Wohlwollens aufzufassen, weil ich ja sonst auch die ungünstigen Kritiken als Beweise persönlichen Übelwollens auffassen müßte, während ich mich gewöhnt habe, Gunst und Ungunst in dieser Beziehung als kritische Meinungsäußerung mit schweigendem Danke hinzunehmen. Aber daß Sie mir wirklich persönlich wohlwollen, war ich so glücklich aus anderer Quelle, durch Herrn E. Wechsler [1]) zu erfahren, und dies giebt mir Anlaß, Ihnen nicht bloß herzlich zu danken, sondern auch gleich mit einem kleinen Appell an Ihre Freundlichkeit heranzutreten ..."
(Der Rest des Briefes bezieht sich auf eine Privatangelegenheit, für welche H. meine Vermittlung in Anspruch nahm.)

In diesem Jahre lief eine Notiz durch die Zeitungen, daß man Hamerling in seiner Heimat ein Denkmal setzen wolle. Er war von dem Übereifer seiner Verehrer wenig erbaut, noch weniger von den boshaften Bemerkungen, welche deshalb vereinzelt wider ihn laut wurden, und sendete mir am 8. Oktober folgende zur Veröffentlichung bestimmte Erklärung:

„Erst aus den Journalen erhielt ich Kenntniß von einem mir angeblich in meiner Heimat zu errichtenden ‚Denkmal'. Über Anfragen wurde mir die Auskunft, es handle sich um die Ersetzung jener Portraitbüste aus Terracotta, welche vor zwei Jahren Freunde meiner Muse auf dem Vereinsberge bei Schrems aufgestellt, durch eine Büste von dauerhafterem Material. Jene Errichtung war Privatsache einiger Weniger: ich konnte also die vollzogene Thatsache mit Dank hinnehmen. Gegen eine Agitation in weiteren Kreisen aber mußte ich mich aus begreiflichen Gründen verwahren; auf meinen entschiedenen Wunsch unterbleibt jeder weitere Schritt in dieser Sache.

Robert Hamerling."

---

[1]) Ernst Wechsler, der begabte Poet und Essayist, der leider schon 1893, kaum zweiunddreißig Jahre alt, in Berlin starb.

Die stolze Bescheidenheit, welche Hamerlings innerstes Wesen erfüllte, spricht aus jedem Worte dieser Erklärung.

Ein kurzes Schreiben vom 27. Oktober 1886 enthält den Dank für meinen ausführlichen Artikel über Hamerling in der „Deutschen Dichtung" von K. E. Franzos. Am 10. Dezember folgte der nachstehende Brief:

„Hochgeehrter Herr Doktor!

Ihr wohlwollender Artikel in der ‚Deutschen Dichtung‘ regte mich stark an, über Einiges darin Gesagte mich recht ausführlich brieflich zu äußern. Noch fand ich dazu die Muße und die rechte Stimmung nicht, ziehe es daher einstweilen vor, statt geschriebener, meine neuen gedruckten Herzensergießungen, die unter Kreuzband diese Zeilen begleitenden ‚Blätter im Winde‘ Ihnen darzubieten. Nicht als Recensionsexemplar sende ich Ihnen das Buch — ein solches wird der ‚N. Fr. Presse‘ von Seite des Verlegers zugegangen sein — sondern weil ich sehr wünschte, Sie, wenn auch nur für Ihre Person, von mir und dem Meinigen nach Ihrer Bequemlichkeit Kenntniß nehmen zu sehen. Scheint Ihnen diese lyrische Sammlung inhaltlich arm, so setzen Sie einen Theil der Schuld auf Rechnung des Umstandes, daß mir das Leben nicht mehr und nicht Besseres an Stoffen und Anregungen geboten hat. Von diesem Standpuncte aus darf ich vielleicht hoffen, daß man über dem, was ich hätte bieten können oder sollen, das, was ich wirklich geboten, nicht ganz übersehen werde. Besondere Gründe hätte ich, zu wünschen, daß etwaige Schlüsse auf persönliche Lebenserfahrungen herber Art, zu welchen die ‚Blätter im Winde‘ wohl Anlaß geben können, gerade in der ‚N. Fr. Presse‘ nicht allzu sehr betont werden möchten.

Der langsam gereifte ‚Homunkul‘ liegt seit dem 25. November *fertig* vor. Ich werde ihn aber erst im

Frühjahr oder Sommer des nächsten Jahres unter die Presse schicken.

Glückliche Feiertage wünschend, verbleibe ich mit warmer Hochschätzung, hochgeehrter Herr und Freund, Ihr dankbar ergebener

Robert Hamerling."

Es verging noch ein Jahr, bis der „Homunkulus" erschien. Der Brief, der mein Exemplar begleitete, ist vom 6. Dezember 1887 datiert und lautet: „Immer wünschend, daß Sie von meinen Werken, wenn nicht als Kritiker, doch für Ihre Person Kenntniß nehmen, übersende ich Ihnen meinen ‚Homunculus'. Ich wage kaum zu hoffen, daß Ihnen dies neueste Werk, mit welchem ich als Dichter meinen letzten entscheidenen Trumpf ausspiele — va banque! — gefallen wird, da ich ja eigentlich nur mit zweien oder dreien meiner bisherigen Leistungen Ihren Beifall zu erringen im Stande war und Sie selbst die sonst erfolgreiche ‚Aspasia' aus der Zahl meiner gelungenen Werke ausschlossen. Ich kann nur wünschen, daß das Beneficium des gänzlichen Schweigens, welches die Wiener Tagesblätter (mit einer einzigen Ausnahme) meiner letzten Gedichtsammlung (‚Blätter im Winde') haben angedeihen lassen, sich auch auf mein letztes Epos erstrecke, wenn es nicht des Beifalls derselben werth erscheint."

Hamerling hat sich nie so gründlich geirrt als mit der Meinung, die Tagespresse würde den „Homunkulus" totschweigen. Er erregte einen wahren Sturm, den man allerdings nur begreifen kann, wenn man die Parteiverhältnisse Österreichs erwägt. Der Dichter läßt die Juden Europas auswandern und in Palästina einen eigenen Staat gründen. Dieselbe Idee, welche Hamerling mit viel Witz und Satire ausführt — die Juden fühlen sich in ihrer Absonderung unbehaglich und die Völker Europas vermissen die Juden so sehr, daß sie durch eigene Abgesandte

dieselben zur Rückkehr auffordern — ist neuestens von Dr. Theodor Herzl, also einem Juden, in einer eigenen Schrift mit tiefem Ernst, ja mit wahrer Begeisterung verfochten worden. Die sogenannten „Zionisten" sind eifrige Anhänger dieses Gedankens. Man versteht daher kaum, wie der „Homunkulus" Anlaß zu wütendem Gezänke geben konnte. Und doch geschah es. Ob er ein poetisch bedeutendes Werk sei oder nicht, darum kümmerte sich beinahe niemand; um seine Tendenz stritt und raufte man sich. Die Antisemiten begrüßten Hamerling trotz seiner Einsprache mit großem Triumph als einen der Ihrigen; die Juden, dadurch gereizt, richteten heftige Angriffe gegen das Epos. In der Neujahrsnummer der „Neuen Freien Presse" von 1888 goß Daniel Spitzer, der „Spaziergänger", die volle Schale seines galligen Spottes über Hamerlings Haupt aus. Er, der niemand schonte und lieber seinen besten Freund beleidigte, als einen Witz unterdrückte, war selbst hyperempfindlich gegen den leisesten Tadel und betrachtete seine Person als sakrosankt. Ein ganz harmloser Seitenhieb im „Homunkulus" („Heller gähnte, Spitzer nagte an der Feder") hatte ihn in Zorn versetzt und er verhöhnte die Dichtung in der bissigsten und ungerechtesten Weise. Das war mir aus mehr als einem Grunde peinlich und ich schrieb an Hamerling einen Brief, in welchem ich nicht nur den möglichen Verdacht, ich sei an dem Pasquill mitschuldig, gründlich entkräftete, sondern auch mein tiefes Bedauern und meine scharfe Mißbilligung aussprach. Am 3. Februar kam die Antwort. Sie ist für Hamerlings Anschauungen entscheidend und soll ein andermal mitgeteilt werden.

Dies war der letzte längere Brief, den ich von Hamerling erhielt. Seitdem kam nur noch zuweilen ein Zettelchen mit Klagen über seine körperlichen Leiden und den Verfall seiner Kräfte. Im Mai 1889 schickte er mir die „Stationen meiner Lebenspilgerschaft". Auf der Rückseite des Titelblattes las ich: „Herrn Dr. Karl von Thaler.

Nicht Recensionsexemplar. Graz 11. Mai 1889. Robert Hamerling." [1])

Am 13. Juli 1889 ist Hamerling gestorben. Seine Werke leben.

[1]) Vielfach, auch in der neuesten Ausgabe von Brockhaus' Konversationslexikon, findet sich die Angabe, die „Stationen meiner Lebenspilgerfahrt" seien erst nach Hamerlings Tode erschienen. Wie das Datum der Widmung zeigt, ist dies falsch.

Kritische Bemerkungen Bauernfelds.

Mitgeteilt von

Karl Glossy.

Dem jungen Bauernfeld ist im Beginne seines schriftstellerischen Wirkens Grillparzer mit aufmunterndem Wohlwollen entgegengekommen. Der große Tragiker, der bereits auf glänzende Erfolge zurückblicken konnte, als der junge Lustspieldichter den ersten Schritt auf die Bühne wagte, ist diesem ein verständiger Berater gewesen, ein Freund, der sich damals an dem heiteren Naturell und an dem liebenswürdigen Gehaben des munteren Gesellen ebenso erfreute, wie er sich später über dessen Ungebundenheit ärgerte. Die Verschiedenheit der Charaktere hatte im Laufe der Zeit beide einander nahezu fremd gemacht. Nicht zum geringsten mag dazu Bauernfelds Eintritt in das politische Leben beigetragen haben. Je mehr sich Grillparzer scheute, über Politik offen zu sprechen, je mehr er sich in seine Studierstube einpuppte, desto offener ist Bauernfeld als Gegner des Metternichschen Systems aufgetreten, obwohl er damals noch ein kleiner Konzeptsbeamter war. Es ist ihm aber trotzdem kein Haar gekrümmt worden, und so sehr er auch räsonierte und schimpfte, die Gewaltigen scheuten sich doch, diesem enfant terrible ihren Grimm fühlen zu lassen. Wie zu allen Zeiten, hatten auch damals die Überlauten nichts zu fürchten.

Um aber den jungen Bauernfeld voll und richtig zu beurteilen, müssen wir auch in seine geistige Werkstatt blicken, denn der Brausekopf war nicht nur lebens-, er war auch arbeitslustig und voll Streben nach gründlicher Bildung.

Studienblätter und Notizen über seine Lektüre zeugen dafür; wir finden hier Aufzeichnungen über das Beste in der alten wie in der neuen Literatur. Bauernfeld war kein flüchtiger Leser, kein Seitenverschlinger; er las mit kritischem Auge. Sein Urteil ist im großen und ganzen zutreffend, aber es fehlt auch nicht an impulsiven Bemerkungen, die ihm allzu rasch aus der Feder flossen.

Schade, daß er seine Aufzeichnungen nicht sorgsam gesammelt, viele derselben sogar vertilgt, zum Teil auch Freunden geschenkt hat. Schon Anastasius Grün hatte ihm den Vorwurf gemacht, mit den Schätzen seines literarischen Archivs allzu freigebig gewesen zu sein. Dadurch erklärt sich manche Lücke in Bauernfelds Nachlaß. In letzterer Zeit kamen längst verloren gegebene Blätter wieder zum Vorschein, und es wäre zu wünschen, daß noch recht viele Funde gemacht würden.

Die nachfolgenden Aufzeichnungen stammen aus dem Besitze des Herrn Dr. Rudolf Lothar, der sie mir mit anderen Blättern zur Verfügung gestellt hat, wofür ihm freundlichst gedankt sei. Die wertvollsten darunter sind kritische Bemerkungen Bauernfelds über seinen Theaterbesuch in den Jahren 1828 und 1829.

Bekanntlich eröffnete Bauernfeld 1828 seine literarische Tätigkeit für das Burgtheater mit dem Lustspiele „Der Brautwerber", dem erst 1831 „Leichtsinn aus Liebe" und „Das Liebesprotokoll" folgten. Der junge Dichter mußte lange warten, ehe ihm die Pforten des Burgtheaters erschlossen wurden. Schon 1826 hatte er sich bei Schreyvogel eingefunden, um ihm „Die Geschwister von Nürnberg" zu überreichen, die aber erst 1840 aufgeführt wurden und durchfielen. Zur selben Zeit, als Bauernfeld mit Schreyvogel in Verbindung trat, schrieb er an dem Lustspiele „Die Täuschungen", das, bereits 1827 von der Zensur genehmigt, erst am 12. Jänner 1831 mit großem Erfolge aufgeführt wurde.

Bauernfelds erstes Stück „Der Brautwerber", das ihm das Burgtheater mit 330 Gulden honorierte, war bereits im Dezember 1827 vollendet; im Jänner 1828 erhielt es Grillparzer zur Beurteilung, der, nachdem er es gelesen, den Dichter umarmte und küßte. „Er kenne" — meinte er damals — „in der deutschen Sprache keine ähnlichen und außer den Goetheschen keine besseren Verse." Dieser liebenswürdigen Kritik folgte eine minder freundliche Schreyvogels, dessen Urteil das Publikum bestätigte.

Wie sehr der alternde Schreyvogel den jugendlichen Stürmer Bauernfeld liebte und wie dieser den berühmten Dramaturgen verehrte, ist in diesem Jahrbuche wiederholt geschildert worden.

Es war die letzte Periode in Schreyvogels fruchtbringendem Wirken, als der junge Bauernfeld in die Reihe der Burgtheaterdichter trat; sie war dem Dramaturgen, der für diese Bühne seine besten Kräfte eingesetzt hatte, keine glückliche. Man schien damals bereits vergessen zu haben, wie sehr ihm das Burgtheater zu Dank verpflichtet sei. Die Nörgeleien wurden immer zahlreicher und schließlich jagte man ihn aus dem Tempel, den er so herrlich geschmückt hatte. Wenige Monate danach lag er auf der Bahre. Seine Jünger betrauerten ihn auf das innigste und ehrten sein Andenken, indem sie in Wort und Schrift seine Verdienste würdigten. Auch Bauernfeld hat sich um Schreyvogels Nachruhm verdient gemacht. Es ist zu bedauern, daß er uns keine abgeschlossene Schilderung jener Glanzperiode des Burgtheaters hinterlassen hat, deren Zeuge er gewesen ist. Die wenigen allzu flüchtigen Notizen über die Leistungen der Hofbühne in den Jahren 1828 und 1829, die nachfolgend mitgeteilt werden, sollen, wenn sie auch nur eine dürftige Quelle zur Geschichte des Burgtheaters sind, in Betracht ihres Verfassers den Freunden dieser Bühne nicht vorenthalten bleiben. Die Aufzeichnungen über die Lektüre dramatischer Werke werden den Verehrern des Dichters eine willkommene Beigabe sein.

I.

Theatralische Eindrücke.

11. März 1828.

Menschenhaß und Reue. Korn mit Virtuosität; aber Eßlair erscheint mir in der Erinnerung bei Weitem größer. — Die Müller im 1. Act traf den Ton nicht; in den andern sehr viel Ergreifendes. Die Fabel des Stückes ist trefflich; Charactere wären auch gut gedacht; Die Gesinnung ist ganz widrig — dennoch muß man weinen und lachen. Wothe gibt den Peter komisch, aber zu gemein und improvisirt à la Leopoldstadt. (Die Schauspieler wurden alle von Czernin beschenkt wegen des guten Spiels in diesem Stück, mit Hüthen, Dosen ꝛc.)

14. März 1828.

Maria Stuart. Mad. Birch-Pfeifer als M. St. — hr. Löwe als Mortimer sehr gut; er gefällt mir immer mehr. Korn als Leicester gut.

21. März 1828.

Wilhelm Tell. Hat mich entzückt wie immer. Wird sehr gut gespielt.

23. März 1828.

Hans Sachs. Unterhaltend. Manch komische Züge, doch wiederhohlen sie sich zu viel. Fabel und Charactere sind unbedeutend. Hübsche Verse.

28. März 1828.

Jephta. Hähnel und Kirstein. Von der Mali hab' ich mir mehr erwartet; es war nicht das rechte Leben. Sie singt wohl zu viel italienisch. — Die Kleine gibt sich Mühe; miaut aber zu viel. Das lernt sie im Conservatorium. — Das Werk ist das Grandioseste was ich kenne; ich kenne aber noch keinen Timotheus, keinen Messias, Judas ꝛc.

12. April 1828.

Die Jäger. Herr Cornelius (Neffe des Münchner) gab den Oberförster zur 3. Gastrolle. Als armer Poet hatte er gefallen, in den beiden Britten mißfallen. — Er hatte die Rolle außerordentlich verständig aufgefaßt, hat gar nichts Komödiantisches, viel Naturtöne, sagt kein unrichtiges Wort und doch wirkt er wenig; er ist mehr innerer als äußerer Schauspieler, und wahrscheinlich zu was besserem geschaffen; Er wurde mit Mühe gerufen, wenig Leute waren auch. Das Spiel aller übrigen machte auch noch das Stück langweilig.

13. April 1828.

Kabale und Liebe. Löwe ist der beste Ferdinand, den ich jemals gesehen. Koch sagt die Stelle, die er auswendig weiß, vortrefflich, die Müller als Lady — trifft den Ton nicht. Wenn ihr nur jemand sagte, daß ihre Deklamation überhaupt unnatürlich ist, daß man nicht sagt Worde und mergen statt Worte und merken u. s. w. aber sie scheint aufgeblasen zu sein, u. das ist das Ärgste. Sie hatte den geschenkten Hut auf, den wirklich nur eine Laden M. tragen, u. mit dem sich Niemand auf die Gasse wagen darf. Costenoble als Kalb ist schlecht u. übertreibt. Pistor (Wurm) sehr schlecht. Die Pistor so so. Eine Luise muß äußerst liebenswürdig sein um erträglich zu sein.

18. April 1828.

Der Mann von 50 Jahren. (Z. 2. M.) vom Schauspieler P. A. Wolf. Der arme Poet u. der rechte Weg von Hutt (neu einstud.)

Nr. 1 ist nach der reitzenden Novelle von Göthe in den Wanderjahren. Es ist immer ein Übelstand, wenn eine ausgebildete Erzählung in ein Drama verwandelt wird. Das 1. Mahl in der Verwandlung gewinnt das Werk wieder weniger Körper, dann fehlt die Neuheit, die Erfindung rc. Wenigstens war es hier der Fall; gegen die Erzählung ist

das Stück sehr prosaisch und oberflächlich, obwohl bisweilen Göthe's selbsteigene Worte vorkommen. — Eine Rolle hat nur der Koberwein, der den Mann von 50 J. gut, aber gewöhnlich spielte. In Nr. 2 war Cornelius vortrefflich; er machte wirklich aus dem Zerrbilde einen Character; dies gränzenlos gutmüthige, heitere, sorglose und dabei höchst innige verletzte Gemüth eines lieben, etwas schwachen poetischen Menschen kann man gar nicht besser darstellen. Er rührte alles zu Thränen mit den einfachsten Mitteln. Nr. 3 ist eine Kleinigkeit mit Longeurs. Manches ist hübsch, die Exposition zu undeutlich, der Schluß zieht sich zu weit hinaus. — Die Korn naivelt noch immer. Löwe gab einen jungen Bauern sehr gut.

20. April 1828.

Fiesko. Löwe gibt ihn mit viel Wärme, doch fehlt ihm das feine, Höfische; darin war Korn besser, vielleicht auch im Ganzen. Anschütz als Mohr will zu sehr belustigen, macht sogar einige ungraziöse Sprünge, u. verzerrt das Gesicht; im Ganzen eine gute Leistung. Wilhelmi als Verrina schlecht; detto Wothe als Giannettino, die Imperiali (Hruschka) abscheulich; wie kann man so bestialisch in seiner Persönlichkeit stecken, daß man diesen heftigen Character in seinem angebornen langweiligen Tone herzusagen im Stande ist! Hätte die Müller (die leider die Gräfin war) die Imp. gemacht, es wäre besser u. allenfalls die Pistor die Gräfin. Die Verschwörer hatten wie gewöhnlich keiner einen besonderen Character. Besonders schlecht war Kalkagno (Pistor). Der Schluß ist so: Wenn Verrina sagt: ich gehe zum Andreas, so kommt der Anführer der Deutschen mit seinen Leuten und sie schreien: Heil Andreas, und dieser, welcher — man denke! — einige Scenen vorher von der Flucht umgekehrt und in sein Haus zurückgegangen war — schaut zum Fenster heraus!!! Das heißt einem doch mit der Scheibtruhe über die Nase fahren.

22. April 1828.

Der Spieler. Eines der trefflichsten Stücke Ifflands. Der Character des jungen Wallenfeld ist freilich zu weichlich, zu weibisch. Löwe gab ihn recht gut. Cornelius als Leutenant Stern gut; die Rolle kann ihrer Natur nach nicht starke Wirkung machen. Den Triumph des Abends hatte Koch als Kriegsminister, obgleich er erst im 5. Act auftritt. Er war ganz in Fleisch und Blut dieses Characters übergegangen und diese Wahrheit, diese Natur! Das kommt nicht wieder. — Wilhelmi als Posert wirksam, doch nicht natürlich: am besten als Kriecher im V. Act.

24. April 1828.

Die Schule der Alten. Trefflich in Characteren, Ausführung u. s. w. wahrscheinlich auch in der Sprache hinreissend, u. mehr als die Comediens, obgleich man aus dieser formlosen Übersetzung (Von Mosel allerlei Versfüße: Alexandriner, 5, 4 füßige Jamben, gereimt, ungereimt &c.) dies nicht ersehen kann. Die Fabel ist nicht so bedeutend wie Alles andere; übrigens bleibt es immer eines der besten Lustspiele (im edlern Sinn) auf unserm Theater. — Cornelius gab die Rolle, die sonst Anschütz spielte, den verheiratheten Alten, — man kann sagen: schlecht. Am besten spielte die Pistor, Wilhelmi statt des einige Tage vorher verstorbenen Krüger. Der letzte Vers ist der letzte meines Stückes: ich bleib' ein Junggeselle! — Ich erschrack.

30. April 1828.

Hans Sachs. Mad. Binder aus Prag gab die Kunigunde mit viel Wirksamkeit, (2 mal gerufen) sie ist nicht so liebenswürdig als die Anschütz u. auch nicht so natürlich, aber sie weiß ihre minderen Gaben geltend zu machen. Ihr Accent ist nicht ganz rein. Wilhelmi u. Wothe machen zu viel Possen.

1. Mai 1828.

Die Rosen des Herrn v. Malesherbes u. Die Hagestolzen. (in drei Acte zusammengezogen und doch langweilig.) In beiden Mad. Binder, besonders im 2ten, vortrefflich. Sie ist nicht hypernaiv aber oft sehr natürlich und wahr. Das Liedchen trug sie charmant vor. Anschütz als Hofrath mißfiel mir. Dieses leise Sprechen und wichtig Thun, Gesichter machen und Kopf werfen in den heftigen Momenten tragisieren macht ihn in solchen Rollen ungenießbar. Seine Kinder, besonders der kleine Roderich, sind höchst liebenswürdig und spielen für Kinder viel zu gut!

2. Mai 1828.

Romeo und Julia. Um die Amme ist besonders Schade, die ist ein gewöhnliches, sentimentales Ding geworden. Der Mercutio schmeckt kaum in die Welt, so stirbt er schon. Löwe ist ein guter Schauspieler — aber was fehlt ihm nicht alles zum Romeo? Wird den überhaupt je ein Schauspieler gut spielen? — Die Müller als Julia hat doch gar keinen Ton dazu und noch weniger einen Blick. Das Stück sollte man verbiethen, oder ein junges einfaches, schönes Mädchen mit Kunsttalent, die Julia spielen lassen. — Die Stich hatte doch manches dazu!

4. Mai 1828.

Bayard. Anschütz gefiel mir nicht. Ohne alle französische Galanterie und Anstand. Das Zeugs ist aber auch zu dumm!

8. Mai 1828.

Die Indianer in England. Mad. Binder als Gurli trefflich. Besonders kann sie charmant lachen. Wenn sie nur das a nicht so breit und böhmisch sagte.

10. Mai 1828.

Belisar. Langweilte mich sehr. Es ist theils in gereimten Trochäen und Jamben, theils in Assonanzen. Solch

ein Metrum verstand nur Müllner zu behandeln; bei Schenck ists ohne Geist. Manchmal ist ein Anklang von Natur, wenig einfache Worte, aber gleich darauf ein Meer von Versen, wie bei den Homöopathen: ein Tropfen in einem Pfund Wasser. Justinian ist ein äußerst dummer Kaiser; Belisars Frau, auf diese Art dargestellt, ganz unnatürlich, obwohl sich ein solcher Charakter in ähnlichem Falle sehr wohl denken und auch durchführen ließe. Einige wirksame Scenen für den Schauspieler sind darin. Anschütz konnte mir nicht recht gefallen. — Ein römischer Stoff hat an sich genug langweiliges, den Julius Cäsar und allenfalls Coriolan ausgenommen; übrigens muß der Dichter dafür noch kommen!

14. Mai 1828.

K. Heinrich IV. 1. Th. (z. 3. M.) Im Ganzen ziemlich befriedigend dargestellt. Fichtner gab den jungen Heinrich (er hatte die beiden Theile u. den Bräutigam von Mexiko in nicht viel mehr als 14 Tagen einstudiert) mit Fleiß und Eifer. Anschütz als Falstaff ist zwar nicht behaglich genug, aber führt den Charakter höchst verständig durch u. ist oft recht komisch. Löwe als Percy war zwar heftig u. theatralisch wirksam, aber nicht Held genug, und, was sonst nicht sein Fehler ist, zu elegant. Die Müller gab ihre einzige Scene als Lady Percy recht gut, mit Humor, machte den Trotz besonders gut, nur noch ein bischen mehr Natur sollte sie haben! Heurteur als König wußte seine Rolle schlecht u. spielte auch sonst schläfrig. Das Publikum nahm einigen, aber nicht den rechten Antheil. Das Stück ist beinahe zu episch, um auf dem Theater Glück zu machen. Es kommt Einem beinahe vor, als hörte man einige Gesänge aus dem Homer. Aber großartig ist es dabei im höchsten Grade.

17. Mai 1828.

K. Heinrich IV. 2. Th. (z. 2. M.) Anschütz gefiel mir heute noch viel besser und fand auch allgemeine An-

erkennung. Auch Heurteur gab den sterbenden König äußerst wirksam. Fichtner als Prinz gut. Costenoble ausgezeichnet als Schaale. Bei Wothe (Pistol) bedauert man nur, daß er eine so kleine Rolle hat.

25. August 1828.

Selbstbeherrschung. Herzfeld aus Hamburg als Willnang. Recht wahr, einfach und warm. — Die Weißenthurn ist doch schon zu alt und grauslich für die Baronin.

26. August 1828.

Mathilde oder der letzte Wille einer Engländerin (z. B. M.) nach dem Französischen vom Schauspieler Wolf. Eine Art Nina; der Hauptgedanke ist unwahr, doch ist der Wahnsinn wirksam durch den Schauspieler. Mich interessirte am meisten der Charakter eines jungen englischen Kaufmanns, der seine Geliebte unterstützt, es ihr dann vorwirft, weil er sie untreu glaubt, sie pfänden läßt, sich mit ihrem vermeinten Nebenbuhler schießt u. s. w. Fichtner spielt ihn recht gut. Er scheint aus einem Roman. Auch der Charakter eines im Hause eines Lords grau gewordenen Kammerdieners ist aus W. Scott. Dann: Hans am Scheidewege. Wothe köstlich.

27. August 1828.

Die Schuld. Alle trefflich bis auf die langweilige Hruschka. Die Minna Reichl gab den Otto sehr gut. Ich mußte wieder weinen, was mir meistens bei Kindern auf dem Theater geschieht.

28. August 1828.

Der Jude (nach Cumberland von Brockmann). Costenoble gab ihn vortrefflich; einige kleine Übertreibungen; z. B. das allzu lange Murmeln nach einer affectvollen Rede, wo er sich wieder sammelt u. s. w. Das Stück ist entsetzlich ennuyant.

29. August 1828.

Das war ich. (von Hutt.) Die Anschütz war recht lieblich. Die Koberwein als Nachbarin gemein, aber gefiel. Koberwein (Pachter) gut, aber seine Wirksamkeit aufs Publikum ist im Ganzen vorüber, er will nicht mehr gefallen. Das Stückchen ist niedlich, nur von vorne herein etwas zu lang. Gespielt wurde es etwas legere, und gegen Ende gemein. Vorher war Mathilde das ich nicht angesehen hatte.

30. August 1828.

Medea. Die Schröder groß wie immer. Heurteur kannte keine Rolle, warum zieht man einem solchen Burschen nicht Gage ab. Anschütz als Kreon hatte wieder die dicke Manier, er und die Pistor (Creusa) das waren Griechen!! — Der Beifall war gering, auch war es die Tage her völler. Das Stück hat zu wenig Außenwirkung, zu wenig wahre Handlung; darin steht es der Ahnfrau u. der Schuld nach. Der Ausgang befriedigt mich wieder nicht, wie immer. Jason's Charakter wird Einem bei öfterer Betrachtung zuwider.

31. August 1828.

Der Bräutigam aus Mexiko. Wilhelmi war der Alte, statt Krüger; wie gewöhnlich Possen statt komischen Charakters, die Töchter waren die Koberwein u. Pistor statt der Mad. Löwe u. Dm. Müller — ohne Behaglichkeit, die Koberwein noch besser, Fichtner statt Korn gut, nur paßte er nicht zu der alten Korn. Das Stück selbst ist unterhaltend.

1. September 1828.

Die Aussteuer. Koch als Amtmann Riemen trefflich. Costenoble als Commissär Wallmann gut; ohne Übertreibung spielt er nie.

2. September 1828.

Isidor u. Olga. Löwe, Korn, Anschütz u. die Müller — alle trefflich. Es ist gegenwärtig unstreitig, in Hinsicht des Ensembles, die beste Darstellung des Hoftheaters.

3. September 1828.

Die Heirath aus Vernunft (a. d. französ. v. Kurländer.) Ein recht niedlicher Gedanke, nur sollten 2 Acte sein statt 3, oder die beiden ersten lebhafter. Der 3te ist trefflich und es wird sehr gut gespielt. Die Anschütz ist allerliebst; Dr. Wothe und Löwe. — Dann war Ehrgeiz in der Küche, worin ich nicht blieb.

4. September 1828.

Nummer 777. Posse, worin improvisirt, austriacisirt u. alles Mögliche wird. Wothe als Schreiber Pfeffer ist höchst ergötzlich.

13. September 1828.

Die falschen Vertraulichkeiten (in den ersten 2 Akten.) Ein treffliches Lustspiel: Man kann Ökonomie daraus lernen. Koberwein spielte sehr wirksam Rose's Rolle. Korn sah etwas alt aus. Die Löwe sehr gut. Moreau gab dem Bedienten eine sehr wirksame und wahre Physiognomie. Die Bandini ist eher ein Grenadier als ein Kammermädchen. Costenoble statt Krüger ziemlich gut. Man entwöhnt so schwer eine liebenswürdige Persönlichkeit wie Krüger.

14. September 1828.

Das Bild. Dauert von 1/27 bis 10 Uhr. Auf diese einförmige und weiche Empfindung zu lang. Korn spielt trefflich — ließe sich von den Übrigen das Gleiche sagen!

16. September 1828.

Ein treuer Diener seines Herrn (in den ersten 3 Acten). In und nach dem 1ten — herrlichen — Acte rührte sich keine Hand. Klötze!

17. September 1828.

Vormund und Mündel. Theilweise vortrefflich. Lauter abgeschmackte Actschlüsse. Korn spielte wie ein Meister. In den ersten Acten war er als Weintridt. Raupach war

hier — ich hab' ihn auf der Bühne gesehen, wie ihn Schreyvogel herum führte. Er ist ziemlich klein, dicklich, trägt Augengläser u. sieht aus wie ein Philolog.

18. September 1828.

Z. 1. M. Vater und Tochter. Weit weniger gelungen als der erste Theil; hat wieder vortreffliche Einzelheiten. Daß der Vater seine eigene Tochter nicht sehen will, weil sich die Mutter vergangen hat, muß man dem Dichter auf's Wort glauben ꝛc.; Korn hatte eine schwere Aufgabe, den menschenfeindlich gewordnen und doch liebevollen Lord; er spielte trefflich, u. gab den Charakter so gut's ihm möglich war. Die Pistor als Tochter gut.

24. September 1828.

Die Brandschatzung. Wilhelmi als Klippfisch unergötzliche Caricatur. Costenoble als Marder sehr gut. (Vorher d. Mann v. 50 J. Nicht gewesen.)

25. September 1828.

Vater und Tochter. In den ersten 2 Acten. Der Kaiser war wieder das erste Mal im Theater, u. wurde dreimal empfangen.

1. Oktober 1828.

Das Hotel von Wiburg. Die 2 ersten Acte lebendig und beweglich, späterhin weiß man nicht warum das Ganze da ist. Herr Meck vom Magdeburger Theater, Regisseur, gab den Amtsrath Herbert als Gast. Er stößt etwas mit der Zunge an und ist ein wenig monoton. Er hat den Charakter sehr wahr und ohne alle Übertreibung aufgefaßt, spielt aber nicht so wirksam, als man's hier gewohnt ist, beiläufig à la Cornelius, aber mit weit mehr äußeren Mitteln. Der Rausch war vortrefflich markirt. Einzelne feine Nuancen wurden applaudirt u. er am Ende gerufen. Korn spielte auffallend kalt mit seiner Frau, die Rolle muß ihm nicht behagen. Über die Anschütz muß man sehr lachen.

6. Oktober 1828.

Die Jäger. Nur die ersten 3 Acte. Hr. Meck gab den Oberförster, nicht so gut wie den Herbert neulich. Seine Einförmigkeit war bemerkbarer.

7. Oktober 1828.

Die Quälgeister. Dlle. Carol. Müller von Gratz als Isabella bühnengewandt, kokett, nichts besonderes, in Versen vermuthlich schlecht, — aber sehr hübsch. Korn als Hauptmann Linden unübertrefflich, unnachahmlich. Koch als Dupperich kostbar. Im Stück selbst kommt man fast nicht aus dem Lachen.

8. Oktober 1828.

Die Advokaten. Herr Meck als Zimmermeister Klarenbach — gut, aber ohne eigentlich belebendes Princip. Reil als Advokat Wellenberger — fast abscheulich.

9. Oktober 1828.

Z. 2. M. Albrecht Dürer in Venedig. von Schenk. Gelegenheitsstück im 1. Act nicht übel. Titian, Giorgione kommen auch vor. Der Kupferstecher Raimondi 2c. Dann z. 2. M. Carl II. oder Die Ruine von Wordstock. (also nach W. Scott.) Von Alex. Duval, bearb. von L. Robert. Das Ding heißt Lustspiel — es konnte aber Niemand lachen. Eine der größten Albernheiten, die man sehen kann, und unbegreiflich wie man das aufführen konnte.

10. Oktober 1828.

Lear. Anschütz überschrie sich ein paar Mahl und machte im 5. Acte, wie Kordelia wieder aus der Ohnmacht . . . beinahe Lazzi, wie es mir vorkam, um Beifall zu erringen. Ich war so müde, daß ich in den letzten Acten einschlief. Das Stück ist zu gräßlich, um es oft zu sehen.

11. Oktober 1828.

Peter und der Ring. Kleinigkeit von Deinhardstein. Die Entführung. Car. Müller als Wilhelmine recht gut.

Aber mit der Koketterie hat es seine Richtigkeit. Das Stück ist sehr lustig.

14. Oktober 1828.

Die Aussteuer. C. Müller als Sophie gut, aber nichts besonders. Die etwas zu große Gestalt paßt nicht zu derlei Rollen. Ich war nur in ein paar Scenen.

16. Oktober 1828.

Eduard in Schottland. Höchst albern. (auch nach Duval.) Der Schauspieler wider Willen. Wothe theilweise recht gut, am besten als Souffleur.

17. Oktober 1828.

Die Liebeserklärung. Sehr lustig und C. Müller spielte das Stubenmädchen recht hübsch. Betty Koberwein als junger Herr überraschend gut. Ihr Vater hatte ihr mehrere seiner Bewegungen einstudiert, die ihr sehr gut liegen. Dann Das Schloß Limburg, äußerst fade. C. Müller gab die Gemahlin u. sah, wie immer, äußerst reizend aus. Korn in beiden Stücken vortrefflich.

20. Oktober 1828.

Glück bessert Thorheit nach Miss Lee, ich glaube von Schröder. Etwas langweilig. Wurde meistens von der Reserve gespielt.

21. Oktober 1828.

Maske für Maske. Dlle. C. Müller als Stubenmädchen gut. Koberwein als Bedienter (Rosé's Rolle) übertrieb. Dann z. 1. M. Nehmt ein Exempel dran. L. in 1. Act u. Alexandrinern von Töpfer. Niedlicher Schwank, worin Mad. Anschütz Tabak raucht.

22. Oktober 1828.

Die beiden Billets. Dlle. Bodgorschek, die von der Wien engagirt ist, spielte das Röschen gut. Vorher war Albrecht Dürer, zuletzt Nehmt ein Exempel.

25. Oktober 1828.

Minna v. Barnhelm. Dlle. Müller als Franziska zur letzten Gastrolle; sie geht wieder nach Gratz, ist aber hier engagiert. Sie spielte sehr mäßig, was zu loben ist: aber sie traf auch den rechten Ton nicht. Die Gemüthlichkeit des Charakters ward nicht sichtbar. Korn gab den Tellheim zum ersten Mahl und sehr schön — fast zu schön. Ein bischen rauher, kräftiger hätte genützt. So viel ich mich erinnere, hatte Koberwein das besser herausgehoben. Die Pistor als Minna war mir zuwider. Wilhelmi als Werner unwahr aber wirksam. — Das Stück ist mir ewig merkwürdig wegen Lessing, seiner Zeit, seiner Lebensweise. Im Ganzen auch, bis auf einige Längen, besonders mit dem Ring ein vortreffliches Charakterstück.

27. Oktober 1828.

Kaufmann von Venedig. Devrient als Shylock. Imponirend gleich anfangs u. großartig. Gang, Bewegung, Blick, Sprache — aus einem Gusse. Er jüdelt wenig: ſ statt z, einige Kehlentöne ꝛc. es klingt fast wie deutsch, von einem Italiener ausgesprochen. Er sprach durchgängig äußerst langsam, nach meinem Gefühl manchmal zu langsam. Schon im 2. Act befiel ihn eine Heiserkeit, die ihm alle Sicherheit der Stimme raubte, u. ihn in den höheren Tönen öfters überschnappen ließ. — Im Ganzen die höchste Wahrheit mit theatralischer Wirkung Hand in Hand. Er ward 2 mal mitten im Stück und nach dem 4. Act gerufen.

28. Oktober 1828.

Der junge Ehemann z. 1. M. nach dem Französ. v. Grafen Mailath. Frivol, aber ziemlich unterhaltend. Mad. Schröder spielte die ältere Frau, die den jungen Mann geheirathet hat, recht gut, nur hier und da zu wenig markirend u. manchmal mit tragischen Anklängen. Fichtner, als junger Ehemann, sehr gut. (Das Stück behandelt beinahe ein ähnliches Verhältniß wie zwischen der Schröder u. dem Kunst.) Dann war: Nehmt ein Exempel.

29. Oktober 1828.

Der Gang in's Irrenhaus. Wothe als Crescendo köstlich. Vorher: Der junge Ehemann.

30. Oktober 1828.

Der arme Poet. Devrient lieferte das Non plus ultra der Kunst. Niemand, der nicht erschüttert worden wäre. Die Erkennung seiner Tochter u. die darauf folgende Ohnmacht der Gipfel. Er gab den Poeten krankhaft, hectisch, still, sinnend, furchtsam, bisweilen lächelnd ꝛc. Cornelius hat ihn theilweise, wie man sagt, kopirt. — Dann Hermann u. Dorothea. Eine wahre Sünde wider den h. Geist. — Devrient war der Apotheker Wie ein anderer Mensch: Figur, Maske, Sprache war so, daß das ganze Theater an Ignaz Sonnleithner lebhaft erinnert wurde. Er gab ein sehr heiteres u. wahres Bild eines bequemen älteren Jungesellen. Alles Übrige war gräßlich. Schwarz gab statt des plötzlich erkrankten Koch den alten Feldern; manches war nicht übel. Mad. Weißenthurn schrecklich. Fichtner als Hermann wie ein Studentlein, mit einem weißen Röckl ꝛc., bombastische Deklamation. Die Pistor als Dorothea sah sehr hübsch aus; nur ist sie für die Rolle zu klein. Sie spielte sehr gewöhnlich. Die Langweile war so groß, daß viele Leute nach dem 2ten, und fast Alles nach dem 3ten fortging. Es dauerte bis $^1/_2$ 11 Uhr.

31. Oktober 1828.

Der junge Ehemann. Dann spielte Mad. Bertrand Harfe. Zum Schluß: Der Sekretär und der Koch. Koberweins Späße wollten nicht durchdringen.

1. November 1828.

Isidor und Olga. Devrient als Ossip; — er gab den Charakter mehr rauh als Anschütz, u. ließ den ironischen Theil ganz fallen, wodurch die Theaterwirkung geringer wurde. Aber es war doch ein von Anfang zu Ende trefflich

durchgeführtes Ganzes; ohne daß es zu seinen besten Rollen gehören wird. Heut war er wieder groß u. schlank u. sprach rasch. Er kann sich ordentlich umzaubern.

3. November 1828.

Der Hausfriede. Devrient als Justizrath Stahl. Er spielte sehr gut, aber nicht so wirksam wie Koberwein, u. war wieder sehr schwer verständlich, woran auch seine Gicht Schuld tragen mag. Vorher Gott erhalte.

4. November 1828.

Bianca und Enrico nach J. Thomson (von Mosel, obschon es nicht auf dem Zettel stand) Es ist dasselbe aus dem G. Blas die Heirath aus Rache, wovon ich vor Jahren einmal ein paar Acte schrieb. — Unendlich ennuyant, wahre Schüler-Arbeit. Viel Pracht in Dekorationen besonders in Costümen. Schlechta stand bei mir und erzählte mir, daß er es auch schon zu bearbeiten angefangen, und wegen des Mosel unterlassen habe.

6. November 1828.

Der Jude. Devrient spielte ihn außerordentlich u. mit ungeheuerem Beifall er wurde 4 oder 5 mal gerufen.

8. November 1828.

Die unterbrochene Whistpartie. Devrient als B. Scarabäus sehr ergötzlich u. wahr. Die Hruschka u. Bandini machten wieder nicht das Maul auf. Dann: Nehmt ein Exempel.

10. November 1828.

Der Spieler. Devrient als Posert. Er spielte mit großer Wahrheit; ein zu lang dauernder Husten ging einmal über die Gränzen des Schicklichen. Die Seelenangst im 5. Act vor dem General (Koch) war vortrefflich.

13. November 1828.

Schneider Fips. Devrient spielte ihn außerordentlich, mit dem höchsten Aufwand von Mimik. Die Scene im Zimmer des jungen Kaufmanns, als er glaubt, Lischen zu sehen, war von der höchsten Wahrheit. Man hatte fast Mitleid mit dem Betrogenen. Dann der Jurist und der Bauer. Devr. gab den Rechenmeister Grübler; der Rausch war köstlich. Dem alten Koch ging der Latz auf, und er bemerkte es nicht.

14. November 1828.

Die deutsche Familie. Zur 50jährigen Jubelfeier Koch's. Er spielte meisterlich, wurde lärmend gerufen, und sprach zuletzt einige Worte. Alle Mitspielenden trugen Blumensträuße. Devrient gab den Krämer Specht, eine kleine Rolle sehr gut.

21. November 1828.

Die Schachmaschine. Devrient als Graf Balken sehr gut; kein übertriebener Zug. Löwe gab den Carl Ruf mit viel natürlicher Lustigkeit u. Bonhomie. Die Koberwein gab die lustigere von den Mädchen; sie hatte wieder ein weißes Kleid an u. war zu sehr geschminkt; beides steht ihr übel.

25. November 1828.

Das Blatt hat sich gewendet von Schröder. Devrient als Amtsrath Poll, (anfangs Simandl, dann plötzlich sein Weib beherrschend) sehr launig und wahr. Dann Nehmt ein Exempel.

26. November 1828.

Partheiwuth. Devrient als Koke vortrefflich; vortrefflich machte sich der kreischende laute Marktschreierton, den er von Garik annahm u. auch sonst wo er sich geltend machen wollte. Er war recht tigerartig. Das Stück ist sehr albern.

29. November 1828.

List und Liebe. Devrient als Paroles köstlich, nur hatte er die Rolle nicht recht inne, die Übrigen auch nicht,

bis auf die Müller. Heut war der einzige Tag wo er nicht herausgerufen wurde. Das Stück ist einmal untheatralisch u. die Bearbeitung (von Dr. Förster in Berlin) sehr schlecht.

2. Dezember 1828.

Heinrich IV. 1. Th. Devrient gab den Fallstaff gut, aber es war nicht Fallstaff, nicht die Behaglichkeit, der Humor. Einzelnes trefflich: z. B. der Monolog über die Ehre. Quälend war es schon zu wissen, er sei hundemager und erscheint so dick. — Die Müller gab ihre Scene wirklich sehr gut, ein bischen zu capriciös. Löwe war ein Student, kein Percy. (Die Andern schlecht.)

4. Dezember 1828.

Kaufmann von Venedig. (Blos im 1. Act) Devrient ist als Shylok ganz ein anderer Mensch gegen andere Rollen.

5. Dezember 1828.

Die beiden Figaro. Blos in den ersten 2 Acten. Das Bessere kommt wohl später.

6. Dezember 1828.

Der Geitzige. Devrient spielte ihn sehr gut, war aber wieder krank, was er dem Publikum selbst sagte als er nach dem 3. Act gerufen wurde.

15. Dezember 1828.

Das Mädchen von Marienburg. (nur die 2 ersten Acte.) Dlle. Ley vom k. sächs. Hoftheater spielte sie; — ziemlich manierirt, viel à la Müller, mit einzelnen Blitzen von Talent.

16. Dezember 1828.

Die Geldheirath. z. 3 A. nach Scribe von Kurländer. Ein Pariser Charaktergemälde. Manches gut, aber ohne äußere Wirkung. Gegen Ende schleppt es sich zu sehr. Gut spielte nur Löwe als Banquier Laborbe, ein reicher etwas beschränkter Mensch, der gerne glänzt.

17. Dezember 1828.

Das Räuschchen. Dlle. Gley als Wilhelmine recht lebendig, gutes Gebärden- u. Mienen-Spiel; viel Natur. Wilhelmi als alter Busch war abscheulich.

29. Dezember 1828.

Der Nibelungen-Hort z. 1. M. v. Raupach. Sehr schöne Einzelheiten z. B. vor Allem im 3. Act Siegfrieds Abschied von Chriemhilde; wo er beschreibt, wie schön es sei zu leben. Überflüssig u. ganz eigenartig ist das Vorspiel; ganz mißlungen der letzte Act. Günther ist ein Schwachkopf geworden, und Hagen ganz verwässert. Die Müller spielte die Chriemhilde vortrefflich. Übrigens ist der Charakter anfangs naiv und wird späterhin sentimental. Da kann die Schauspielerin freilich auch keine Wunder wirken. Mad. Schröder als Brunhilde gleichfalls trefflich. Löwe als Siegfried war viel zu elegant. Anschütz als Hagen gut.

10. Jänner 1829.

Der Vielwisser. Die ersten 4 Acte. Ein sehr schwaches Stück. Ein einziger guter Gedanke: Die Jungen schrieen Hurrah. Schulmeister: Hurrah ist ein Kosakenwort u. bedeutet: Freude, schöner Götterfunke! Wothe spielte den Vielwisser langsam und pedantisch, wodurch der geringe Spaß auch noch verloren geht. Küstner war sehr gut, er schnatterte ihn herab und das gehört sich.

22. Jänner 1829.

Donna Diana. Die Müller gibt sie von nun an und sehr gut; die Löwe war vielleicht graziöser, dafür hebt die M. die Leidenschaft besser heraus. Korn vortrefflich als Cäsar. Löwe als Perin wirksam u. lustig und manchmal ein bischen zu plump u. einförmig in den Bewegungen.

24. Jänner 1829.

Die beiden Britten. Ein armer Kaufmann u. ein lebensüberdrüßiger reicher Lord, die sich zugleich in die

Themse stürzen wollen. Der Lord unterstützt den Kaufmann; verschiebt das Ersaufen auf Morgen, verliebt sich in des Kaufmanns Tochter etc. Vorher: Albrecht Dürer.

26. Jänner 1829.

Nibelungenhort. Blos im 5. Act, der wirklich der schwächste u. ganz undramatisch ist. Etzel ist besonders erbärmlich. Ein gewöhnlicher Tyrann und Wütherich.

27. Jänner 1829.

Standesproben von Babo. Ein niedlicher Gedanke und recht hübsch ausgeführt.

30. Jänner 1829.

Z. 1. M. Der beste Ton. Von Töpfer. Gute Situationen, Witz, Theaterkenntniß (Die Fabel ist unbedeutend, gewöhnlich.) Es gefiel. Wurde gut gespielt. Besonders Wilhelmi (der auch gestern gut spielte).

1. Februar 1829.

Wallenstein. Das Stück fängt mit der Trinkscene an, dann folgt das Gespräch zwischen Octavio und Max. Der zweite Act spielt im astronomischen Zimmer. Anschütz hat durchaus nichts zum Wallenstein. Selbst die historisch nachgeahmte Maske nimmt sich übel aus.

3. Februar 1829.

Erinnerung v. Iffland. Blos in den ersten 3 Acten. Costenoble gab den Kammerrath Seeger sehr wirksam, nur hie und da mit etwas Übertreibung. Koberwein den gutmüthigen Vandamm sehr wahr u. warm. (hie u. da betonte er zu viel) Die Scene im 2. Act, wo die beiden Alten zusammenkommen, ist trefflich.

4. Februar 1829.

Flattersinn und Liebe. (n. d. französ. v. Kurländer) Ein Ehemann ist flatterhaft. — ein Vetter seiner Frau verliebt sich in sie u. reist aus Edelmuth ab. Der

Mann erfährt's zum Schlusse, so wie die Frau des Mannes Flatterhaftigkeit u. sie lieben sich am Ende mehr als am Anfang des Stückes, wie sie Beide versichern. — Das Ganze hat obendrein wenig Witz, wird also nur durch Korn erträglich.

5. Februar 1829.

Die Ahnfrau. (mit vielem Antheil des nicht unbeträchtlichem Publikums.) Die dumme Schlafmütze Reil spielte den Boleslav; Pistor, der weder stehen noch reden kann, den Hauptmann. Anschütz, Heurteur u. die Müller waren dafür sehr gut.

12. Februar 1829.

Z. 1. M. Der Fürst über alle. (L. in 5 A. v. Raupach.) Der 1. Act versprach viel, es wurde aber immer matter. Gemisch von feinem spanischen Lustspiel mit Shakespearischem, dann wieder trivial. Zu merklicher Anklang an D. Diana. Die Hauptsache zu wenig ausgeführt. Der Stoff ist ganz der der Wiedervergeltung. (falsche Stanislaus) Über den Titel wird man nicht recht klug. Der Schluß mit dem Stallmeister ist disharmonisch. — Die beste Rolle ist der Stallmeister. Löwe gab ihn gut (übertreibt); Wothe wäre vielleicht noch besser. Sonst war die Müller ausgezeichnet, besonders im 1. Act. (hie und da etwas trivial.) Später ist der Charakter auch nicht recht interessant.

14. Februar 1829.

Die deutschen Kleinstädter. Vortrefflich! Vielleicht das beste deutsche Lustspiel. Es wurde gut gespielt. Die Untersteuereinnehmerin ist vielleicht die beste Rolle der Mad. Koberwein. Koch ist klassisch. Wothe als Sperling recht gut. Die Muhmen waren mittelmäßig. Der Amtsdiener schlecht. (Wagner.)

17. Februar 1829.

Heinrich IV. (zusammengezogen) Die ersten 4 Acte sind wie der erste Theil. Schluß des 4. mit Percy's Tod

u. Gefangenschaft der Rebellen. 5. Act, 1. Sc. Falstaff und Lord Oberrichter. 2. Sc. Die Scene mit dem kranken König u. der Krone. 3. Auf Schaal's Landgut (sehr verkürzt u. dadurch ohne alle Wirksamkeit, ja fast unverständlich. Pistors Rolle ist auf wenige Worte geschmolzen) 4. Krönung u. gewöhnlicher Schluß. Dieser Act dauert fast eine ganze Stunde.

26. Februar 1829.

Der Wirrwarr. Nicht so unterhaltend als ich mir erwartet hatte. Vielleicht war der gestrige Ball Schuld. Ich schlummerte auch zuweilen. — Fichtner hat doch keine ursprüngliche Laune, noch Wärme. Wie ein Student, nicht wie ein lebensfroher Jüngling.

27. Februar 1829.

Samson. Ich war wenig angesprochen. Jephta scheint mir bei weitem höher. Hähnel — Kierstein — Tietze — Borschitzky. Keines war mir zu Dank.

5. März 1829.

Die Jungfrau von Orleans. Die Müller macht einiges hübsch. Im Ganzen fehlt die Begeisterung und das ätherische. Sogar das Kettenzerreissen im 5. Act war ohne alle Wirkung. Anschütz als Dunois schrie theatralisch genug, gab mir aber kein Bild des Charakters. Wilhelmi als Talbot war ein Hanswurst u. als schwarzer Ritter ein Krampus. Dem Löwe sah man an, daß er den Lionel ungern spielte. Fichtner und die Pistor als Carl und Agnes waren wie in jedem gewöhnlichen Stück. Die Nebenrollen abscheulich. Ich war gar nicht befriedigt.

6. März 1829.

Das Ritterwort von Raupach. — Sehr schwach und flach, wahre Dutzend-Arbeit u. nicht einmal theatralisch. Dann der Kuß durch Anweisung. Ergötzlicher Scherz. Korn spielte trefflich.

7. März 1829.

Stille Wässer sind betrüglich. Der Titel paßt nicht recht. Der Baron Wieburg ist ja kein stilles Wasser, er stellt sich nur an, es zu sein. Übrigens ist die Bearbeitung des Rule a wife (von Schröder, vermuthlich wieder nach Garrick's Bearbeitung) vortrefflich; u. eines unserer besten Lustspiele. Korn spielte musterhaft; Mad. Löwe recht gut nur ein bischen zu monoton. Koberwein ohne eigentlichen Humor mit zu viel äußerlichen Spaß. Dlle. Bandini schlecht — warum nicht die Anschütz?

13. März 1829.

Z. 2. M. Idamor und Neala od. die Paria. (gestern Einnahme des Regisseurs, nach C. Delavigne von Mosel) Sehr fad und langweilig. Unglücklicher Gedanke mit Chören, die die langweiligsten und alltäglichsten Refrains sagen. Die Ouverture war zusammgesetzt aus einer Arien-Phantasie von Mozart und einem Klavier-Marsch v. Schubert!! Übrigens gut instrumentirt. (Auch von Mosel) Gut spielte Niemand beinahe. (etwa Löwe, theilweise die Müller) schlecht Anschütz (Oberbramine) u. Heurteur (alter Paria)

Requiescat!

16. März 1829.

Madame Pasta sang 2 Scenen aus Tancred, dann mit der Hähnel einen Theil des 2ten und 3ten Acts von Zingarelli's Romeo u. Giuletta.

Eine herrliche Frau von schöner, edler Gestalt, den sprechendsten Gesichtszügen, als Schauspielerin bedeutend. (leider konnte ich ihr Sterben als Romeo nicht sehen, ich war auf dem Theater) Besonders schöne Stellungen. Die Stimme ist nicht von großem Umfang, aber die Töne, die sie hat, sind vollendet und rein, obschon nicht sehr stark; der Gesang herzerschütternd, die Kunst ist außerordentlich u. einen Triller hat sie wie Niemand. Die Bravour der Fodor ist weit größer. Die eigentliche Sphäre der Pasta ist die alt italienische

Musik, während die Fodor u. Andere mehr in Rossini excelliren.

18. März 1829.

Das Alpenröslein. Nur im 1. Act. Herr Moritz aus Prag spielte den Baron Rentheim als erste Gastrolle, kommt aber erst im 2ten Act vor.

19. März 1829.

Semiramis. (im Kärnth. Th. Th.) Mad. Pasta sang und spielte sie außerordentlich. Im Gesang zugleich die größte Bravour. Schade, daß die Stimme immer ein bischen umschleiert ist, aber in der Kunst liefert sie das Höchste. Der königliche Anstand verläßt sie nie. Die schönsten, mahlerischen Attitüden wechseln ohne Aufhören. Im Duett mit Assur verfolgt sie ihn mit unerschöpflichen Gebärden von Haß, Stolz, Verachtung ꝛc. Ihr Erschrecken beim Erscheinen des Geistes, ihr Niederkauern am Grabmahl, alles vollendet und schön. Dlle. Hähnel als Arsace gut, aber ohne belebenden Funken. Hr. Hauser sang den Assur gut, aber mit schwacher Stimme. (Stubenrauch bemerkte, es sei so, als ob La Blache beichtete) Die Musik ist theilweise herrlich, für mich häufig ennuyant.

20. März 1829.

Verbrechen aus Ehrsucht. Hr. Moriz aus Prag als Eduard Ruhberg. Nicht ohne Natürlichkeit, aber zu wenig herausgebildet. Ich hielt übrigens das Stück mit seinen Schulden, Familienschmerz, Kassenangriff ꝛc., wobei sogar vom Galgen gesprochen wird, nicht ganz aus.

24. März 1829.

Schüchtern und dreist. Herr Moriz gab den Schüchternen ziemlich gut, dann die Laune des Zufalls. (gewisse Familienähnlichkeit mit der Entführung.) Hr. Moriz den Offizier. Noch schwächer als die vorige Rolle. Seine Lustigkeit kam erzwungen heraus; der Champagnerrausch war nicht edel genug.

27. März 1829.

Der Schneider und sein Sohn. Hr. Moriz als Rapid, es war seine beste Rolle. So viel ich mich erinnere, war Kettel gewandter und lustiger.

31. März 1829.

Emilia Galotti. Durch das Andenken Lessings war ich sehr gerührt u. habe in den beiden ersten Akten immer still geweint. Was für ein herrliches Stück! Welche schöne Fabel! Welche Wahrheit in der Charakteristik! Welche männliche Sprache! Nur hie und da zu sentenziös und viel zu viel Antithesen. Und doch wie stehen ihm die Naturlaute zu Gebothe. Das „Husch! Husch!“ und „ich bin fertig!“ der Emilia, wie sie den Bräutigam verläßt und sich anzukleiden geht, gibt ihr eine so liebenswürdige Farbe, — der Mann konnte Alles. — Die Aufführung war nicht besonders. Hr. Löwe als Prinz ganz gewöhnlich, ohne weitere Charakteristik: ein heftiger verliebter Prinz. Korn hatte das Boshafte in der Rolle des Marinelli gut aufgefaßt, nur manchmal zu edel (mit Liebhaberton) manchmal nicht höflich genug. Wäre das keine Rolle für Devrient? — Dlle. Müller, als Emilia recht gut, besonders in der 1. Scene. Wothe als Mahler schlecht — warum nicht Fichtner? Heurteur als Appiani sehr mittelmäßig. Anschütz als Odoardo abscheulich mit seiner dicken Würde, seiner Deklamation, seinem herausgedonnerten Pathos, seinem leisen Sprechen ꝛc. wo er kurz, rauh, herrisch, ein bischen grob, edel und bieder sein sollte. Mad. Schröder als Orsina vortrefflich, aber mich däucht, etwas schwächer gegen die früheren Jahre. Für jeden Fall sprach sie zu leise. Wilhelmi als Bandit, gab ein sehr gutes Bild, hie und da, besonders beim letzten Abgang, strebte er zu sehr nach Effect. — NB. der letzte Act und Ausgang des Stückes wäre wohl sehr zu tadeln.

1. April 1829.

Peter und Paul. Blos im 1. Act. Man glaubt es dem Anschütz doch nie recht, wenn er Spaß macht.

7. April 1829.

Nathan. Anschütz sprach u. deklamirte Manches gut, spielte aber nicht. Durchgehends sprach er übrigens zu leise. Löwe war Tempelherr u. recht gut. Korn-Saladin, weit besser, wie vormals als Tempelherr. Koberwein als Derwisch ganz schlecht. Er wollte sich mit einem ganz unnatürlich wackelnden Gang, mit heftiger, komisch sein sollender Bewegung helfen — griff aber nicht durch. Die Pistor als Recha gut. Wilhelmi hatte als Comthur eine sehr glückliche Maske. Costenoble gab dem Layen-Bruder eine recht wahre Phisiognomie u. übertrieb nicht, was hier leicht geschehen kann. — Das Werk selbst ist mehr dialogisirte Geschichte, denn Drama: eine Art charakteristischer Dialogen, mit moralischem Zweck, in dieser Absicht ist der Schluß vortrefflich, der Einem sonst nicht genügen kann. Emilia Galotti steht mir weit höher als Kunstwerk.

21. April 1829.

Die Korsen. $2^1/_2$ Acte. Dlle. Carol. Müller als neuengagiertes Mitglied die Natalie. So, so. Zu Soubretten taugt sie besser. Eine ganz gewöhnliche Naivetät u. Koketterie. — Das Stück ist elend.

23. April 1829.

Der Westindier nach Cumberland von Kotzebue. Hr. Herzfeld spielte ihn mit großer Wahrheit u. Natürlichkeit, mit dem vollen sprudelnden Lebensfeuer ohne des Guten zu viel zu thun; traf auch den Ton der Herzlichkeit. Sonst ist keine Rolle bedeutend. Herzfeld wird engagirt werden.

29. April 1829.

Armuth und Edelsinn. (Von der Hälfte des 1. Aktes an) Herzfeld als Van der Hensen recht gut, aber beinahe so wie im West-Indier. Die Scenen mit Van der Stufe sind vortrefflich. Die Korn ist doch zu altgebacken für die Josephine. Das wäre eine Rolle für Carol. Müller. Koch als Plump sehr ergötzlich. Der 2te Akt schließt so sonderbar.

2. Mai 1829.

Der Amerikaner (neu einstudiert.) nach Frederici von Vogl. Carol. Müller spielte. Nur in den ersten 2 Acten, die mich sehr ergözten.

5. Mai 1829.

Der Vorsatz dann die seltsame Audienz. Herzfeld spielte in beiden u. besonders in dem 2ten vortrefflich. Mad. Korn spielte mit dem jungen hübschen Menschen, was sehr störend ist.

7. Mai 1829.

Correggio. Löwe spielte ihn gut, wirksam, aber weder sieht er einem Correggio noch einem Kranken gleich; auch merkt man die Absicht bei seinem Spiele; bisweilen kommt er in sein gewohntes Feuer und Heftigkeit. Koberwein gefiel mir zu seiner Zeit weit besser. Er gab ihn inniger, scheuer und war mehr Künstler. Korn war trefflich, wie gewöhnlich. Costenoble gab den M. Angelo als Bullenbeißer. Seine nichtige Gestalt unterstützt ihn aber auch nicht. Das Costüm war ganz verschossen; auch die Dekorationen. Das Stück ist sehr lieb u. von einem glücklichen, in Begeisterung lebenden Menschen gedichtet. In den ersten 3 Akten war ich durch viel Erinnerung sehr gerührt, nur der Schluß ist, von wem er sei — (ich glaube von Weidmann) abscheulich. Correggio perorirt schließlich 2 Stanzen.

8. Mai 1829.

Der Amerikaner. In den letzten 3 Acten. Eines der besten Lustspiele unseres Repertoirs. Besonders reich an wirksamen Situationen; sehr witziger Dialog. Charakteristik und Fabel sind weniger bedeutend.

9. Mai 1829.

Die Fürsten Chavansky. Sehr ennuyant. Unnatürliche outrirte Handlung, lange Reden ohne Poesie. Kein einziger gesunder oder vernünftiger Charakter.

10. Mai 1829.

Der Straßenräuber aus Kindesliebe. Im 5. Act. Hr. Herzfeld als Fritz Rehfeld. In der Dankrede sagte er, daß er engagirt sei.

13. Mai 1829.

Der Ring. (neu einstudirt.) Treffliches Lustspiel! Das Original ist, glaube ich, von Burton. Nur der Charakter des jungen Holm ist zu gewöhnlich ausgeführt — (da ist der Heuchler in der Lästerschule weit interessanter, weil er auch nicht so passiv ist) u. Henriette ist ein gar zu unbestimmter Charakter, u. von einer unangenehmen Sentimentalität. Freilich spielte die Pistor darnach. Dlle. Caroline Müller gab die Baronin Schönhelm. Warum nicht Sophie Müller? (die schon seit 3 od. 4 Wochen krank ist.) (Warum nicht selbst die Löwe? Sie ist noch nicht zu alt.) Sie hat einmal nichts von einer Dame. Übrigens nahm sie sich zusammen u. wendete ihre Stubenmädchen-Koketterie u. Schalkheit nicht an. Korn als Klingsberg war theilweise recht gut; im Ganzen fühlte man nicht die Behaglichkeit, welche dieser Charakter von sich ausströmen soll. Auch Korn machte manche theatral. Kniffe, z. B. in einem Gespräch mit Wothe (Holm) wo beide eine Pointe vorbringen, macht jeder ein paar Schritte, während das Publikum lacht u. dreht dem andern den Rücken: dann reden sie wieder weiter. Wann werden sich die Schauspieler solche Unnatürlichkeiten abgewöhnen? Leider sind sie herkömmlich und Niemand denkt mehr daran, daß solche Motionen höchst albern und unschicklich sind. — Costenoble, als alter Holm gut, aber kein Krüger. Im Augarten anfangs sieht er wie ein Narr aus. — Ein Wunder, daß das kecke Stück bei der jetzigen Frömmigkeit erlaubt wurde.

15. Mai 1829.

Sappho! Madame Vetter aus Hessen spielte sie. Sie spielt äußerst langsam und dabei unverständlich, hat ein hohles Organ und deklamirt immer. Mad. Korn war noch immer Melitta. Fichtner Phaon. Ich ging nach dem 2ten Acte davon.

17. Mai 1829.

Der Erbvertrag. Im 3ten Act wo das Wandkratzen vorkommt, das ich doch auch einmal mit ansehen wollte. Das Stück ist eine Herabwürdigung des menschlichen Verstandes. Anschütz scheint sich den Hund des Aubri mit seinem Kratzen und Winseln zum Vorbilde genommen zu haben.

22. Mai 1829.

Selbstbeherrschung. Madame Vetter spielte die alte verliebte Person. Deklamirte wieder viel und falsch. Das Stück hat Ähnlichkeit mit der Sappho, bemerkte ich Grillparzer im Theater. Er sagte: Noch mehr gleiche der Sappho der Corinne, durch die er vielleicht dazu angeregt worden sei. — Ich gewöhne mich nach u. nach sehr an die tragischen Theaterstücke. Aber so ruhig u. unverwandten Blicks, ganz ohne Gähnen u. Fluchen, wie Schreyvogel, kann ich sie doch nicht ansehen.

24. Mai 1829.

Johanna von Montfaucon. Mad. Schröder hat darin ergreifende Momente. (Sie will vom Theater weg.) — Die Müller ist schwer krank.

28. Mai 1829.

Das Intermezzo. Herzfeld taugt nicht recht zu dem etwas derben Landjunker. Wothe als Matz spricht österreichisch, was er nicht recht kann.

30. Mai 1829.

Das Mädchen von Marienburg. In den letzten 3 Acten. Die Pistor spielte nicht übel. Wenn sie sich nur eine äußerst affectirte Aussprache, eine dactylische Deklamation u. gewisse Grimassen u. Körperverdrehungen abgewöhnen wollte.

31. Mai 1829.

Rettung für Rettung. (als neu in Scene gesetzt: heute schon zum 3ten Mahl gegeben von Heinrich Beck.) Ich

glaube dem Schauspieler aus Mannheim, der mit Beil u. Iffland war. Besser als viele Iffland'schen Stücke. Der alte Doktor ist vortrefflich u. wurde von Costenoble sehr gut gespielt. Der Professor ist ein recht origineller Weltmann, und nicht ein gewöhnlicher Theaterbösewicht. Daß sich Allen zuletzt erschießen will ist ein bischen läppisch.

2. Juni 1829.

Macbeth. Anschütz scheint ihn schlecht zu spielen. Das nächste Mahl soll ihn Heurteur geben, der heute als Banquo gleich in der 1ten Scene wieder stecken blieb.

4. Juni 1829.

Die Aussteuer. Herr Schmidt, Director vom Hamburger-Stadttheater als Commissär Wallmann gut und wahr, aber ohne eigentliche belebende Kraft. — Nur in den ersten 2 Acten.

6. Juni 1829.

Der alte Junggeselle. (neu in Scene gesetzt.) v. Schröder. Nur in den letzten 2 Acten (er hat 3) dann Nr. 777. Hr. Schmidt spielte in beiden recht gut. Nr. 777 ist eine Lieblingsposse von mir; Wothe spielte den Pfeffer kostbar, wenn auch mit Übertreibung.

8. Juni (Pfingstmontag) 1829.

Pagenstreiche. Hr. Schmidt als Stuhlbein vortrefflich. Fichtner spielte manche Parthien recht gut z. B. die Verkleidungsscene als Stubenmädchen und Blasbalgverkäufer. Zum Hauptcharakter selbst hat er zu wenig eigentlichen frischen Jugendübermuth u. keine Laune; er spielt ihn, wie einen lumpigen Studenten.

10. Juni 1829.

Macbeth. Heurteur spielte ihn theilweise gut. Mad. Schröder die Lady sehr gut; nur gränzt die Monotonie im Wahnsinn gar zu sehr an Manier; auch sah sie gar zu gräßlich

aus. Derlei Riesenwerke soll man auf den Brettern gar nicht sehen, wenigstens müßte die Hauptrolle immer ein außerordentlicher Schauspieler spielen, was bei uns freilich nicht sein kann.

11. Juni 1829.

Erinnerung. In den letzten $2^1/_2$ Acten. Herr Schmidt als Kammerrath Seeger sehr gut. Man sieht aus jeder Rolle, daß das ein verständiger Mann ist.

12. Juni 1829.

Kabale und Liebe. Im halben 2. Akt, im 3. u. 4. Act. Devrient aus Dresden als Major. Schönes Organ und Gestalt, viel natürliche Anlage aber so viel Grimassen u. Übertreibung. Besonders unschöne Stellungen. Mad. Schröder als Lady außerordentlich, besonders in der Erzählung und das Stück ist im Ganzen doch peinlich.

13. Juni 1829.

Die silberne Hochzeit. (neu einstudiert). In den ersten 4 Acten. Anfangs kommen sehr hübsche Scenen vor, dann geht das Jammern und Heulen an und hört nicht mehr auf. Ich ging davon. Anschütz spielte den Pachter Welling recht gut. Besonders natürlich und wahr gab Herzfeld den jungen Welling. D[lle] Koberwein als Rosa sagte einige naive Sachen, die ihr stürmischen Beifall erwarben. z. B. wie sie zu ihrem Liebhaber sagt: „Wenn es die Eltern wollen, so werde ich gehorchen!“ Er: „Nur gehorchen?“ Rosa: Ich thu's ja gern!“ –

15. Juni 1829.

Don Karlos. In den ersten paar Scenen. Devrient spielt ihn, wie es scheint nicht gut. Mad. Schröder sah in einem rosenfarbenen Kleide recht jung aus. Merkwürdig ungeschickt war Mad. Lembert als Oberhofmeisterin. Sie gab statt der spanischen Grandezza eine gewöhnliche untergeordnete gute Frau.

19. Juni 1829.

Der eheliche Zwist. (neu einstudiert.) Löwe, Wilhelmi und Anschütz. Ein treffliches Stückchen; schade, daß es keine besseren Verse hat. — Dann: Der Oberst. Dann: Der Verräther.

21. Juni 1829.

Der Bräutigam aus Mexico. In den letzten 4 Acten. Herzfeld den Alonzo, weit schlechter als Fichtner. Das Stuhlzerbrechen besonders ungeschickt. Mad. Korn als Lieschen ging einmal zu früh ab, so daß sie wieder umkehren mußte, worüber in der Folge Mad. Koberwein recht artig improvisirte.

24. Juni 1829.

Die Mündel. Schaudervoll ennuyant. Ludwig Brenk ist der einzige etwas interessante Charakter. Philipp ist sehr theatralisch wirksam.

25. Juni 1829.

Die Waffenbrüder. Die ersten 3 Acte verschafften mir wieder großen Genuß. Die beiden letzten sind verworren; und wahrscheinlich durch Holbeins Bearbeitung noch schlechter geworden. Die Anlage des Stückes, der Eingang, die Charakterzeichnung — Alles trefflich.

27. Juni 1829.

Die seltsame Audienz (gegen das Ende) Fichtner gab den Carlo, wie es schien nicht besonders gut. Dann die erste Liebe nach dem französ. von Th. Hell. Niedliche Kleinigkeit bis auf einige Breiten im Dialog. Mad. Anschütz war sehr liebenswürdig.

30. Juni 1829.

Die Flitterwochen. (n. d. französ. v. Th. Hell.) Der höchst verwässerte Stoff von Rule a wife und Soming of a shoev. Dann der Educationsrath. Wothe spielte ihn vortrefflich. Er spricht à la Werner. —

15. Juli 1829.

im Kärnth. Th. Theater: Othello. Hr. Wild sang ihn meisterhaft und spielte mit viel Beweglichkeit u. Feuer. Er singt nun schon durch 20 Jahre Tenor. Seine Stimme ist in ihrer höchsten Kraft. Er verbindet dramatischen mit schönem Gesang. Mad. Grünbaum singt die Desdemona ohne Geist und Herz, aber mit viel Gurgel. Sie hat auch eine gar zu grobe Physiognomie.

20. Juli 1829.

Die Zauberflöte. Himmel! Warum gibt es nicht wenigstens noch eine solche Oper auf der Welt? Diese Unschuld, Kindlichkeit der Melodien — u. dabei die höchste Kunst! Einem Recitativ, wie der im Finale des 1. Actes mit Tamino, dem Priester ꝛc. könnte man Tage lang zuhören. Die Vorstellung war im Ganzen gut. Schuster gab sich Mühe, nur schleppte er die Tempo's. Dlle. Achten als Pamina sehr gut, frische volle Jugendstimme, noch etwas scharf u. ungeübt. Spiel unbedeutend. Hauser als Papageno singt recht gut. Ein etwas böhmischer Accent geniert an seinem Spiel. Diese 3 Parthien wurden am besten gegeben. Sonst waren noch die Genien sehr gut, die Damen gut. Dlle. Siébert als Königin, ein junges Mädchen wie aus Holz, singt nicht übel; nur wird Einem Angst bei ihren hohen Tönen. Eben so bei ihres Vaters, Hr. Sieberts, Tiefe, der den Sarastro höchst langweilig sang. Chöre und Orchester sehr gut. Die Papagena Dlle. Diemar so, so. Wie mir vorkam, ein bischen keck.

3. August 1829.

Das Käthchen von Heilbronn. Ich ging hinein um mich über das Stück zu freuen und ennuyirte mich. Wahrhaftig, das hätt' ich nicht gedacht! — Die ersten Acte haben aber wirklich viel Schleppendes u. sind meistens Vorbereitung. Einen großen Theil des dritten, wo die kuriose Erzählung der Alten vorkommt, habe ich mit Schreyvogel

verplaudert. Die besseren Scenen wurden durch das Spiel meist ungenießbar. Anschütz war zu plump. Seine Frau durchaus nicht romantisch. Das Andere sind keine Rollen. Wie weit dramatischer u. tüchtiger ist die Familie Schroffenstein!

6. August 1829.

Das Blatt hat sich gewendet. Blos im 4. Act. Costenoble gab den Amtsrath Poll recht gut. Bei Devrient waren aber doch die Übergänge natürlicher u. Einzelnheiten weit mehr komisch. Ich werde nächstens die ersten Acte betrachten, wo er noch Simandl ist.

8. August 1829.

Das Epigramm. In den ersten 3 Acten. Man muß mit dem Stück zufrieden sein, trotz seiner abscheulichen sentimentalen Parthien und der Unschicklichkeit einer Menge Dinge. z. B. daß die Räthin in Gegenwart des Hauptmann Klinker, den sie zum ersten Mahl in ihrem Leben sieht, den Kanzleidirektor anbettelt; heißt das nicht ihn herausfordern? &c. &c. Trefflich sind die Charaktere des Kanzleidirektors u. des Hauptmannes. Höchst albern ist Dr. Busch. Hippeltanz ist Karrikatur, aber ergötzlich. Hr. Anschütz gab heute den Klinker. Ein sonderbarer Einfall. Er bemühte sich beweglich zu sein, sprach meistens sehr leise, deklamirte hie u. da. Manche Bewegungen waren natürlich, auch hie und da im Ausdruck. Korn spielte die Rolle sonst u. meisterlich. Auch Löwe sehr gut.

9. August 1829.

Der Amerikaner. In den 4 ersten Akten. Das Stück ist doch ziemlich roh u. schmeckt zu sehr nach der italienischen Opera buffa u. Pantomime.

10. August 1829.

Z. 1. M. Ein Tag vor Weihnachten. Gemälde aus dem bürg. Leben in 2 Acten von Töpfer. — Schaal, er-

bärmlich. Wiederum Schulden, Hunger! Noch ein neues Elend hat er dazu erfunden, der Hr. Dr. philosophiae: Die Leute haben nämlich kein Holz u. frieren!! Am Ende finden sie in einem alten Gesangbuch, was die Gerichtsdiener bei der Pfändung mitnehmen wollen, eine Menge Banknoten, knieen nieder und bethen das Geld an: eine Musik ertönt dazu außer der Scene!!! Wie höchst albern! Pfui! — Dann zum 1. M. Die Helden. L. in 1. Act von Alex. von Marsano. Zwei junge Witwen, die sich als Offiziere verkleiden u. sich wechselseitig vor einander fürchten. Die Sache ist gar zu unwahrscheinlich. Sonst gute Verse hübsche Einfälle; nur ist die Kleinigkeit zu gedehnt, was nötig war, wegen der Verkleidungen.

12. August 1829.

Die Hagestolzen. In den letzten 2 Acten. Mad. Anschütz macht manches als Margarethe recht, hübsch, obschon sie den Charakter der Rolle nicht trifft. Dann der bucklige Liebhaber. Schlecht.

NB. In der Loge bei der Hähnel.

17. August 1829.

Das Räuschchen. In den letzten 2 Akten. Costenoble als Dr. Wunderlich sehr gut. Nicht so Wilhelmi als Busch. Es wird Einem nicht behaglich bei seiner Lustigkeit, u. man glaubt ihm nicht, daß er einen Rausch hat.

18. August 1829.

Eine Laune des Zufalls. Korn (der 2½ Monate nicht gespielt hatte) war trefflich als Offizier. Der Champagner Rausch meisterhaft. Das Stück ist niedlich, nur starke Familienähnlichkeit mit der Entführung, die noch besser ist. Dann Sekretär u. Koch. Geschlafen.

20. August 1829.

Der Wirrwarr. In den 3 letzten Acten. Fichtner hat keine Laune.

22. August 1829.

Er mengt sich in Alles. Wothe als Plumper macht zwar einige gute Späße, trifft aber den Grundzug des Charakters, die Gutmüthigkeit nicht recht. Löwe wäre vielleicht dazu besser.

24. August 1829.

Im K. Th. Th. Die Kreuzritter in Egypten von Meyerbeer. Die Introduction sehr schön; sonst nicht viel Schönes, Lärm u. ital. Gemeinplätze mit Ideen hie u. da. Der 1te Act dauert fast bis 9 Uhr. Vorstellung so, so. Die Hähnel am besten, aber ohne belebenden Gott, wie es scheint.

25. August 1829.

Im K. Th. Th. Die Schweizerfamilie. Die 15jährige Caroline Grünbaum machte vor einigen Tagen darin den ersten Versuch als Eveline u. spielte heute zum 2. M. So natürlich, so wahr, wie ich die Rolle niemals gesehen, u. machte im Ganzen mehr Eindruck auf mich als die Schechner vor 3 Jahren mit ihrem außerordentlichen Gesang. Das Kind sang auch sehr hübsch. Das Publikum war enthusiasmirt und ich nicht minder. Im Theater erzählte mir Wilhelmi, daß die Mutter in Prag die Eveline sang, während sie mit Caroline schwanger war u. daß das Mädchen in der Nacht darauf geboren wurde. Heute sagte mir Vogel, das Kind habe Tags vor der Aufführung mit anderen Kindern kochen gespielt. Desto besser! Aber armes kindliches Kind, was wird bald auf dem Theater mit dir werden! — Die Musik ist recht herzerquickend und bildet mit dem Text ein schönes Ganzes. Zehn Tacte davon sind mir lieber als die ganze gestrige Oper. Die Hähnel wird durch dieses Kind viel bei dem Publikum verlieren. Da ist Herz, Gemüth, Natur — das scheint dort größtentheils zu fehlen.

31. August 1829.

Die falschen Vertraulichkeiten. Die beiden ersten Acte besonders vortrefflich; der 3te läßt nach, besonders ist die Entwicklungsscene nicht gelungen. Die Aufführung war sehr gelungen. Besonders Korn, Koberwein, Mad. Löwe, Costenoble. Moreau gibt ein trefflich wahres Bild des dummen Bedienten. Dlle. Bandini als Kammermädchen recht gut. Zu der Rolle passen ihre stets verliebten Augen.

2. September 1829.

Die Heirath aus Neigung. Z. 2. M. Nach Scribe von Kurländer. Beiläufig so gut wie die Geldheirath. Schauspiel heißt es wohl nur, weil der Verfasser es nicht lustig genug zu machen wußte, oder weil im 3. Act eine ziemlich rührende Scene vorkommt. Zu besonderem Spiel gibt keine Rolle Gelegenheit.

5. September 1829.

Maria Stuart. Mad. Crelinger—Stich als Maria. Ihr Organ hat etwas gelitten; aber sie gibt diese Rolle noch immer mit Meisterschaft; besondere Einzelheiten sind grandios. Im ersten Act ist sie, besonders mit Mortimer gar zu passiv. Den 5ten hab' ich nicht gesehen.

6. September 1829.

Wilhelm Tell. In den ersten 3 Acten. Die Vorstellung gefällt mir gar nicht. Anschütz ist zu rauh und roh. Löwe als Melchthal elegant, Heurteur als Attingshausen manirirt 2c. —

7. September 1829.

Donna Diana. Mad. Crelinger ganz vorzüglich. Eine wahre Prinzessin! Der nobelste Stolz, der sich denken läßt. Keine Theater — Prinzessin. Die Leidenschaft vortrefflich gemahlt. Unsere jungen Theatermädchen sehen neben ihr aus wie die Puppen.

9. September 1829.

Emilia Galotti. Im 3. u. 4. Act. Mad. Crelinger als Orsina. Gefiel mir nicht recht: man sah die Heftigkeit, die Erbitterung nicht. Einzelheiten schön. Costüm unvortheilhaft gewählt, auch in der D. Diana.

11. September 1829.

Don Gutierre. Im 2. u. 3. Act. Mad. Crelinger als Mercia ziemlich manirirt u. wie es schien nach Effect haschend. Anschütz als Gutierre wie ein Fleischer; nicht der Arzt, der Feldscheer seiner Ehre.

14. September 1829.

Gabriele. Blos im 2. Act. Mad. Crelinger spielte sie u. so viel man, ohne das ganze Stück zu kennen, schließen kann, recht gut. Vorher Das Räthsel. (Auch Mad. Crelinger).

16. September 1829.

Iphigenie. Mad. Crelinger recht gut, obwohl zu effectvoll u. zu wenig jungfräulich. Die Schröder gibt die Rolle mit weit mehr Ruhe und Würde. Korn sprach die Rolle sehr gut, sah aber aus wie ein Narr. Er hatte bloße Achseln u. Arme u. Brust, eine Taille wie ein Weib &c. Löwe als Orest mißfiel mir ganz, eben so Anschütz als Thoas.

21. September 1829.

Der gutherzige Polterer nach Goldani (neu in Scene gesetzt). Ennuyant. Costenoble polterte einiges nicht übel. Vorher: Hans am Scheidewege. (sehr fad von Kurländer) worin die altgebackene zahnlose Korn das ganze Publikum zur Verzweiflung brachte.

22. September 1829.

Phädra. Mad. Crelinger gut, aber läßt kalt. Sie hat überhaupt mehr Kunst u. Routine als Phantasie und

Flamme. Überdies besticht ihre herrliche Gestalt u. ihr Organ, welches zwar seit dem letzten Mahl verloren hat. Es schien, sie ahme die Schröder nach.

23. September 1829.

Komm her u. Gabriele. Mad. Crelinger in beiden recht gut. Inzwischen die Rosen des Herrn von Malesherbes.

24. September 1829.

Der Ersatz. In den letzten 2 Acten. Sehr dumm u. gemein. Neben den Mitspielenden zeichnete sich Mad. Koberwein durch Gemeinheit aus.

25. September 1829.

Der Nibelungenhort. Mad. Crelinger als Chriemhilde gut. Das Stück gefiel mir besser als beim 1ten Mahl.

28. September 1829.

Das Räthsel. Die Verse sind etwas schwach. Mad. Anschütz spielt nicht übel. Fichtner schlecht. Dan der gutherzige Polterer.

29. September 1829.

Der Ring. In den ersten 4 Acten. Sie spielen alle gut zusammen. Das Stück ist eins der besten, die man hier zu sehen bekommt.

30. September 1829.

Die Advokaten. Im 1ten Act. Hr. Koch spielt die Hauptrolle; man versteht kein Wort von dem, was er sagt, aber Alles, was er sagen will.

2. Oktober 1829.

Rettung für Rettung. Blos im 2. Act. Es ist doch eigentlich ein fades Stück.

4. Oktober 1829.

Bretislaw und Jutta. Historisches Schauspiel von Karl Egon Ebert. Ganz gewöhnliches Zeugs. Viele neue schöne Dekorationen.

5. Oktober 1829.

Stille Wässer sind betrüglich. Die Löwe hat nur mehr diese Rolle und die in den falschen Vertraulichkeiten; sie altert sehr. Das Stück würde sehr gewinnen, wenn statt des Koberwein und der Bandini, Madame Anschütz und etwa Wothe spielen würden.

7. Oktober 1829.

König Lear. Die Pistor gab die Cordelia, Fichtner den Edgar und Heurteur wieder den Gloster. Keiner, außer Anschütz, ist von Bedeutung, Löwe als Narr gut, aber auch nicht der rechte Narr; seine Maske ist besonders treffend. Ob aber Lears Narr nicht etwa alt seyn soll? Nachdem Cordelia im 5. Akt vom vermeinten Tode erwacht und Lear ihr zitternd mit den Worten entgegen geht: Du lebst? — sagt sie, sonderbar genug: „Ja, theurer Vater, ewig Euch zu dienen." Überhaupt hat sich Schreyvogel mit dieser Bearbeitung nicht sonderlich ausgezeichnet.

11. Oktober 1829.

Fridolin. Herr Swoboda aus Prag als neu engagirtes (Mitglied). Ein sanfter, hübscher Böhme.

15. Oktober 1829.

Die Jungfrau von Orleans. Dlle. Hirschmann aus Augsburg (wo sie nur 3mahl gespielt hat) als Zögling engagirt. Schönes Mädchen, 18 J. alt, starkes Organ. Das Spiel scheint eingelernt (von Anschütz).

23. Oktober 1829.

Fiesco. Eine schlechte Darstellung, außer Anschütz als Mohr. Dlle. Pistor als Gräfin ist auch ziemlich gut; Löwe als Fiesco hie und da.

24. Oktober 1829.

Liebhaber und Geliebte in Einer Person. Von Kurländer, in 1 Akt. So fad, daß ich vor dem Ende weg ging. Dann Jurist und Bauer.

27. Oktober 1829.

Z. 1. m. Er hat alle zum Besten von Vogel. Trivial und geistlos. Kaum ein paar gute Scenen.

3. November 1829.

Z. 1. m. Maximilians Brautzug. Hübsche Einzelnheiten, besonders der 1. Akt gut. Übrigens kein Stück; historische Anektodenkrämerei. Der rührende Name des Stückes ist eine Parodie des treuen Dieners und aller echten Narren. Die Aufnahme der 2 ersten Akte war sehr gut. Später erlahmte der Beifall; zum Schluß allgemeine Lauheit.. Offenbar hat ihn der Kaiser irre geführt, und Deinhardstein hat sein Talent ganz verkannt. Nur ein paar Scenen erinnern an ihn.

4. November 1829.

Im Kärnthnerthor-Theater. z. 2. Male. Graf Ory. Großentheils schwache Musik. Einige treffliche Chöre. Aufführung sehr mittelmäßig. Cramolini ist der Rolle nicht gewachsen, Wild würde die ganze Oper heben. Die Hardmayer nicht übel. Die Hähnel hat eine kleine Rolle. Sibert abscheulich und zugleich heiser. Hauser sang gut; aber im Spiel — ein Böhme ist kein Franzose.

7. November 1829.

Das Käthchen von Heilbronn. Dlle. Hagn k. bayr. Hofschauspielerin spielte das Käthchen recht gut. Sehr einfach, wahr und natürlich. Gestalt und Organ ist zu kräftig für diese Rolle.

27. November 1829.

Z. 2. Mahle. Der Bettler von Raupach. Sch. in 1 Akt. In Kotzebues Art der Rührspiele, nur nicht so wirksam. Blitzt manchmal in einer Reflexion der Dichter vor, so ärgert man sich, daß er solches Zeug macht, was obendrein schon besser da ist.

4. December 1829.

Toni. Sehr nettes Zeug. Dlle. Hirschmann als Toni. Von Talent ist nichts zu sehen.

11. December 1829.

Im Leopoldstädter Theater in Raimunds neuestem Stücke: Die unheilbringende Zauberkrone, welches nicht viel Glück machte, aber doch viel Poetisches, vorzüglich eine pathetische Sprache enthält. Auch die komischen Scenen sind trefflich, wie beinahe alles Einzelne, und doch gibt es kein gutes Ganzes, woran die Verworrenheit, bisweilen Albernheit des Stoffes am meisten Schuld trägt, nebst der sichtbaren Wuth zu tragisiren.

14. December 1829.

Belisar. Dlle. Gley als Irene ähnelt der Müller, scheint sie aber nicht zu erreichen.

17. December 1829.

Die Quälgeister. Dlle. Gley als Isabella zu wenig Humor und Lebendigkeit; die Bewegungen sogar bisweilen gemein Im Ganzen nahm sie auch das Tempo zu langsam und sprach Manches mit Bedeutung und Nachdruck, was mit sprudelnder Laune und Witz zu sagen war. Der Beifall war mäßig. Herr Korn als Hauptmann Linden sehr gut; Koch als Dupperich klassisch.

19. December 1829.

Die Jungfrau von Orleans Dlle. Gley. Manches sehr, zb. der Monolog im 4. Akt, Mehreres minder gelungen wie die Scene mit Lionel 2c. Das Begeisterte fehlte freilich auch.

II.

Dramatische Lektüre.

Jänner 1828.

Alexander und Darius von Uechtritz. Einiges Liebliches; wenig dramatisch . .

Jänner 1828.

Isidor und Olga von Raupach. Meisterlich gearbeitet — aber gearbeitet. Viel Unnatürliches und Unpoetisches. Ossip ist kein Mensch, sondern ein Begriff 2c.

Februar 1828.

Trauerspiele von Immermann. Das Thal von Ronceval, Edwin (mit einem Vorwort in Stanzen an Göthe) und Petrarka. Shakespearesche Manier, besonders die ersten beiden, roh 2c., Edwin hat schon Einiges ausgearbeitet.

Februar 1828.

Lasset die Todten ruhen, Lstsp. von Raupach. Sonderbares Gemisch.

April 1828.

Calderons Kreuzerhöhung von Schumacher übersetzt. Sehr religiös, oder vielmehr katholisch, aber wenig dramatisch. Wie sich Anastasia und Zacharias wechselseitig bekehren sollen, ist im Drama beinahe komisch. Die Übersetzung ist gut, nur öfter gezwungen, wovon aber auch Schlegel nicht frei ist. Das Übersetzen ist wie's Theaterspielen, man bringt immer nur etwas beiläufig wie das Original hervor, nicht die Sache selbst, theils possenhaft, theils superiör, dann wieder shakespearisch.

März 1828.

Manfred von Byron. Merkwürdig wie er mich vor 6, 7 Jahren ergriffen. Jetzt ließ er mich ganz kalt; das Ding kommt mir weder poetisch noch dramatisch vor. Ein recht unnatürlicher Enthusiasmus der Melancholie, und wirklich ein potenzierter Spleen, wie der, übrigens sehr kecke Übersetzer des Manfred, Ad. Wagner, sagt.

März 1828.

Schärpe u. Blume von Calderon (übersetzt von Schlegel). Ein liebliches Spiel des Witzes und heiterer südlicher Lebensfreiheit.

Juni 1828.

Castelli's Gedichte in öster. Mundart. — Vieles recht gelungen, manches Gemeine. Auch ein Lustspiel ist darin, das manchen gelungenen Zug enthält, aber ohne Inhalt und bisweilen gemein ist. (zB. der Bader, der eine Clystierspritze erfindet auf der man zugleich musiciren kann, (obgleich die Clystierspritzen auch bei Moliere ihre Rolle spielen.) Vorrede u. Grammatik haben Spuren von Eingebildetheit u. etwas Unwissenheit.

Juni 1828.

Goethe's (Neueste Ausgabe, Stuttgart u. Tübingen bei Cotta 1828) 1. u. 2. Bd. überschlagen, enthalten fast lauter alte Gedichte. 3. Bd. viele neue zahme Xenien u. dergl. Mitunter Vortreffliches. 4. Bd. Weimarianer Festzug; Dank- u. Send-Blätter (mitunter toll) Helena — eine Art Apotheose des Lord Byron, fast wie Unsinn erscheinend. Ein Fragment Nausikaa, zahme Xenien (viel Unverständliches.) 15. Bd. Die Aufgeregten, die mir unendlich gut gefielen: das ist die geistreichste Art dramatisch zu schreiben, u. diese beschränkte Form zu allgemeineren wichtigen Zwecken zu gebrauchen. Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter (das Mährchen wollte mir jetzt nicht munden) die guten Weiber sehr erfreulich.

Novelle. Was Neues, aber Werk eines Alten, geschwätzige Spielerei mit hübschen Beobachtungen und Bemerkungen, aber faselnd ohne Inhalt und geziert.

August 1828.

Goldoni's la guerra hat sehr gute lebendige Scenen und gemüthlichen Witz.

la dame e il cavaliere ist etwas pedantischer und nähert sich dem Schauspiel.

il bugiardo ergötzlich.

il Moliere (in einer Art Alexandriner- oder Nibelungenmetrum, das sich sehr gut ausnimmt), aus seiner Verehrung des Moliere entsprungen, recht gut.

I due gemelli Venetiani wegen Shakespeare's Comedy of errors u. anderer ähnlicher Stücke gelesen. Es ist natürlich ein Lustspiel u. nicht ohne Spaß, aber er läßt, sonderbar genug, einen der Brüder an Gift sterben, was ihm sein Nebenbuhler für ein Getränk gibt, um die Frauenzimmer in sich verliebt zu machen. Ein Schlaftrunk hätte den nämlichen Dienst geleistet.

August 1828.

Goethe 14. Bd. D. Triumph der Empfindsamkeit (ist gar zu flüchtig, die Monodramen langweilig.)

Die Vögel u. Großkophta. (lauter schlechte Personen, der Ausgang unbefriedigend, doch interessiert es. Das Beste ist der Charakter des Marquis, quälend ist d. Richter) Der Bürgergeneral.

September 1828.

English Plays: The beaux stratagem. (Grillparzer gab mirs zur Bearbeitung, er hatte selbst einmal Lust dazu.) War bereits auf der deutschen Bühne unter dem Titel: Die Glücksritter. Der Verfasser ist Farquhar. Hat viel Komisches, aber wie gewöhnlich bei den Engländern, viel Gemeines u. Unsittliches.

September 1828.

The suspicious husband von Dr. Houdly. Detto interessant u. derb.

September 1828.

The careless husband von Cibber. Folgende Situation im 5 Akt. Sir Charles beredet seiner Frau Kammermädchen mit ihm schlafen zu gehen. Sie gehen in sein Zimmer. Späterhin kommt die Frau, findet beide nebeneinander auf zwei Armsesseln schlafend, without his periwig. Das Stück ist in Prosa; sie hält aber dennoch einen tragischen Monolog in Jamben und hängt ihm ihr Tuch übers kahle Haupt, daß er sich nicht verkühle. — Dann geht sie!!! —

September 1828.

Alles auf's Spiel gesetzt um einen Mann. Lustspiel in 5 A. frei nach dem Englischen von Fr. Aug. Werthes. (Wien fürs Hoftheater 1787. Gehört dem Exschauspieler Müller.) Hat sehr gute Situationen. Zu dem Turnier von Kronstein kann es wohl die Idee gegeben haben.

September 1828.

Nicht mehr als sechs Schüsseln von Großmann. Bürgerlich, ehrlich, gut theatralisch. Die 2 letzten Akte minder gut u. gar zu spießbürgerlich. Das gute bürgerliche Schauspiel muß noch kommen es ist noch beinahe ein unbebautes Feld.

September 1828.

Das Recidiv. Lustspiel nach Marivaux von Jünger. Es müßte wieder aufs Theater gebracht, so viel Wirkung machen als die falschen Vertraulichkeiten, in deren Art es ist. Nur die Figur des Magister Olibrius bedürfte einer Modernisirung.

September 1828.

Il corvo von Gozzi. Grillparzer gab ihn mir wegen einer Bearbeitung fürs deutsche Theater. Wenn ich Grillparzer wäre, würde ichs vielleicht wagen; so nicht. Der ernstere Teil ist herrlich, oft von tragischer Wirkung. Das Komische ist nur inhaltsweise angedeutet u. ließe sich ausführen und wäre ein Genuß. Vielleicht für andere Bühnen.

September 1828.

Der Russe in Deutschland. Kotzebue macht bessere Alexandriner, als ich geglaubt hätte. Männliche und weibliche wechseln regelmäßig ab; nur Dactylen mischt er darein, einigen Versen fehlt die Cäsur. Das Komische trifft er oft, dafür ist vieles ganz bedeutungslos u. wässerig zusammengereimt, wie denn der Stoff des Stückes gar nicht zu loben ist.

September 1828.

Die Seherin des Morgens von Calderon. Voll Allegorie und Weissagung auf den Messias u. s. w. Theilweise in orientalischer Farbengluth; als Stück mißfiel es mir. Die Übersetzung von Malsburg ist sehr geschraubt, bisweilen sogar unverständlich.

September 1828.

Modesitten. Eine Art lokalen Lustspiels. Ich hab's wegen der Person des Tinderl gelesen.

November 1828.

Il re cervo von Gozzi. Leichterer Art als il corvo, aber höchst phantastisch u. mährchenhaft. Raimund könnte es gut bearbeiten.

November 1828.

Siri Brahe oder die Neugierigen, Schausp. in 3 A. von Gustav III. König v. Schweden!! (übersetzt von Grutschreiber k. preuß. Legationssekretär in Stockholm. Das ist selbst für einen König zu langweilig. Die Nahmen Stolpe, Tegel, Ebba, Ojelka ꝛc. müßten sich kurios auf unserm Theater ausgenommen haben. (1794)

December 1828.

Fortunat. von Tieck (Grillparzer). Wegen einer etwaigen Bearbeitung wieder gelesen. Ganz ungenießbar, die Fabel verdorben. Einzelne gute Witze.

März 1829.

La princesse Aurelie par C. Delavigne. Eine Satyre auf das gefallene Villèlesche Ministerium. Obschon es sehr geistreich ist u. (besonders von Dlle. Mars) trefflich gespielt wurde, mißfiel es doch in Paris aus dem edlen Grunde, weil man es für unedel hielt, über Gefallene zu spotten.

März 1829.

Friederich II. Trauersp. von Immermann. Bei weitem nicht so trefflich wie das Tiroler Trauerspiel oder wie Cardenio und Celinde. Es hat beinahe keine dramatischen Momente. Manfred ist ein Zerrbild; Friedr. II. eine Art Joseph II. Der päpstliche Legat ein gewöhnlicher, schlechter stereotyper Pfaffe, ohne Individualität. Der Erzbischof von Palermo zu unbedeutend. Er füttert meistens Vögel und begießt Pflanzen. Auch der fromme Enzius ist ein schwankendes Nebelbild. Zu viel Politik und Polemik, Partheiengängerei wie es scheint, das sind keine reinen Ingredenzien zu einem Trauerspiel. Übrigens geniale Einzelheiten. Trefflicher Versbau u. Gedanken. Weit sorgsamer gearbeitet, als Raupachs Sachen, aber lange nicht mit Grillparzers Ernst u. Würde.

April 1829.

Göthe IX. Bd. Iphigenie. Tasso. Natürliche Tochter. — Ich habe noch das alte Gefühl rücksichtlich dieser Werke: Tasso entzückt mich. Die natürl. Tochter läßt mich bei ihrer Kindlichkeit ein bischen kalt. Iphigenie bewundere ich, aber ich kann mich in diese Art Griechen darzustellen, nicht finden.

Mai 1829.

Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo von H. Heine (Berlin 1823 bei Dümmler). William Ratkliff Tragödie i. 1 Akt. Ein paar starke u. gute, weit mehr schwache, himmelsstürmerische und verworrene Scenen. Aber man erkennt auch darin einen poetischen Geist. Der Hauptgedanke wäre vielleicht theatralisch auszuführen: daß ein verschmähter Liebhaber Räuber wird und alle Bräutigame seiner Braut in der Brautnacht (jedoch im redlichen Zweikampf) tödtet. Einer besiegt ihn; da geht er hin und tödtet die Braut und dann sich selbst. — Die Charakteristik zu scharf und schneidend, aber oft sehr glücklich, z. B. sagt die

Amme: Graf Douglas (der Bräutigam nämlich) ist ein hübscher Mann.

Maria lachend:

Das ist er! Und lustig, u. erträglich u. ein Mann!

Margarethe (eine verunglückte halbwahnsinnige Amme):

Ist Püppchen auch verliebt?

Maria:

Verliebt? Verliebt? O das ist dumm! Man muß sich leiden können. Sie hat aber doch eigentlich den Ratkliff geliebt 2c.

Das lyrische Intermezzo ist größtentheils unbedeutend: gereimte üble Laune, u. seine ewige Wiederholung von der Geliebten, die einen unbedeutenden Menschen geheirathet hat.

Mai 1829.

Almansor, eine Tragödie. Maurische Liebesgeschichte. Er ist Heide. Zulima ist Christin geworden. Ziemlich undramatisch, viel Gesprächsel. Ein Bräutigam der Christin, aus dem Zuchthause, der sich für einen Prinzen ausgibt 2c. Gut ist wieder der Gedanke, daß 2 Mauren ihre Kinder, Sohn und Tochter, vertauschten, um sie für einander als Mann u. Weib zu erziehen. Almansor stürzt sich mit ihr schließlich vom Felsen: sein Vater erkennt ihn zu spät. 2c. 2c. Ich glaube kaum, daß Heine zum Dramatiker bestimmt ist.

Mai 1829.

Der Morgen auf Capri v. Halirsch. Der poetischen „Zueignung“ nach zu schließen, herzlich und warm gemeint, aber das genügt freilich nicht. Ich finde nichts Lobenswertes an dem Stück; es soll nach einer Erzählung seyn, da mag sichs eher ausmahlen lassen, daß einer durch die schöne Natur von Haß zu Liebe bekehrt wird.

Juni 1829.

Calderons Liebe Macht u. Ehre, übersetzt von Schumacher. Über den gewöhnlichen spanischen Leisten geschlagen, mißfiel mir ganz. Die Übersetzung ist auch gar zu geschraubt u. gezwungen.

Juni 1829.

La donna di maneggio von Goldoni. Ein bischen pedantisch. Sonst gute Einfälle u. auch gute Charakterzeichnung.

Juni 1829.

Müllner (Orig. Ausgabe Braunschweig bei Vieweg). Blos den Kater, die Onkelei u. den Blitzstrahl wieder gelesen, dann als Anhang: Meine Lämmer und ihr Hirte. Nachrichten über seine Verleger mit denen er allen Streit hatte. Vieweg hatte ihm zu Possen vor dem 29. Februar den Eumendes Düster als Parodie beidrucken lassen was er in der Vorrede halb scherzhaft gewünscht hatte. Müllner ist am 11. Juni d. J. 54 J. gestorben. Beim Scheibenschießen, als er eben den Schuß gethan, traf ihn der Schlag, Tags darauf war er todt.

Juni 1829.

Don Juan und Faust. Tragödie von Grabbe; — Geniale Züge, im Ganzen Rohheit und Sittenlosigkeit und wenig dramatische Anordnung. Sehr läppisch ist die D. Anna. Übrigens ist das Stück ein Gemisch von Goethes Faust, Byrons Manfred u. Mozarts Oper. Interessant bleibt es doch. Sehr gut ist eine Bemerkung, die der Ritter (der Teufel) macht: daß der Satan eher unendlich geliebt habe, bevor er unendlich hassen lernte, und daß jeder Frömmling früher ein Satan war. Gegen die Ehe kommt auch eine sehr verachtende Stelle. Das Ganze ist ein bischen hypergenial: aber die Kraft scheint bei dem Manne vorhanden zu sein. Er hat auch ein Lustspiel geschrieben, auf das ich sehr begierig wäre.

Juli 1829.

Ludwig Börnes gesammelte Schriften 1. Th. dramaturgische Blätter 1. Abteilung. — Großer Scharfsinn und Witz, aber eine erbitterte etwas Heine'sche Stimmung. Er spricht den Deutschen die dramatische Kunst ab, weil sie überhaupt keinen Charakter, kein politisches u. öffentliches Leben haben. Es werden an 40 Stücke besprochen, auch Opern am ausführlichsten. Das Trauerspiel in Tirol, worüber er sehr loszieht, obschon er Grillparzer (dessen Ahnfrau gleichfalls stark hergenommen wird) und Immermann am meisten schätzt.[1]) Raupachs Isidor u Olga wird gelobt u. getadelt: Alle Personen des Stückes kämpfen gegen die todte Leibeigenschaft. Unbegreiflich ist's, daß er bei seinem Haß der spießbürgerlichen Stücke den Juden von Cumberland lobt. Es ist wahr, der Charakter des Juden ist gut gezeichnet, sonst ist aber auch nichts am Stück zu loben. Den Kotzebue schätzt er im Lustspiel, vor Allen Steigentesch.

15. Juli 1829.

Dramaturgische Blätter. 2. Abtheilung. Dieselbe üble Laune, meistens auch derselbe Witz; z. B. der Aufsatz „Henriette Sontag in Frankfurt". Über Houwald gehts wieder am ärgsten her. In der Critik über das Bild ist er ungerecht. Grillparzer wird ein wahrer Dichter genannt im Gegensatz zu allen Neuen. Das freut mich. Börne ist gewiß nicht partheiisch; er kennt das Gute, nur verkennt er es manchmal. Die Ansichten über Hamlet sind zu sehr hingeworfen, manches originell. Am Schluß der Bemerkungen über den Charakter des Tell, den er sehr tadelt, sagt er, es sei doch ein liebens-

---

[1]) Pag. XX der Vorrede, die besonders trefflich ist: „War nicht Grillparzers jungfräuliche Raupe schön und hold? Nun seht, seht! Man hat sie der ehrlosesten Mißhandlung Preis gegeben, in der Wachtstube der Polizei wurde sie geschmäht u. geschändet u. jetzt schleicht sie bleich und mit verweinten Augen umher, daß einem das Herz vor Mitleid springen möchte."

würdiges Stück. „Was heißt aber ein liebenswürdiges Schauspiel? Ein liebenswürdiges Schauspiel ist ein Schauspiel, das liebenswürdig ist; die Kritik weiß hierüber nichts mehr als jedes andere Frauenzimmer". Das glaub' ich fast auch!

August 1829.

Kaiser Friedrich Barbarossa. Tragödie von Grabbe als Eingang zu: Die Hohenstaufen, ein Cyclus von Tragödien. Schreyvogel lieh mir's, nachdem er vorher weidlich darüber losgezogen. Er hat nicht ganz Unrecht, das Stück ist keck und unkünstlerisch mit politischen Tendenzen, Verkennung der Geschichte: das Verhältniß des Barbarossa zu Heinrich dem Löwen ist läppisch. Nicht die geringste dramatische Anordnung oder Einsicht. Faust ist weit besser. Shakespeare's Einwirkung ist zu sichtbar.

November 1829.

Lustspiele von Steigentesch. 2 Bde. Sehr niedliche anmuthige Sachen. Meistens einaktig. Nur eins ist grosser: Im Zeichen der Ehe. Der Dialog ist höchst nett, witzig, pikant. Die Charakteristik nicht tief, aber geistreich. Im Stoff mehr Anschauung des wirklichen Lebens, als Ideen, vorherrschend.

Nur ein Stück scheint mir gänzlich verfehlt: Die Abreise, in Alexandrinern (meistens männlich), das mit einer Dissonanz endet.

Anmerkungen zu den „Theatralischen Eindrücken".

Abkürzungen: L. = Lustspiel; Sch. = Schauspiel; T. = Trauerspiel. Wo keine andere Angabe, bezieht sich das Datum auf die erste Aufführung im Burgtheater.

1828.

11. März. Menschenhaß und Reue. Sch. 5 A. von Kotzebue. 14. November 1789.

14. März. Maria Stuart. 29. Dezember 1814.

21. März. Wilhelm Tell. 29. November 1827 in Schreyvogels Einrichtung.

23. März. Hans Sachs. Dramat. Gedicht von Deinhardstein. 4. Oktober 1827.

28. März. Jephta. Oratorium von Händel 1751.

12. April. Die Jäger. Sch. 5 A. v. Iffland. 5. Dezember 1786.

13. April. Kabale und Liebe. 23. Juli 1808.

18. April. Der Mann von 50 Jahren. L. 2 A. von P. A. Wolff. 17. April 1828.

18. April. Der arme Poet. Sch. 1 A. von Kotzebue. 22. August 1812.

18. April. Der rechte Weg. Von Hutt. 16. Juni 1804.

20. April. Fiesko. 1. Dezember 1787.

22. April. Der Spieler. Sch. 5 A. von Iffland. 4. Dezember 1795.

24. April. Die Schule der Alten. L. 5 A. von Casimir Delavigne, übersetzt von Mosel. 7. April 1824.

1. Mai. Die Rosen des Herrn von Malesherbes. L. 1 A. von Kotzebue. 19. August 1812.

1. Mai. Die Hagestolzen. L. 5 A. von Iffland. 13. Juli 1792.

2. Mai. Romeo und Julie. In der Übersetzung Schlegels. 20. Dezember 1816.

4. Mai. Bayard. Sch. 5 A. von Kotzebue. 4. November 1801.

8. Mai. Die Indianer in England. L. 3 A. von Kotzebue. 2. April 1790.

10. Mai. Belisar. T. 5 A. von Eduard v. Schenk. 27. Jänner 1827.

14. Mai. König Heinrich IV. 1. T. Nach der Übersetzung von Schlegel und Voß bearbeitet von Schreyvogel. 27. März 1828.

17. Mai. König Heinrich IV. 2. T. 14. Mai 1828.

25. August. Selbstbeherrschung. Sch. 5 A. von Iffland. 29. Dezember 1798

26. August. Mathilde oder Der letzte Wille einer Engländerin. Sch. 3 A. nach dem Französischen von P. A. Wolff. 22. August 1828.

27. August. Die Schuld. T. 4 A. von Müllner. 27. April 1813.

28. August. Der Jude. Sch. 5 A. nach Cumberland von Brockmann. 21. Februar 1795.

29. August. Das war ich. L. von Hutt. 28. Juni 1803.

30. August. Medea. Von Grillparzer. 27. März 1821.

31. August. Der Bräutigam aus Mexiko. L. 5 A. von Clauren. 13. Februar 1823.

1. September. Die Aussteuer. Sch. 5 A. von Iffland. 1. September 1794.

2. September. Isidor und Olga. T. 5 A. von Raupach. 15. Mai 1827.

3. September. Die Heirat aus Vernunft. L. 3 A. nach le mariage de raison. 17. April 1807.

3. September. Der Ehrgeiz in der Küche. L. nach Scribe und Mazarin von Lambert. 20. Jänner 1826.

4. September. Nr. 777. Posse 1 A. von Karl Lebrun. 25. Jänner 1825.

13. September. Die falschen Vertraulichkeiten. L. 3 A. nach Marivaux. Neu bearbeitet. 9. Mai 1810.

14. September. Das Bild. T. 5 A. von Houwald. 18. August 1821.

16. September. Ein treuer Diener seines Herrn. T. 5 A. von Grillparzer. 28. Februar 1828.

17. September. Vormund und Mündel. Sch. 5 A. von Raupach. 3. November 1827.

18. September. Vater und Tochter. Sch. 5 A. von Raupach. Fortsetzung von „Vormund und Mündel".

24. September. Die Brandschatzung. L. von Kotzebue. 20. August 1827.

1. Oktober. Das Hotel von Wiburg. L. 4 A. von Clauren. 28. November 1813.

1. Oktober. Die Quälgeister. L. 5 A. von H. Beck. 26. Dezember 1793.

8. Oktober. Die Advokaten. Sch. 5 A. von Iffland. 29. Juni 1795.

9. Oktober. Albrecht Dürer in Venedig. Sch. 1 A. von Eduard v. Schenk. 4. Oktober 1828.

9. Oktober. Karl II. L. 3 A. nach Walter Scott von Duval, übersetzt von Ludwig Robert. 4. Oktober 1828.

10. Oktober. Lear. Nach Voß' Übersetzung bearbeitet von Schreyvogel. 28. März 1822.

11. Oktober. Die Entführung. L. 3 A. von Jünger. 10. Mai 1790.

14. Oktober. Die Aussteuer. Sch. 5 A. von Iffland. 1. September 1794.

16. Oktober. Eduard in Schottland. Drama in 3 A. nach Duval, bearbeitet von Kotzebue. 22. Februar 1804.

16. Oktober. Der Schauspieler wider Willen. L. 1 A. nach dem Französischen von Kotzebue. 12. Februar 1827.

17. Oktober. Die Liebeserklärung. L. 2 A. nach dem Französischen von Kurländer. 1. Juni 1828.

17. Oktober. Schloß Limburg oder Die beiden Gefangenen. L. 2 A. nach Marsollier von Brockmann. 17. Februar 1802.

20. Oktober. Glück bessert Torheit. L. 5 A. nach dem Englischen von Schröder. 1. April 1782.

21. Oktober. Maske für Maske. L. 3 A. nach Marivaux. 25. Februar 1793.

21. Oktober. Nehmt ein Exempel dran. L. 1 A. in Alexandrinern von Töpfer. 21. Oktober 1828.

22. Oktober. Die beiden Billetts. L. 1 A. von Anton Woll.

25. Oktober. Minna von Barnhelm. 13. April 1776.

27. Oktober. Der Kaufmann von Venedig. Nach Schlegels Übersetzung bearbeitet von Schreyvogel. 3. April 1827.

28. Oktober. Der junge Ehemann. L. 3 A. nach Mazères von Joh. Graf Majlath. 28. Oktober 1828.

29. Oktober. Der Gang ins Irrenhaus. L. 1 A. nach dem Französischen. 20. Dezember 1823.

30. Oktober. Hermann und Dorothea. Idyllisches Familiengemälde nach Goethe von Töpfer. 6. November 1820.

31. Oktober. Der Sekretär und der Koch. L. 1 A. von Scorbe. 16. Mai 1821.

1. November. Isidor und Olga. T. 5 A. von Raupach. 15. Mai 1827.

3. November. Der Hausfriede. L. 5 A. von Iffland. 26. Jänner 1797.

4. November. Bianca und Enrico. T. 5 A. 4. November 1828.

8. November. Die unterbrochene Whistpartie. L. 2 A. von Karl Schall. 20. Jänner 1815.

13. November. Schneider Fips oder Die gefährliche Nachbarschaft. L. von Kotzebue. 4. März 1806.

13. November. Jurist und Bauer. L. 2 A. von Rautenstrauch. 26. Juni 1773.

14. November. Die deutsche Familie. Sch. 5 A. nach Engels „Lorenz Stark“ von Schmidt. 30. Oktober 1803.

21. November. Die Schachmaschine. L. 4 A. nach dem Englischen von Beck. 20. November 1795.

25. November. Das Blatt hat sich gewendet. L. 5 A. nach Cumberland von Schrode. 1. Jänner 1788.

26. November. Parteiwut. Sch. 5 A. v. Ziegler. 28. August 1821.

29. November. List und Liebe. L. 1 A. nach Bouillys „Une folie“. 30. April 1819.

5. Dezember. Die beiden Figaro. L. 5 A. nach dem Italienischen des Marvelli von Jünger. 17. November 1799.

6. Dezember. Der Geizige. L. 5 A. von Molière, von Zschokke bearbeitet. 26. Nobember 1807.

15. Dezember. Das Mädchen von Marienburg. Sch. 5 A. von Kratter. 4. Oktober 1793.

16. Dezember. Die Geldheirat. Charaktergemälde 4 A. von Kurländer. 13. Dezember 1828.

17. Dezember. Das Räuschchen. L. 4 A. von Bretzner. 14. Juni 1789.

29. Dezember. Der Nibelungenhort. T. 5 A. von Raupach. 29. Dezember 1828.

1829.

10. Jänner. Der Vielwisser. L. 5 A. von Kotzebue. 28. Mai 1819.

22. Jänner. Donna Diana. L. 3 A. nach Moretos „El desden con el desden" von West (Schreyvogel). 18. November 1876.

24. Jänner. Die beiden Britten. L. 3 A. nach dem Französischen von Karl Blum. 21. September 1825.

30. Jänner. Der beste Ton. L. 4 A. von Töpfer. 30. Jänner 1829.

1. Februar. Wallenstein in Schreyvogels Bearbeitung. 29. September 1827.

3. Februar. Die Erinnerung. Sch. 5 A. von Iffland. 6. November 1797.

5. Februar. Die Ahnfrau. Im Burgtheater. 21. August 1824.

13. Februar. Der Fürst über alle. L. 5 A. von Raupach. 12. Februar 1829.

14. Februar. Die deutschen Kleinstädter. L. 4 A. von Kotzebue. 22. März 1802.

26. Februar. Der Wirrwarr. L. 5 A. von Kotzebue. 13. November 1818.

27. Februar. Samson. Oratorium von Händel. 1742.

5. März. Die Jungfrau von Orleans. Zum erstenmal nach dem Original. 14. November 1820.

6. März. Das Ritterwort. L. 3 A. 28. Februar 1829.

6. März. Der Kuß durch Anweisung. Posse in 1 A. nach Scribe von Castelli. 26. August 1824.

7. März. Stille Wässer sind betrüglich. L. 4 A. nach Beaumont und Fletcher (Rule a wife and have a wife) von Schröder. 24. April 1787.

13. März. Idamor und Neala. T. 5 A. nach Delavigne.

18. März. Das Alpenröslein. L. 3 A. von Holbein. 29. Dezember 1820.

20. März. Verbrechen aus Ehrsucht. Familiengemälde 5 A. von Iffland. 10. Juli 1784.

24. März. Schüchtern und dreist. L. 1 A. nach Scribe von Kurländer. 24. Jänner 1827.

24. März. Die Laune des Zufalls. L. 3 A. nach Jüngers „Strich durch die Rechnung" von Lebrun. 2. Dezember 1826.

27. März. Der Schneider und sein Sohn. L. 2. A. von A. von Fuß. 23. September 1775.

31. März. Emilia Galotti. 4. Juli 1772.

1. April. Peter und Paul. L. 3 A. nach dem Französischen von Castelli. 6. Februar 1816.

7. April. Nathan. 25. Jänner 1819.

21. April. Die Korsen. Sch. 5 A. von Kotzebue. 9. Dezember 1797.

23. April. Der Westindier. L. von Cumberland. 1774.

29. April. Armut und Edelsinn. L. 4 A. von Kotzebue. 24. März 1794.

2. Mai. Der Amerikaner. L. 5 A. von Vogel. 14. Februar 1799.

5. Mai. Der Vorsatz. Ländliches Gemälde 1 A. von Holbein. 18. Juli 1808.

5. Mai. Die seltsame Audienz. L. 2 A. von Lippert. 22. Jänner 1800.

7. Mai. Corregio. Dramat. Gedicht 5 A. von Oehlenschläger. 30. August 1815.

9. Mai. Die Fürsten Chavansky. T. 5 A. von Raupach. 24. Oktober 1819.

10. Mai. Der Straßenräuber aus kindlicher Liebe. Sch. von Kotzebue. 25. April 1791.

13. Mai. Der Ring. L. 5 A. nach Farquhar von Schröder. 4. Oktober 1783.

15. Mai. Sappho. 21. April 1818.

17. Mai. Der Erbvertrag. Dramatisches Gedicht 5 A. von F. W. Vogel. 22. Oktober 1825.

24. Mai. Johanna von Montfaucon. Romant. Gemälde 5 A. von Kotzebue. 25. Jänner 1799.

28. Mai. Das Intermezzo. L. 5 A. von Kotzebue. 5. Dezember 1808.

31. Mai. Rettung für Rettung. Sch. 5 A. von Heinrich Beck. 14. Oktober 1799.

2. Juni. Macbeth. In Schillers Bearbeitung. 13. Februar 1808.

4. Juni. Die Aussteuer. L. 5 A. von Iffland. 1. September 1794.

6. Juni. Der alte Junggeselle. L. 3 A. von Schröder. In der neuen Bearbeitung. 5. Juni 1829.

8. Juni. Pagenstreiche. Posse 5 A. von Kotzebue. 20. Februar 1819.

13. Juni. Die silberne Hochzeit. Sch. 5 A. von Kotzebue. 26. März 1798.

15. Juni. Don Carlos. 23. August 1809.

19. Juni. Der Oberst. L. 1 A. nach Scribe von Kurländer. 16. Oktober 1811.

19. Juni. Der Verräter. L. 1 A. von Holbein. 19. Oktober 1810.

24. Juni. Die Mündel. Sch. 5 A. von Iffland. 17. August 1787.

25. Juni. Die Waffenbrüder. Kleists „Familie Schroffenstein", bearbeitet von Holbein. 12. September 1823.

27. Juni. Die erste Liebe. L. 3 A. von Johanna Weissenthurn. 18. März 1809.

15. Juli. Othello. Oper von Rossini. 1816.

3. August. Das Käthchen von Heilbronn. Eingerichtet von Schreyvogel. 22. November 1821.

8. August. Das Epigramm. L. 4 A. von Kotzebue. 25. September 1798.

10. August. Die Helden. L. 1 A. von Marsano. 10. August 1829.

12. August. Der bucklige Liebhaber. Posse. 1 A. nach dem Französischen von Castelli. 28. Jänner 1822.

18. August. Eine Laune des Zufalles. Eine Bearbeitung von Züngers „Der Strich durch die Rechnung" von Lebrun. 2. Dezember 1826.

22. August. Er mengt sich in alles. L. 5 A. von Jünger. 23. August 1799.

25. August. Die Schweizerfamilie. Singspiel 3 A. von Josef Weigl. 14. März 1809.

2. September. Die Heirat aus Neigung. Sch. 3 A. nach Scribes „Malvina" von Kurländer. 1. September 1829.

11. September. Don Gutierre oder Der Arzt seiner Ehre. Tr. 5 A. nach Calderons „El medico de su honra" von Schreyvogel (West) bearbeitet. 18. Jänner 1818.

14. September. Gabriele. Drama 3 A. nach „Valerie" von Scribe und Melesville bearbeitet von Castelli. 13. März 1823.

16. September. Iphigenie. 7. Jänner 1800.

21. September. Der gutherzige Polterer. Nach Goldonis „Le bourru bienfaisant" in neuer Bearbeitung. 21. September 1829.

21. September. Hans am Scheidewege. Ländliche Szene von Kurländer. 11. Mai 1822.

22. September. Phädra in Schillers Übersetzung. 17. Dezember 1808.

23. September. Komm her. Dramatische Aufgabe 1 A. von Franz Elsholz. 16. September 1826.

24. September. Der Ersatz. L. 4 A. von Vogel. 4. Oktober 1802.

4. Oktober. Bretislav und Jutta. Historisches Sch. 5 A. von Karl Egon Ebert. 3. Oktober 1829.

11. Oktober. Fridolin. Dramatisches Gedicht nach Schillers „Ballade“ von Holbein. 14. Jänner 1806.

24. Oktober. Liebhaber und Geliebte in einer Person. L. 1 A. von Kurländer. 23. August 1813.

27. Oktober. Er halt alle zum besten. L. 5 A. von Wilhelm Vogel. 27. Oktober 1829.

3. November. Maximilians Brautzug. Dramatisches Gedicht 5 A. von Deinhardstein. 3. November 1829.

4. November. Graf Ory. Oper von Rossini.

4. Dezember. Toni. Drama. 3 A. von Th. Körner. 17. April 1812.

11. Dezember. Die unheilbringende Krone oder König ohne Reich, Held ohne Mut, Schönheit ohne Jugend. Zauberspiel von Raimund. Erste Aufführung im Leopoldstädter Theater am 4. Dezember 1829.

Verlag von Carl Konegen in Wien.

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft.

Herausgegeben von

Karl Glossy.

Erster Jahrgang 1890.

Inhalt: Bericht über die Gründung der Grillparzer-Gesellschaft. — Aus dem Grillparzer-Archiv: Briefe von und an Grillparzer (an Eltern und Geschwister, Familie Sonnleithner, Jugendfreunde. Hofmeisterjahre. Aus dem Verkehr mit Frauen Schwestern Fröhlich. Literatur und Theater. Vormärzliches, Ehrung). Anmerkungen. — Briefe an Grillparzer aus dem Nachlasse von Josef Weilen

Gr.-8. XXXIX und 416 Seiten.

Zweiter Jahrgang 1891.

Inhalt: Grillparzers Beamtenlaufbahn. Einleitung. I. Aktenstücke. II. Berichte des Archivdirektors Grillparzer. III. Tagebuchblätter. Anmerkungen. — Briefe von Grillparzer. — Jahresbericht der Grillparzer-Gesellschaft.

Gr.-8. XXXII und 339 Seiten.

Dritter Jahrgang 1892.

Inhalt: August Sauer: „Ein treuer Diener seines Herrn." — Jakob Minor: Grillparzer als Lustspieldichter und „Weh' dem, der lügt". — Moritz Necker: Ernst Freiherr von Feuchtersleben, der Freund Grillparzers. — Aus dem Grillparzer-Archiv: Tagebuchblätter. — Briefe von Karoline Pichler an Therese Huber. — Eugen Kilian: Miszelle zum 2. Teil der Vließ-Trilogie. — Hermann Hango: Prolog zur Ahnfrau-Feier. — Berichtigungen und Nachträge. — Jahresbericht der Grillparzer-Gesellschaft. — Mitglieder-Verzeichnis. Gr.-8. 398 Seiten.

Vierter Jahrgang 1893.

Inhalt: Johannes Volkelt: Grillparzer als Dichter des Zwiespaltes zwischen Gemüt und Leben. — Hieronymus Lorm: Grillparzers „Der arme Spielmann". — August Sauer: Briefe von Katharina Fröhlich an ihre Schwestern. — Richard Batka: Grillparzer und der Kampf gegen die deutsche Oper in Wien. — Karl Glossy: Briefe von Ferdinand Raimund an Toni Wagner. — Moritz Necker: Franz Nissel. — Franz Ilwof: Ein Brief Grillparzers an Karl Gottfried Ritter von Leitner. — Ludwig August Frankl: Franz Grillparzer an Anastasius Grün. — Robert Zimmermann: Aus Gesprächen mit Grillparzer. — Ludw. Aug. Frankl: Prolog. — Jahresbericht der Grillparzer-Gesellschaft. Gr.-8. 366 Seiten.

Fünfter Jahrgang 1894.

Inhalt: Karl Glossy: Aus Bauernfelds Tagebüchern I. 1819—1848. — August Sauer: Grillparzer und Katharina Fröhlich. — Rudolf v. Payer: Hamerling als Gymnasiallehrer. — Briefe von Grillparzer, herausgegeben von Anton Schlossar und Wilhelm Schäfer. — Fritz Lemmermeyer: Aus dem Tagebuche der Freiin v. Knorr. — Jahresbericht der Grillparzer-Gesellschaft.

Gr.-8. XVIII und 316 Seiten.

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft.

Herausgegeben von

Karl Glossy.

Sechster Jahrgang 1895.

Inhalt: Anton Schlossar: Anastasius Grün (Graf Anton Auersperg) und Karl Gottfried Ritter v. Leitner. — Karl Glossy: Aus Bauernfelds Tagebüchern II. 1849—1879. — J. Holland: Briefe von Moritz von Schwind an Bauernfeld. — Jahresbericht der Grillparzer-Gesellschaft. Gr.-8. 320 Seiten.

Siebenter Jahrgang 1896.

Inhalt: August Sauer: Proben eines Kommentars zu Grillparzers Gedichten. — Eugen Probst: J. B. von Alxinger. — Anton Schlossar: Zwei Briefe von Zedlitz an Josef von Hammer-Purgstall. — Karl Glossy: Zur Geschichte der Wiener Theaterzensur. I. — Jahresbericht der Grillparzer-Gesellschaft.
Gr.-8. 348 Seiten.

Achter Jahrgang 1897.

Inhalt: Friedrich Jodl: Grillparzer und die Philosophie. — Alfred Freih. von Berger: Der Purpurmantel. — Eduard Castle: Der Dichter des Soldatenbüchleins. — Wolfg. von Wurzbach: Das spanische Drama am Wiener Hofburgtheater zur Zeit Grillparzers. — Alexander von Weilen: Briefe Franz Dingelstedts an Friedrich Halm. — Kleine Beiträge zur Biographie Grillparzers und seiner Zeitgenossen. — Karl Glossy: Aus den Lebenserinnerungen des Josef Freiherrn von Spaun. — Karl Glossy: Josef Schreyvogels Projekt einer Wochenschrift. — Emil Reich: Bericht über die VIII. Jahresversammlung der Grillparzer-Gesellschaft. — Josef Lewinsky: Nachruf an Robert von Zimmermann.
Gr.-8. 335 Seiten.

Neunter Jahrgang 1898.

Inhalt: Dr. J. Minor: Zur Geschichte der deutschen Schicksalstragödie und zu Grillparzers „Ahnfrau". — Wolfg. v. Wurzbach: „Die Jüdin von Toledo" in Geschichte und Dichtung. — Dr. Emil Horner: Bauernfelds „Fortunat". — Dr. Anton Schlossar: Ungedruckte Briefe Adalbert Stifters. — Karl Glossy: Zur Geschichte des Trauerspiels „König Ottokar's Glück und Ende". — Dr. Michael M. Rabenlechner: Grillparzer über Hamerling und Hamerling über Grillparzer. — Josef Schreyvogel: Der Roman meines Lebens. Fragment. — Franz Dingelstedt: Die Poesie in Österreich. Mit einem Vorwort von Karl Glossy. — Dr. Emil Reich: Robert von Zimmermann. Ein Nachruf. — Dr. Emil Reich: Bericht über die IX. Jahresversammlung der Grillparzer-Gesellschaft.
Gr.-8. 339 Seiten.

Gesellschafts-Buchdruckerei Brüder Hollinek, Wien, III., Erdbergstraße 3.







